This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

J 94617.

Johann Kaspar Lavater's

Physiognomik

im

Auszuge.

Herausgegeben

von

Johann Kaspar Orelli.

In zwei Bänden mit vierundzwanzig Portraits.

Dritte, unveränderte Auflage.

Erster Band.

Zürich,

Druck und Verlag von Friedrich Schulthess.

1860.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 JAN. 1936
OF OXFORD

Vorwort.

Das regsame Streben der deutschen Nation, sich ihre frühern Klassiker wieder zugänglicher zu machen, manchem beinahe vergessenen endlich volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist immerhin ein erfreuliches Zeichen der Zeit, selbst wenn jenes Wiederauflegen, Ergänzen, Erklären sich zuweilen einem übertriebenen Eifer, ja der Zudringlichkeit nähern sollte. Es zeugt von dem allgemeinen, tiefgefühlten Bedürfnisse, ungesäumt zu demjenigen zurückzukehren, was unsere Ahnen und Väter begeisterte und erfreute; es ertheilt zugleich den deutlichen Wink, wie das Neue und Neueste seit Göthe und Tieck der Nation nicht volle und dauernde, nicht einzige Befriedigung zu gewähren vermöge.

Zu den vor vier Jahrzehnten noch einflußreichsten und gefeiertesten Schriftstellern gehörte bekanntermaßen der geniale Johann Kaspar Lavater. Welche Begeisterung er damals weckte, ergibt sich aus unzähligen Zeugnissen von Freunden und Feinden. Folgendes, erst neulich bekannt gewordene, ist schon wegen des darin herrschenden Unmuthes merkwürdig:

„Alles, Alles ist jetzt Lavaterisch, Göthisch, Herderisch und Lenzisch, und gerade die Kunstrichter, die sich nicht von

dem Neologischen in der Denkungsart und Sprache hinreißen lassen, beobachten ein tiefes Stillschweigen!“ [1]

Allmälig trat Lavater ziemlich in den Hintergrund zurück, ja das jüngere Geschlecht kennt ihn kaum anders, als vom Hörensagen oder aus unsern Literaturgeschichten, deren Lob und Tadel bald aus dem Gedächtnisse hinschwindet. Jedenfalls haben diese bisanhin kein Verlangen nach einer zeitgemäßen Erneuerung seiner Geisteserzeugnisse hervorgerufen.

Unstreitig war Lavater's irdisches Dasein und Wirken bis zu seinem tragischen Ende ein in sich vollendetes, organisches Kunstwerk der in der Menschennatur wirksamen Gottheit.

Dieselbe ewig waltende Macht hat Göthe und Lavater zuerst auf's Innigste vereint, auf daß sie sich wechselseitig mit Geistesleben durchdringen sollten; dann unwiederbringlich getrennt, auf daß diese großen Gestirne, jedes ganz frei seine eigene Bahn wandelte, in der Idee aber aus beiden eine höhere Einheit sich gestaltete und der deutschen Nation in hellstem Lichte strahlte.

Abgesehen von Lavater's so bedeutendem Wirken durch das lebendige Wort, durch unermeßlichen Briefwechsel und die oft kühne, rasche That hat er in seinen Schriften uns so viel des für alle Zeiten Dauernden mitgetheilt, daß es endlich an der Zeit schien, Deutschland, wenn auch vorerst nur in sehr sparsamem Maße, eine Auswahl des Geistreichsten, Originellsten, Ergreifendsten, Anmuthigsten vorzulegen. Und dieß um so mehr, da einige der anziehendsten Lava-

---

1 Felix Christian Weiße an Johannes Peter Uz. 3. April 1776. (Morgenblatt 1840, S. 1208.)

teriſchen Werke, wie die „Worte Jeſu von einem chriſtlichen Dichter“, eine vollſtändige „Handbibliothek“, und in dieſer eines ſeiner vollendetſten Erzeugniſſe, die „drei Geſpräche über Wahrheit und Irrthum, Sein und Schein,“ ſchon zu Seltenheiten geworden, und ſomit dem zahlreichen Theile des Publikums, welches, neben den Tageserzeugniſſen, auch frühere Klaſſiker kennen lernen und genießen will, wie aus der Hand genommen ſind.

„Doch woher gerade dein Beruf für dieſes Unternehmen?“ — ſo fragen zweifelnd Manche.

Als Antwort nur ſo viel: Obſchon ich mich durchaus nicht zu allen Anſichten, Urtheilen und Meinungen Lavater's bekenne, trage ich doch das Bewußtſein in mir, mit völliger Unbefangenheit dasjenige herausgehoben zu haben, was mir ſeine Individualität beſonders zu bezeichnen, für den jetzigen Leſer genießbar, anregend und anziehend zu ſein ſchien; ich verfuhr ſo unparteiiſch, als ich es nur immer thun würde, wenn mir beifiele, eine Chreſtomathie aus Platon und Cicero oder aus — Philon und Plotinos herauszugeben. Und mit dieſem kleinen Denkmale erfülle ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die Deutſche; — denn in allem Geiſtigen, Wiſſenſchaftlichen, Künſtleriſchen bildet Deutſchland und die deutſche Schweiz nur Ein Volk; — erfülle eine Pflicht der Pietät gegen den herrlichen, wunderbaren Lavater ſelbſt. Mit meinen Eltern war er durch innige Freundſchaft verbunden; tief wirkte dieß anmuthige Verhältniß, wie das ganz ähnliche des Vaters und der Mutter mit dem genialen Maler, Heinrich Füßli, und mit Peſtalozzi, dem unſterblichen Begründer der echten Volksbildung, wie auf mein Gemüth, ſo auch auf meine äußern Lebensſchickſale ein. Noch ſah ich jene majeſtätiſche

Geſtalt in vollſter Lebenskraft, mit blitzendem Auge überſtrömend von Witz, Frohſinn und Tiefſinn, nie finſter, ſtets mild, und lieblich ſchäkernd mit mir, dem Knaben. O, es war eine ſchöne Zeit! Aber ich ſah ihn auch auf ſeinem Lager, tödtlich verwundet durch einen beſinnungsloſen Söldling der Helvetiſchen Republik, hörte ihn laut ſtöhnen in den Schmerzen, die ſein Inneres gräßlich durchbohrten. — Solche Erinnerungen erlöſchen nimmermehr; ſie werden einmal zur That.

Merkwürdiger Weiſe trifft es ſich, jedoch rein zufällig, ſo, daß dieſes Jahr, wo Lavater's von mir ausgewählte Schriften erſcheinen, zugleich die erſte Secularfeier ſeines Eintretens in dieſes Daſein iſt, welches er ſo geiſtvoll, mannigfaltig, ſtets würdig und mit hoher Kraft in Allem ausgeſtattet, durchgelebt hat. Auch dieſe Erinnerung möge dem Denkmale, welches ich ihm zu errichten verſuche, freundliche Blicke zuwenden!

Zürich,
an meinem fünfundfünfzigſten Geburtstage,
13. Februar 1841.

Johann Kaſpar Orelli.

Vorwort zur Phyſiognomik.

Unerläßlich erſchien es, der Auswahl aus Lavater's Phyſiognomik mehrere der darin beſprochenen Geſichtsbildungen beizugeben, um den jetztlebenden Leſer ſowohl des in der vollſtändigen Ausgabe, als in dem Armbruſter'ſchen Auszuge nicht ſehr zugänglichen Werkes in den Stand zu ſetzen, das Bild und die Beurtheilung vermittelſt eigener Anſchauung zu vergleichen.

Das Leichteſte und Natürlichſte wäre nun geweſen, von den Kupfern des Lavater'ſchen Werkes ſelbſt Umriſſe zu geben; denn nur ſolche geſtattete die ganze Anlage unſerer Ausgabe.

Allein er ſelbſt klagt ſo oft gerade in den unſern Umriſſen entſprechenden Kupfern über Verwiſchung der bezeichnendſten Züge, über falſche Zeichnung, bald des Mundes, bald der Naſe, bald der Stirne, daß man bei der Leſung nicht ſelten in Verzweiflung geräth. Leicht begreiflich: **Er konnte**, als nicht ſehr begüterter Mann, die Arbeit meiſtens nur ſehr ungeübten Anfängern übertragen.

Einige Bilder mußten wir freilich nothgezwungen den Lavater'ſchen ganz nachbilden. Mehrere legen wir dem Leſer nach beſſern Muſtern vor.

Der treffliche Künſtler, Herr Heinrich Meyer von Zürich, welchem wir dieſe Umriſſe verdanken, theilt mir darüber Folgendes mit:

1. Kleinjogg nach mehrern Porträts und Lavater.
2. Judas nach Lavater.
3. Jomelli nach Demſelben.
4. Michael Schupach nach Demſelben.
5. Homer nach Visconti. (Iconografia.)
6. Julius Cäſar nach Demſelben.
7. Platon nach Demſelben.
8. Iſokrates nach Demſelben.
9. Scipio nach Demſelben.
10. Tiberius nach Demſelben.
11. Brutus nach Demſelben.
12. Carteſius nach Lavater.
13. Zwingli nach Keller's Fac-simile von Hans Aſper's Bild.
14. Borromäus nach Lavater.
15. Spinoza nach einem neuern, guten Kupferſtiche.
16. Rudgerodt nach Lavater.
17. Thut ebenſo.
18. Loyola ebenſo.
19. Zinzendorf nach Banſe.
20. Göthe nach Kügelgen und Heß.
21. Friedrich II. nach Chodowiecki.
22. Cenci nach Guids Reni. (Caravaglia.)
23. Madonna nach Raphael. (Edelink.)
24. Michelangelo Buonarroti nach Julio B. (in Condivi Vita di Michelagnolo. Firenze 1746. fol.

Das größere Werk, welchem das in unſerer Sammlung Mittheilbare entnommen iſt, führt den Titel:

„Phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. C. Lavater. Vier Verſuche. Leipzig und Winterthur 1775—1778. 4°.

Später erſchienen:

„J. C. Lavater's phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe. Verkürzt herausgegeben von Johann Michael Armbruſter. Winterthur 1783. 3 Bände. 8°."

Am Schluſſe des erſten Bandes findet ſich folgende Erklärung Lavater's:

„Ich habe dieſes Bändchen der phyſiognomiſchen Fragmente ſowohl erſt in der Handſchrift, als nachher gedruckt ſorgfältig durchgeleſen, und kann anders nicht, als ihm meine völlige Billigung geben. Was ich in den neu hinzukommenden Urtheilen zu verbeſſern nöthig fand, habe ich wie mein eigenes Manuſkript, mit Wiſſen und Zuſtimmung des Herausgebers verbeſſert, ſo daß ich nun dazu, wie zu meinem eigenſten Werke, ſtehen kann."

Einige Abweichungen des Auszuges hat der jetzige Herausgeber angegeben und mit A. bezeichnet, ſowie auch paſſende Zugaben aus demſelben eingeſchaltet.

Physiognomik.

Einleitung.

Würde der menschlichen Natur.

„Und Gott sprach:

„„Lasset uns Menschen machen, unser Bild,
Gestalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche.““

„Wie hier die Schöpfung stille steht und wartet, Wasser und Luft und Erde und Staub, Alles erfüllt, belebt, wimmelnd und wogend! Aber, wo ist sinnlicher Zweck deß Allen? Einheit? Jedes für sich eine Insel! jedes ein genießendes Geschöpf auf Einem Punkte! Wo Etwas, das gewissermaßen Alle genieße? Blick, der sie Alle sammle? Herz, das sie Alle fühle! Die ganze Schöpfung scheint zu trauern, zwecklos zu genießen, und nicht genossen zu werden. Wüste! ödes Gewimmel! der Puls der Schöpfung harrt!“

„Ist es möglich, ein solches Geschöpf, die Krone, die höchste sinnliche Einheit alles Sichtbaren! Wäre es, — es wäre gleichsam ein Nachbild, ein Repräsentant der Gottheit in sichtbarer Gestalt, — ein Untergott, ein Statthalter, ein Herrscher, — die Gottheit in seinem Bilde![1] Welch Geschöpf!“

Die Gottheit berathschlaget: — noch schlafen die Kräfte dieser neuen Schöpfung! Diese Gestalt im Bilde wäre sodann innig, un-

1 im Bilde. A.

endlich ſchöner und lebender, als Fluren, Hain und Gebirg und Elyſium! Innig ſchöner und lebender, als Fiſch und Vogel, Gewürm und Thier aller Gattungen und Arten! In ihn gleichſam der Gedanke, die Schöpfungs- und Herrſchungsgabe des Unſichtbaren geſenkt! Wie würde ſein Blick? wie That[1], Leben, Geſtalt? Was wäre die ganze Natur gegen dieſe menſchliche Seele? was wäre rathſchlagend, wie er?[2] ſchaffend, herrſchend, das ſichtbare Ebenbild der Gottheit?"

„Der Rathſchlag iſt vollendet:

„„Gott ſchuf den Menſchen, ſein Bild!
Zum Gleichniß Gottes ſchuf er ihn,
Er ſchuf ſie, Einen Mann und Ein Weib!""

„Konnte in aller Welt mehr das Menſchengeſchöpf geehrt und gleichſam vergöttert werden, als durch dieſe Pauſe, durch dieſen Rathſchlag Gottes? durch Prägung zum Bilde Seiner."

„Gott ſchuf den Menſchen, Sein Bild!
Er ſchuf ihn zum Gleichniß Gottes."

„Einfältig, edel und aufſchließend für die Natur des Menſchen!"

„Siehe da ſeinen Körper! die aufgerichtete, ſchöne, erhabene Geſtalt! Nur Hülle und Bild der Seele! Schleier und Werkzeug der abgebildeten Gottheit! wie ſpricht ſie von dieſem menſchlichen Antlitz in tauſend Sprachen herunter! offenbart ſich mit tauſend Winken, Regungen und Trieben nicht darin, wie in einem Zauberſpiegel, die gegenwärtige, aber verborgene Gottheit? So ein unnennbares Himmliſches im menſchlichen Auge; das Zuſammengeſetzte aller Züge und Mienen! So zeichnet ſich die unanſchaubare Sonne im kleinen, trüben Waſſertropfen! Die Gottheit in eine grobe Erdgeſtalt verſchattet!"

---

1 Welch' ein Blick! welche That! A.
2 ſie. A.

„Gottheit! wie kräftig und freundlich haſt du dich im Menſchen geoffenbart! Siehe das ſchönſte Vorbild von Einkleidung und Schönheit! den menſchlichen Körper! Einheit im Mannigfaltigen! Mannigfaltiges in Einem! Wie er da ſteht in ſeinem hohen Eins! Wohlgeſtalt[1], Ebenmaße, Symmetrien durch alle Formen und Glieder, und welch' ein Mannigfaltiges! Immer eins und immer wie ſanft, wie biegſam verändert!"

„Betrachte dieß göttliche, ſeelenvolle Menſchenantlitz! Mannigfaltigkeit und Einheit! Einheit und Mannigfaltigkeit! Der Gedanke dieſer Stirn, Blick des Auges, Hauch des Mundes, Miene der Wange! wie Alles ſpricht und zuſammenfließt! Einklang![2] alle Farben in Einem Strahl der Sonne!.... Gemälde des ſanfteſten, unermeßlichſten Inhaltes!"

„Gott ſchuf den Menſchen, ſein Bild,
Zum Gleichniß Gottes ſchuf er ihn,
Er ſchuf ihn, Mann und Weib!"

„Da ſteht er! in all' ſeinem Göttlichen! Gleichniß Gottes und der Natur! Inbegriff aller Rege, Schöpferskraft und Wirkung! Studirt ihn; zeichnet ſeine Geſtalt, wie die Sonne im Waſſertropfen... All' euere Götter, Helden und Göttinnen, weß Alters, Zeichens, Stellung, Bedeutung ſie ſein mögen — **disiecti membra poëtae**! Und das höchſte, aus aller Welt geſammelte Engelsideal, wie es etwa Plato-Winkelmann träumen und Apelles-Raphael mit einem zitternden Zuge ſchaffen kann! Venus-Anadyomene und Apollo wird es nimmer werden! Nur ſchöne Schattenbilder; dieſe in Einer Geſtalt oft tief geneigte Schatten am Untergange der Sonne! Laſſet Künſtler und Dichter, wie Bienen den Reichthum und Kraft und Süßigkeit und Fülle aus der ganzen ſichtbaren Natur ſammeln: Bild Gottes,

---

1 Welche Wohlgeſtalt! A.
2 Ein Klang. A.

Inbegriff der Schöpfung, Gemächte voll Rege und Bedeutung nach hohem Gottes Rathſchluſſe — es wird Ideal der Kunſt ſein und bleiben! Menſchheit! heiliges und entweihtes Bild Gottes! geſchwächter und zerriſſener Inbegriff aller Schöpfung! Tempel, in dem und an dem ſich die Gottheit zuerſt und nach Wunderzeichen und Propheten, zuletzt zu offenbaren würdigte — durch den Sohn! den Abglanz der Herrlichkeit Gottes! den Ein- und Erſtgebornen! durch den und in dem Welten verfaſſet worden! den zweiten Adam! O Menſchheit! was ſollteſt du ſein und was biſt du geworden!“ [1]

Wäre die große Wahrheit, die in dieſer Stelle liegt, mir immer gegenwärtig, innig lebendig in mir, welch' ein Buch würde ich ſchreiben! Sobald ich ſie vergeſſe, wie unerträglich werde ich dir ſein, dir, für den ich eigentlich allein ſchreibe, — Gläubiger an die Würde und Gottähnlichkeit der menſchlichen Natur!

Erſtes Fragment.

Von der Geringheit meiner phyſiognomiſchen Kenntniſſe.

Es liegt mir gar ſehr viel daran, meine Leſer nicht mehr von mir erwarten zu laſſen, als ich ihnen wirklich zu geben im Stande bin. Wer ein großes, phyſiognomiſches Werk herausgibt, der ſcheint zu verſtehen zu geben, daß er unendlich viel mehr über die Phyſiognomik zu ſagen wiſſe, als ſeine Zeitgenoſſen. Er ſetzt ſich dem beißendſten Spott aus, wenn ihm einmal ein Fehlurtheil entrinnt, und macht ſich wenigſtens bei denen, die ihn nicht leſen, bloß um ſeiner, ihm vielleicht nur angedichteten Prätenſionen willen, lächerlich.

Von ganzer Seele verachte ich (Gott und Alle, die mich kennen, wiſſen's), alle Charlatanerie, alle die lächerlichen Prätenſionen von

---

1 Herder's älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes. 1. Theil.

Allwiſſenheit und Unfehlbarkeit, die ſo manche Schriftſteller unter tauſend Geſtalten blicken laſſen und ihren Leſern inſinuiren wollen.

Vor allen Dingen alſo ſage ich, was ich ſchon oft, was ich bei allen Gelegenheiten geſagt habe, obgleich es Alle [1], die über mich und mein Unternehmen urtheilen, ſich und Andern zu verhehlen beliebten [2]: „daß ich ſehr wenige phyſiognomiſche Kenntniß beſitze, daß ich mich unzählige Male in meinen Urtheilen geirrt habe, und noch täglich irre.“ Daß aber gerade eben dieſe Irrthümer und Fehlſchüſſe das natürlichſte und ſicherſte Mittel waren, meine Kenntniſſe zu berichtigen, zu befeſtigen und zu erweitern.

Vielleicht wird es manchem meiner Leſer nicht ganz unangenehm ſein, etwas von dem Gange meines Geiſtes in dieſer Sache zu wiſſen.

An Alles in der Welt dachte ich wohl vor meinem fünfundzwanzigſten Jahre eher, als daran, daß ich je ein Wort über die Phyſiognomik ſchreiben, daß ich nur die mindeſte Nachforſchung darüber anſtellen wollte. Es fiel mir gar nicht ein, nur Ein phyſiognomiſches Buch zu leſen oder die mindeſten Beobachtungen zu machen, viel weniger zu ſammeln. Die äußerſte Empfindlichkeit meiner Nerven ward indeß bisweilen von gewiſſen Menſchengeſichtern das erſte Mal, da ich ſie ſah, ſolchergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß die Erſchütterung lange noch fortdauerte, nachdem ſie weg waren, ohne daß ich wußte, warum? ohne daß ich auch nur weiter an ihre Phyſiognomie dachte. Ich urtheilte einige Male, ohne urtheilen zu wollen, dieſen erſten Eindrücken gemäß, und — ward ausgelacht, erröthete, — und wurde behutſam. Jahre gingen vorbei, ehe ich es wieder wagte, ein ſchnelles, durch den erſten Eindruck gleichſam abgenöthigtes Urtheil zu fällen. Unterdeſſen zeichnete ich etwa einen Freund, auf deſſen Geſicht mein

1 beinahe Alle. A.
2 Andern verhehlen. A.

Auge einige Minuten vorher ſtill betrachtend verweilt hatte. Denn von meiner früheſten Jugend an hatte ich einen ſehr ſtarken Hang zum Zeichnen, und beſonders zum Porträtzeichnen, obwohl ich wenig Fertigkeit und wenig Geduld dazu hatte. Durchs Zeichnen fing mein dunkles Gefühl an, nach und nach ſich einigermaßen zu entwickeln: die Proportion, die Züge, die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der menſchlichen Geſichter wurden mir merkbarer. Es fügte ſich, daß ich etwa zween Tage nach einander ein paar Geſichter zeichnete, die gewiſſe ſehr ähnliche Züge hatten. Dieß fiel mir auf, und ich erſtaunte noch mehr, da ich aus andern Daten zuverläßig wußte, daß die Perſonen ſich durch etwas ganz Beſonderes in ihrem Charakter auszeichneten.

Ich will eine der erſten Veranlaſſungen dieſer Art, und was ſollte mich davon abhalten? noch umſtändlicher erzählen. Die Phyſiognomie des berühmten Herrn Lambert, der ſich vor mehr als zwölf Jahren in Zürich aufgehalten und den ich nachher wieder in Berlin zu finden das Vergnügen hatte, war eine von den erſten, die mich durch ihre ganz außerordentliche Bildung frappirte, meine innerſten Nerven zittern machte, und mir ein — ich weiß nicht, was? — von Ehrfurcht inſpirirte. Dieſe Eindrücke wurden aber bald von Andern verdrängt; ich vergaß Lambertен und ſeine Geſichtsbildung. Wohl drei Jahre nachher zeichnete ich, um noch wenigſtens ſein Bild zu retten, meinen tödtlich kranken Herzensfreund, Felix Heß [1].

---

1 Dieſes Bild wäre ich meinen Leſern ſchuldig, und würde es ihnen mit großem Vergnügen mittheilen aber ich bin es nicht im Stande; es war das beſte, das fleißigſte, das ich je gezeichnet, weit unterm Original, aber doch nicht unähnlich! Ich ſandte es nach dem Tode des Seligen an unſern gemeinſchaftlichen Freund, Herrn Füßlin, nach London, daß er es maleriſch ausführen und in einer allegoriſchen Dekoration radiren ſollte. Aber es gefiel der Vorſehung nicht, daß ich das, zwar kränkelnde, Bild meines nun verklärten Bruders behalten, viel weniger gemein machen ſollte!

Tausend Mal hatte ich ihn angesehen, ohne einmal seine Physiognomie mit Lambert's zu vergleichen; ich hatte ihn in Lambert's Gesellschaft gesehen, mit Lamberten kontrovertiren gehört und — wohl ein unwiderleglicher Beweis meines, wenigstens damals, stumpfen Beobachtungsgeistes — und beobachtete nicht die mindeste Aehnlichkeit.

Aber, indem ich zeichnete, fiel es mir sogleich auf, stand sogleich Lambert's erwecktes Bild vor mir. „Du hast Lambert's Nase!“ sagte ich meinem Freunde. Je mehr ich daran zeichnete, desto spürbarer wurde mir die Aehnlichkeit. Ich will Heßen nicht mit Lamberten vergleichen, nicht sagen, was Heß hätte werden können, wenn es Gott gefallen hätte, ihm mehrere Jahre zu schenken. Heß hatte keine Ader zur Mathematik; hatte gewiß nicht das tief dringende Genie dieses so einzigen Mannes; sein Temperamentscharakter ist von Lambert's sehr verschieden, so verschieden, als ihre Augen und Stirnen; aber in der Feinheit, in der Art ihrer Nasen waren sie sich ziemlich ähnlich, und beide zeichnen sich in ungleichem Grade durch großen, hellen, vielfassenden Verstand aus. Dieses wußte ich ohne alle Rücksicht auf ihre Physiognomien; aber diese Aehnlichkeit der Nasen schien mir so sonderbar, daß ich auf dergleichen Aehnlichkeiten wenigstens beim Zeichnen aufmerksamer zu werden begann.

Dieß Zusammentreffen verschiedener Gesichter, die ich zufälliger Weise oft in Einem Tage zeichnete, und die sich mir gleichsam aufdringende Aehnlichkeit, wenigstens gewisser Seiten des Charakters der

---

In Herrn Füßlins Wohnung brach Feuer aus; Alles, was er hatte, ein Schatz der kostbarsten Zeichnungen, sieben über Leben große Apostel, die er für eine Kirche in England fertig hatte, und hundert gedankenreiche Skizzen, handschriftliche Poesieen und unter diesem Allen auch das Bild meines Freundes brannten zu Asche. Wer etwas von Füßlin weiß, wird diese Anekdote nicht für geringfügig halten; Füßlin, der so manche Talente von Klopstock, Raphael und Michél Angelo in sich vereinigt.

Urtheiler, ward mir immer wichtiger, machte mich immer aufmerkſamer. Doch bei dem Allem war mir noch nicht in den Sinn gekommen, auf Beobachtungen gleichſam auszugehen, viel weniger die Phyſiognomik zu ſtudiren. Selber das Wort Phyſiognomik war mir noch eins meiner ungebrauchteſten Wörter.

Von ungefähr fügte es ſich, daß ich einmal neben Herr Zimmermann, jetzigem königlich-großbritanniſchen Leibarzte in Hannover, da er noch in Brugg war, am Fenſter ſtand, einem militäriſchen Fuge zuſah und durch eine mir völlig unbekannte Phyſiognomie, meines kurzen Geſichtes ungeachtet, von der Gaſſe herauf gedrungen wurde, ohne die mindeſte Ueberlegung, ohne den mindeſten Gedanken, daß ich etwas Merkwürdiges ſagte, ein ſehr entſcheidendes Urtheil zu fällen. Herr Zimmermann fragte mich mit einigem Erſtaunen! „Worauf ſich mein Urtheil gründe?“ „Ich las es aus dem Haſſe“, war meine Antwort. Dieſes war eigentlich die Geburtsſtunde meines phyſiognomiſchen Studiums. Herr Zimmermann verſuchte Alles, mich aufzumuntern; er zwang mir Urtheile ab. Erbärmlich waren die meiſten, eben deßwegen, weil ſie nicht ſchneller Ausdruck ſchnellen, unſtudirten Gefühls waren; und ich kann bis auf den heutigen Tag nicht begreifen, wie dieſer große Geiſt ſich dadurch nicht abſchrecken ließ, mich immerfort zu nöthigen, meine Beobachtungen aufzuſchreiben. Ich fing an, mit ihm Briefe zu wechſeln, Geſichter aus der Imagination zu zeichnen u. ſ. w. Aber bald ließ ich es wieder, ließ es Jahre lang liegen, lachte über alle dieſe Verſuche, las nichts und ſchrieb nicht ein Wort mehr darüber. Auf einmal, da die Reihe mich traf, der naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich eine Vorleſung zu halten, und ich nicht wußte worüber? fiel ich wieder auf die Phyſiognomik, und ſchrieb, Gott weiß, mit welcher Flüchtigkeit, dieſe Vorleſung; Herr Klockenbring von Hannover bat mich darum für Zimmermann. Ich gab ſie ihm in aller der Unvollkommenheit eines unbrauchbaren Manuſkriptes. Herr

Zimmermann ließ ſie ohne mein mindeſtes Wiſſen drucken; und ſo ſah ich mich auf einmal als Vertheidiger der Phyſiognomik in die offene Welt hinein geſtellt. Ich ließ die zweite Vorleſung dazu drucken, und glaubte nun, auf einmal aller weitern öffentlichen Bemühungen in dieſer Sache los zu ſein; allein zwei entgegengeſetzte Mächte reizten mich auf's Neue, noch einmal Hand anzulegen. Die erbärmlichen Urtheile, die man, nicht über meine bisherigen Verſuche, — denn die erkenne ich für äußerſt unvollkommen, und ihre Unvollkommenheit iſt in keiner mir zu Geſichte gekommenen Rezenſion gerügt worden, — ſondern die erbärmlichen Urtheile, die man über die Sache ſelber fällte, bei meinem täglichen Wachsthum im Glauben an die Wahrheit der Geſichtsbildung. Dieſe Urtheile auf der einen, und auf der andern Seite die unzähligen Aufforderungen der weiſeſten, redlichſten, frömmſten Männer in und außer meinem Vaterlande, dies und meine tägliche Freude an neuen Beobachtungen und noch einige andere Gründe bewogen mich, einige meiner Beobachtungen, Empfindungen, Radotages, Träumereien, Schwärmereien, wie man es nennen will, bekannt zu machen.

Seit dieſem Entſchluſſe, den ich vor ungefähr anderthalb Jahren gefaßt hatte und in deſſen Ausführung ich freilich täglich hundert unvorhergeſehene Schwierigkeiten antraf, habe ich dennoch beinahe täglich neue Beobachtungen gemacht, die mich in den Stand ſetzten, wenigſtens etwas zu verſprechen.

Ich ließ rechts und links Verſuche von Zeichnungen aller Art machen; ich betrachtete und verglich unzählige Menſchen und allerlei Arten menſchlicher Bildniſſe. Ich bat Freunde, mir behülflich zu ſein. Die häufigen täglichen Fehler meiner Zeichner und Kupferſtecher waren die kräftigſten Beförderungsmittel meiner Kenntniſſe. Ich mußte mich über Vieles ausdrücken, Vieles tadeln, Vieles vergleichen lernen, was ich vorher noch zu ſehr nur überhaupt bemerkt hatte. Mein Beruf führte mich zu den merkwürdigſten Menſchen

aller Arten, führte die ſonderbarſten Menſchen aller Arten zu mir. Eine Reiſe, die ich meiner Geſundheit wegen und aus inniger Sehnſucht nach vielen mir von Perſon unbekannten Freunden vornahm, führte meinem, mit der großen Welt ganz unbekannten, übrigens nicht ganz übungsloſen Auge ein unzähliges Heer neuer Geſtalten zu; ohne allemal beobachten zu wollen, mußte ich bisweilen beobachten. So befeſtigte, berichtigte, erweiterte ſich meine Einſicht. Ich wollte oft alle Schriftſteller von der Phyſiognomik durchgehen, fing an, hier und dort zu leſen; konnte aber das Gewäſch der meiſten, die alle den Ariſtoteles ausſchrieben, kaum ausſtehen. Dann ſchmiß ich ſie ſogleich wieder weg, und hielt mich, wie zuvor, an die bloße Natur und an Bilder; gewöhnte mich aber beſonders ſeit Langem, immer nur das Schöne, das Edle, das Gute und Vollkommene aufzuſpüren, zu beſtimmen, mein Geſicht daran zu gewöhnen, mein Gefühl daran zu wärmen; fand täglich neue Schwierigkeiten und neue Beförderungsmittel meiner Kenntniſſe; irrte mich täglich, und wurde täglich ſicherer; ließ mich loben und ſchelten, auslachen und erheben; lachte über beides, weil ich beides gleich wenig zu verdienen glaubte; freute mich immer mehr des Nutzens, der Menſchenfreude, die ich durch meine Schrift zu veranlaſſen hoffte, und tröſtete mich damit gegen die Beſchwerlichkeiten und Laſten, die ich mir dadurch ſelbſt aufgelegt hatte.

Bei dem Allem fühle ich unaufhörlich, daß ich lebenslang zu ſchwach ſein werde, etwas nur erträglich Ganzes zu liefern; zu ſchwach, nur ein einziges Feld hinlänglich zu bearbeiten. Es wird hin und wieder noch Gelegenheit geben, meine Dürftigkeit ſolcher Kenntniſſe zu bekennen, ohne die es unmöglich iſt, die Phyſiognomik mit feſtem Blicke und ſicherm Fortſchritte zu ſtudiren. Jetzt will ich zum Beſchluſſe dieſes Fragmentes nur dieß noch beifügen und in den Schooß wahrheitliebender Leſer deponiren:

Daß ich von den ſchwächſten Menſchen phyſiognomiſche Urtheile

gehört habe, die richtiger waren, als die meinigen, Urtheile, wodurch die meinigen beschämt wurden.

Daß ich glaube, wenn manche Andere ihre Beobachtungen zeichneten und aufschreiben wollten, würden Viele von den meinigen in kurzer Zeit ziemlich entbehrlich werden.

Daß ich täglich hundert Gesichter sehe, über die ich kein Urtheil zu fällen im Stande wäre.

Daß sich keine Menschenseele vor meinem Blicke zu fürchten hat, weil ich bei allen Menschen auf das Gute sehe und an allen Menschen Gutes finde.

Daß seit der Zeit meiner eigentlichen Menschenbeobachtung meine Menschenliebe gewiß nichts verloren, ich darf wohl sagen, gewonnen hat. [1]

Zweites Fragment.

Von der Physiognomik.

Da dieses Wort so oft in dieser Schrift vorkommt, so muß ich vor allen Dingen sagen, was ich darunter verstehe, nämlich: „Die Fertigkeit, durch das Aeußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen;“ das, was nicht unmittelbar in die Sinne fällt, vermittelst irgend eines natürlichen Ausdruckes wahrzunehmen. Insofern ich von der Physiognomik als einer Wissenschaft rede, begreife ich unter Physiognomie alle unmittelbaren Aeußerungen des Menschen; alle Züge, Umrisse, alle passiven und aktiven Bewegungen; alle Lagen

---

1 Und ich thue im Jenner 1783 hinzu, daß ich nach zehn Jahren täglicher Beobachtungen von meiner Existenz nicht gewisser bin, als von der Wahrheit und Erweislichkeit der Physiognomik, und daß ich den geradezu für schwach und blödsinnig halte, der sagen darf: daß alle menschlichen Gesichter denselben Eindruck auf ihn machen. A.

und Stellungen des menſchlichen Körpers; Alles, wodurch der leidende oder handelnde Menſch unmittelbar bemerkt werden kann, wodurch er ſeine Perſon zeigt, iſt der Gegenſtand der Phyſiognomik.

Im weiteſten Verſtande iſt mit menſchliche Phyſiognomie das Aeußere, die Oberfläche des Menſchen in Ruhe oder Bewegung, ſei es nun im Urbilde oder irgend einem Nachbilde; Phyſiognomik [1], das Wiſſen, die Kenntniß des Verhältniſſes des Aeußern mit dem Innern; der ſichtbaren Oberfläche mit dem unſichtbaren Inhalte; deſſen, was ſichtbar und wahrnehmlich belebt wird, mit dem, was unſichtbar und unwahrnehmlich belebt; der ſichtbaren Wirkung zu der unſichtbaren Kraft.

Im engern Verſtande iſt Phyſiognomie die Geſichtsbildung, und Phyſiognomik Kenntniß der Geſichtszüge und ihrer Bedeutung.

[2] Da nun der Menſch ſo verſchiedene Seiten hat, deren jede ſich beſonders beobachten und beurtheilen läßt, ſo entſtehen daher ſo vielerlei Phyſiognomieen, ſo mancherlei Phyſiognomik.

Man kann zum Beiſpiel die Bildung des Menſchen insbeſondere betrachten; die Proportion, den Umriß, die Harmonie ſeiner Gliedmaßen, ſeine Geſtalt — nach einem gewiſſen Ideal von Ebenmaß, Schönheit, Vollkommenheit —, und die Fertigkeit, dieſe richtig zu beurtheilen und mit dieſem Urtheile das Urtheil über ſeinen Hauptcharakter zu verbinden, Fundamental-Phyſiognomik heißen, oder, wenn es nicht mißtönend und ungeſchickt ausgedrückt wäre, die phyſiologiſche.

Man kann durch die Zergliederung Theile des Menſchen zu Oberflächen machen, — gewiſſe innere Theile können beſonders beobachtet werden, — entweder durch äußere Endungen oder durch Aufſchließung

---

1 Phyſiognomonik, oder kürzer und deutſcher, Phyſiognomik. A.

2 In der zweiten Zugabe theilen wir die Umarbeitung in Armbruſter's Auszuge mit.

der Körper. Die Fertigkeit, von diesen Aeußerlichkeiten auf gewisse innere Beschaffenheiten zu schließen, wäre die anatomische Physiognomik; diese beschäftigt sich mit der Beobachtung und Beurtheilung der Knochen und Gebeine, der Muskeln, der Eingeweide, der Drüsen, der Adern und Gefäße, der Nerven, der Bande der Gebeine.

Man kann die Blutmischung, die Konstitution, die Wärme, die Kälte, die Plumpheit oder Feinheit, die Feuchtigkeit, Trockenheit, Biegsamkeit, Reizbarkeit eines Menschen wiederum insbesondere betrachten; und die Fertigkeit in solchen Beobachtungen und daraus hergeleiteten Urtheilen über seinen Charakter, könnte man Temperaments-Physiognomik heißen.

Medizinische Physiognomik diejenige, die sich mit Erforschung der Zeichen der Gesundheit und Krankheit des menschlichen Körpers beschäftigt.

Die moralische, welche die Gesinnungen und Kräfte des Menschen Gutes oder Böses zu wirken, oder zu leiden, aus äußern Zeichen erforscht.

Die intellektuelle, die sich mit den Geisteskräften des Menschen, insofern sie durch seine Bildung, Gestalt, Farbe, Bewegungen, kurz, durch sein ganzes Aeußere erkennbar sind, beschäftigt.

Und so verschiedene besondere Seiten der Mensch haben mag, so vielerlei Arten der Physiognomik sind möglich.

Wer bloß nach den ersten Eindrücken, welche das Aeußere des Menschen auf uns macht, richtig von seinem Charakter urtheilt, ist ein natürlicher Physiognomist; wer bestimmt die Züge, die Aeußerlichkeiten anzugeben und zu ordnen weiß, die ihm Charakter sind, ein wissenschaftlicher; und ein philosophischer der, welcher die Gründe von diesen so und so bestimmten Zügen und Ausdrücken, die innern Ursachen dieser äußern Wirkungen zu bestimmen im Stande ist.

Aus dem Wenigen, was bisher gesagt ist, erhellt, wie unend-

lich weitläufig die Phyſiognomik, und wie ſchwer es iſt, ein ganzer Phyſiognomiſt zu ſein.

Ich glaube, es iſt unmöglich, daß Einer es werden könne. Wohl dem, der nur Eine Seite des Menſchen ſo kennt, wie es ihm und der menſchlichen Geſellſchaft nützlich iſt, ſie zu kennen.

Es iſt keines Menſchen, keiner Akademie, keines Jahrhunderts Werk, eine Phyſiognomik zu ſchreiben.

Erſte Zugabe.

Man wird ſich öfters nicht enthalten können, die Worte Phyſiognomie, Phyſiognomik in einem ganz weiten Sinne zu brauchen. Dieſe Wiſſenſchaft ſchließt vom Aeußern aufs Innere. Aber, was iſt das Aeußere am Menſchen? Wahrlich nicht ſeine nackte Geſtalt, unbedachte Geberden, die ſeine innern Kräfte und deren Spiel bezeichnen! Stand, Gewohnheit, Beſitzthümer, Kleider, Alles modificirt, Alles verhüllt ihn. Durch alle dieſe Hüllen bis auf ſein Innerſtes zu dringen, ſelbſt in dieſen fremden Beſtimmungen feſte Punkte zu finden, von denen ſich auf ſein Weſen ſicher ſchließen läßt, ſcheint äußerſt ſchwer, ja unmöglich zu ſein. Nur getroſt! Was den Menſchen umgibt, wirkt nicht allein auf ihn; er wirkt auch wieder zurück auf ſelbiges; und indem er ſich modificiren läßt, modificirt er wieder rings um ſich her. So laſſen Kleider und Hausrath eines Mannes ſicher auf deſſen Charakter ſchließen. Die Natur bildet den Menſchen; er bildet ſich um, und dieſe Umbildung iſt doch wieder natürlich. Er, der ſich in die große, weite Welt geſetzt ſieht, umzäunt, ummauert ſich eine kleine darein, und ſtaffirt ſie aus nach ſeinem Bilde.

Stand und Umſtände mögen immer das, was den Menſchen umgeben muß, beſtimmen; aber die Art, womit er ſich beſtimmen läßt, iſt höchſt bedeutend. Er kann ſich gleichgültig einrichten, wie Andere ſeinesgleichen, weil es ſich nun einmal ſo ſchickt; dieſe Gleich-

gültigkeit kann bis zur Nachläßigkeit gehen. Ebenſo kann man Pünktlichkeit und Eifer darin bemerken, auch ob er vorgreift und ſich der nächſten Stufe über ihm gleich zu ſtellen ſucht, oder ob er, welches freilich höchſt ſelten iſt, eine Stufe zurückzuweichen ſcheint. Ich hoffe, es wird Niemand ſein, der mir verdenken wird, daß ich das Gebiet des Phyſiognomiſten alſo erweitere. Theils geht ihn jedes Verhältniß des Menſchen an; theils iſt auch ſein Unternehmen ſo ſchwer, daß man ihm nicht verargen muß, wenn er Alles ergreift, was ihn ſchneller und leichter zu ſeinem großen Zwecke führen kann.

Zweite Zugabe.

So vielerlei beſondere Seiten der Menſch hat, ſo vielerlei Arten der Phyſiognomik ſind möglich. Man kann ſich eine animaliſche, moraliſche, intellektuelle denken.

Wer bloß nach den erſten Eindrücken, welche das Aeußere eines Menſchen auf uns macht, richtig von ſeinem Charakter oder einem Theile ſeines Charakters urtheilt, iſt ein natürlicher Phyſiognomiſt; ein wiſſenſchaftlicher, wer die Aeußerlichkeiten, die Züge beſtimmt anzugeben und zu ordnen weiß; und ein philoſophiſcher, der die Gründe von dieſen ſo und ſo beſtimmten Zügen und Ausdrücken, die innern Urſachen dieſer äußern Wirkungen anzugeben im Stande iſt.

Man unterſcheidet richtig Phyſiognomik und Pathognomik.

Jene (wofern ſie der Pathognomik entgegengeſetzt wird) iſt Kenntniß der Zeichen der Kräfte und Anlagen des Menſchen; dieſe Kenntniß der Zeichen der Leidenſchaften.

Die Phyſiognomik zeigt den ſtehenden, die Pathognomik den bewegten Charakter.

Der ſtehende Charakter liegt in der Form der feſten und in der Ruhe der beweglichen Theile; der leidenſchaftliche in der Bewegung der beweglichen.

Phyſiognomik zeigt die Summe der Kapitalkraft; Pathognomik

das Intereſſe, welches jene abwirft. Jene, was der Menſch überhaupt iſt; dieſe, was er in dem gegenwärtigen Moment iſt; jene, was er ſein kann; dieſe, was er ſein will. Die erſtere iſt die Wurzel und der Stamm der andern; der Boden, worauf die andere gepflanzt iſt.

Wer die letztere ohne die erſtere glaubt, glaubt Früchte ohne Stamm, Getreide ohne Boden.

Alle Welt lieſt pathognomiſch; ſehr Wenige leſen phyſiognomiſch.

Pathognomik hat mit der Verſtellungskunſt zu kämpfen; nicht ſo die Phyſiognomik.

Für den Freund der Wahrheit ſind beide Wiſſenſchaften unzertrennlich. Doch, weil die Phyſiognomik zehn Mal unbearbeiteter iſt, als die Pathognomik, werde ich vielmehr phyſiognomiſiren.

Drittes Fragment.

Einige Gründe der Verachtung und Verſpottung der Phyſiognomik.

Ehe ich fortgehen kann, zu beweiſen, daß die Phyſiognomik eine wahre, in der Natur gegründete Wiſſenſchaft ſei; ehe ich von ihrem ausgebreiteten Nutzen rede; ehe ich meine Leſer auf die menſchliche Natur überhaupt aufmerkſam machen kann, finde ich nöthig, einige Urſachen anzuführen, warum man ſo ſehr wider die Phyſiognomik, beſonders die moraliſche und intellektuelle, eingenommen iſt, warum man ſo ſehr dagegen eifert oder laut darüber lacht.

Daß dieß geſchieht, das wird wohl keines Beweiſes bedürfen? Unter Hunderten, die darüber urtheilen, werden immer über neunzig ſein, die, obgleich ſie insgeheim, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, an die Phyſiognomik glauben, öffentlich dawider ſich erklären und darüber lachen. Einige thun es auch von ganzem Herzen. Die

Urſachen dieſes Betragens ſind nicht alle zu ergründen; und wenn ſie es wären, wer wäre kühn genug, ſie alle aus der Tiefe des menſchlichen Herzens herausguholen und dem hellen Lichte des Mittags vorzulegen?

Aber es iſt dennoch möglich und wichtig, einige der unleugbarſten anzuzeigen, warum der Spott und der feindſchaftliche Eifer wider dieſe Wiſſenſchaft ſo allgemein, ſo heftig, ſo unverſöhnlich iſt. Ich glaube, man wird folgende Urſachen nicht ganz verwerfen können:

1. Man hat erbärmliche Dinge über die Geſichtsdeutung geſchrieben. Man hat die Herrlichkeit dieſer Wiſſenſchaft in die unvernünftigſte und abgeſchmackteſte Charlatanerie verwandelt; man hat ſie mit der weiſſagenden Stirndeutung und Chiromantie oder Handwahrſagerei vermiſcht. Es kann nichts Seichteres, Grundloſeres, allen Menſchenverſtand Empörenderes gedacht werden, als was von Ariſtoteles Zeiten her darüber geſchrieben worden. Und dagegen, was hatte man Gutes, das dafür geſchrieben war? Welcher Mann von Verſtand und Geſchmack, welches Genie hat die Unparteilichkeit, die Geiſtesſtärke, die Wahrheitsliebe bei der Unterſuchung dieſer Sache angewandt, die ſie, ſie möchte gegründet oder ungegründet ſein, allemal deßwegen zu verdienen ſcheint, weil wenigſtens vierzig bis fünfzig Schriftſteller aus allen Nationen davon und dafür geſchrieben haben? Wie leiſe und ſchwach iſt die Stimme aller Männer von entſcheidendem Anſehen für die Wahrheit und Würde dieſer Wiſſenſchaft!

Wer iſt männlich, feſt und ſelbſtſtändig genug, etwas für heilig zu halten, was durch Entheiligung ganzer Jahrhunderte lächerlich und abgeſchmackt geworden iſt? Iſt es nicht der alltägliche Gang aller menſchlichen Dinge: erſt zu ſehr vergöttert, dann zu tief erniedrigt zu werden? Mit ſchlechten Gründen vergöttert, dann mit ſchlechten Gründen mißhandelt? Durch die ekelhafte Weiſe, wie dieſe Wiſſenſchaft mißhandelt worden, wurde ſie ſelber ekelhaft. Welcher

Wahrheit, welcher erhabenen Religionslehre iſt es anders ergangen? Welche gute Sache in der Welt kann nicht durch ſchlechte Gründe und ſchlechte Sachwalter, wenigſtens eine Zeit lang, zur ſchlechteſten gemacht werden? Wie viel Tauſende haben ſich deßwegen von dem Glauben an die evangeliſche Wahrheit entfernt, weil man ihnen dieſe Wahrheit mit den elendeſten Gründen vertheidigt, die Wahrheit ſelbſt in einem verfälſchenden Lichte vorgetragen hat?

2. Andere eifern wider die Phyſiognomik mit dem beſten, menſchenfreundlichſten Herzen. Sie glauben, und nicht ganz ohne Gründe, daß die meiſten Menſchen ſie zum Nachtheil ihrer Nebenmenſchen mißbrauchen würden; ſie ſehen die vielen erbärmlichen und beleidigenden Urtheile voraus, die unwiſſende und bösherzige Menſchen über Andere fällen würden. Die Verleumdungsſucht, die keine Thaten erzählen kann, wird die Abſichten und, um dieß zu können, die Geſichtsbildung verdächtig machen. Dieſe liebenswürdigen Seelen, um deren willen allein ſchon die Phyſiognomik wahr zu ſein verdiente, weil ſie gewiß bei ihrem Lichte in neuer Schönheit erſcheinen würden, müſſen dawider eifern, weil nicht ſie, ſondern ſo manche Menſchen, die ſie für viel beſſer halten, als ihre Geſichter, verlieren würden, wenn die Geſichtsdeutung eine wahre Wiſſenſchaft werden ſollte.

3. Sollten nicht auch ſehr Viele aus Schwachheit des Verſtandes dawider eifern? Wie Wenige haben beobachtet? können beobachten? wie Wenige ſelbſt von denen, welchen nicht alle Beobachtungsgabe abgeſprochen werden kann, können ihre Beobachtungen feſt genug halten? genug zuſammenfaſſen? Und ſind unter Hunderten Zwei, die ſich nicht vom Strome allherrſchender Vorurtheile mit fortreißen laſſen? Wie Wenige haben Stärke oder Ehrbegierde genug, eine neu eröffnete Bahn zu betreten? Die Alles umfaſſende, allbezaubernde Trägheit, — o, wie ſtumpft dieſe den menſchlichen Verſtand ab! Wie iſt ſie mächtig wirkende Urſache unverſöhnlicher Feindſeligkeiten gegen die ſchönſten und nützlichſten Wiſſenſchaften?

4. Es mag auch Solche geben, die aus Bescheidenheit und Demuth dawider eifern. Man hat ihnen wegen ihrer Gesichtsbildung Komplimente gemacht, die sie nicht wollen an sich kommen lassen. Sie halten sich in ihrem Herzen, geheimen, demüthigenden Erfahrungen zufolge, für schlimmer, als sie nach ihrer Physiognomie geschätzt werden, und darum halten sie die Physiognomik für eine betrügliche, grundlose Sache.

5. Die Meisten aber — traurige, aber, Gott weiß, wahre Beobachtung! — Die Meisten eifern wider die Physiognomik, weil sie das Licht derselben scheuen. Feierlich erkläre ich mich, wie es aus dem bisher Gesagten bereits erhellet: „Nicht Alle, die wider die Physiognomik eifern, sind böse Menschen!“ Ich habe die verständigsten, die liebenswürdigsten Menschen dawider eifern gehört; aber das darf ich behaupten: „Beinahe alle bösen, schlimmen Menschen eifern dawider!“ Und, wenn ein böser Mensch sie in seinen Schutz nimmt, so hat er vermuthlich seine besondern Ursachen dazu, die leicht zu begreifen sind.

Und warum eifern die meisten bösen Menschen öffentlich dawider? Weil sie heimlich daran glauben; weil sie bei sich empfinden, daß sie nicht so aussehen, wie sie aussehen würden, wenn sie gut wären und ein frohes, heiteres Gewissen hätten.

Es ist ihr größtes Interesse, diese Wissenschaft als eine Chimäre zu verwerfen und lächerlich zu machen.

Je stärker ein Zeuge wider uns zeuget, je wichtiger und unverwerflicher uns sein Zeugniß vorkommt, desto unerträglicher ist er uns, desto mehr werden wir allen unsern Witz aufbieten, ihn von irgend einer andern Seite lächerlich zu machen.

Der Geizige, der seinen Geiz zwar auf alle mögliche Weise zu befriedigen, aber zugleich auch auf alle mögliche Weise zu verbergen sucht, sollte der nicht die größte Ursache haben, die Physiognomik, die ihn in seiner Blöße wahrnehmen könnte, lächerlich zu machen?

und würde er es thun, wenn er nicht heimlich, wenigſtens zum Theil, glaubte und beſorgte, daß doch etwas an der Sache ſein möchte? Wenn der Geiz keine verrätheriſchen Merkmale hat, warum wird ihm ſo ängſtlich, wenn man von erkennbaren Merkmalen des Geizes redet? Wer ſich noch nicht als den Sklaven einer heftigen, unedlen Leidenſchaft bekannt gemacht hat, wem Alles daran liegt, daß dieſe, ſeine ſchwache Seite, nicht bekannt werde, der wird, je feſter er an die Wahrheit der Phyſiognomik glaubt, um ſo viel mehr dagegen einzuwenden wiſſen.

Und gerade dieſen heftigen Eifer der Laſterhaften wider die Phyſiognomik ſehe ich als einen merkwürdigen Beweis ihres geheimen Glaubens an dieſelbe an.

Sie ſehen an andern Menſchen die Wahrheit derſelben, und fürchten um ſo viel mehr, daß Andere an ihnen nicht weniger Beweiſe für ihre Wahrheit finden dürften. Dieß wird um ſo viel wahrſcheinlicher, weil ich ſicherlich weiß, daß eben die Leute, welche öffentlich am meiſten darüber ſpotten, dennoch größtentheils von einer unüberwindlichen Neugier getrieben werden, phyſiognomiſche Urtheile zu leſen und zu hören. Und ich darf mich ſicherlich auf jeden Leſer, der wider die Phyſiognomik eingenommen iſt oder es zu ſein affektirt, berufen, ob er nicht heimlich wünſche, daß Jemand, der ihn nicht perſönlich kennte und ſeinen Namen nicht wüßte, ſondern nur etwa ein Bild von ihm hätte, ihm den Kommentar über ſeine Phyſiognomie machte? Und, fragen möchte ich, ob irgend Einer, der vorgibt: „er halte die ganze Sache für eine Grille, die keiner Aufmerkſamkeit werth ſei!“ deßwegen dieſe Fragmente nicht leſen werde? O, ich weiß — ich weiſſage es, ohne ein Prophet zu ſein, — ihr heftigſten Eiferer wider die Phyſiognomik! ihr werdet mich leſen und ſtudiren, mir oft beiſtimmen, euch oft freuen, Bemerkungen ausgeſprochen zu finden, die ihr bei euch ſelbſt, ohne ſie in Worte zu faſſen, gemacht habt, und dennoch mich öffentlich widerlegen! mir in euerm Kabi-

nitte bisweilen brüderlich Beifall zulächeln, und dann über eben das spotten, was ihr als Wahrheit fühltet. Ihr werdet von nun an mehrere Beobachtungen machen, für euch selbst sicherer werden, und democh immer fortfahren, alle Beobachtungen lächerlich zu machen; denn es gehört auch mit zu dem respektablen philosophischen Ton des Jahrhunderts, „öffentlich das mit Hohngelächter anzufallen, was man heimlich glaubt und glauben muß."

Zugabe.

Nun noch einige Worte von der Gleichgültigkeit gegen die Physiognomik; denn diese, und nicht sowohl Verachtung und Haß, werden wir bei den meisten Menschen antreffen. Es ist ein Glück für die Welt, daß die wenigsten Menschen zu Beobachtern geboren sind. Die gütige Vorsehung hat jedem einen gewissen Trieb gegeben, so oder anders zu handeln, der denn auch einem Jeden durch die Welt hilft. Eben dieser innere Trieb kombinirt auch mehr oder weniger die Erfahrungen, die der Mensch macht, ohne daß er sich dessen gewissermaßen selbst bewußt ist. Jeder hat seinen eigenen Kreis von Wirksamkeit, jeder seine eigene Freude und Leid, da er denn durch eine gewisse Anzahl von Erfahrungen bemerkt, was ihm analog ist, und so wird er nach und nach im Lieben und Hassen auf das Festeste bestätigt. Und so ist sein Bedürfniß erfüllt; er empfindet auf das Deutlichste, was die Dinge für ein Verhältniß zu ihm haben, und daher kann es ihm einerlei sein, was für ein Verhältniß sie unter einander haben mögen. Er fühlt, daß dieß und jenes so oder so auf ihn wirkt, und er fragt nicht, warum es so auf ihn wirkt; vielmehr läßt er sich dadurch auf eine oder die andere Weise bestimmen. Und so begierig der Mensch zu sein scheint, die wahre Beschaffenheit eines Dinges und die Ursachen seiner Wirkungen zu erkennen, so selten wird es doch bei ihm unüberwindliches Bedürfniß. Wie viel tausend Menschen, selbst die sich einbilden, zu denken und zu unter-

ſuchen, beruhigen ſich mit einem qui pro quo auf einem ganz beſchränkten Gemeinplatze. Alſo, wie der Menſch ißt und trinkt und verdaut, ohne zu denken, daß er einen Magen hat, alſo ſieht er, vernimmt er, handelt und verbindet ſeine Erfahrungen, ohne ſich deſſen eigentlich bewußt zu ſein. Ebenſo wirken auch die Züge und das Betragen Anderer auf ihn; er fühlt, wo er ſich nähern oder entfernen ſoll, oder vielmehr, es zieht ihn an oder ſtößt ihn weg, und ſo bedarf er keiner Unterſuchung, keiner Erklärung.

Auch hat ein großer Theil Menſchen vor der Phyſiognomik, als einer geheimnißvollen Wiſſenſchaft, eine tiefe Ehrfurcht. Sie hören von einem wunderbaren Phyſiognomiſten mit eben ſo viel Vergnügen erzählen, als von einem Zauberer oder Tauſendkünſtler; und obgleich Mancher an der Untrüglichkeit ſeiner Kenntniſſe zweifeln mag, ſo iſt doch nicht leicht Einer, der nicht was daran wendete, um ſich von ſo einem moraliſchen Zigeuner die gute Wahrheit ſagen zu laſſen.

Laſſen wir nun Haſſer, Verächter und Gleichgültige, jeden in ſeiner Art und Weſen; wie Viele ſind nicht wieder, denen dieſes Buch als das, was es iſt, willkommen ſein wird! Es wäre ein thörichtes Beginnen, alle Menſchen auf einen Punkt, und wenn dieſer Punkt die Menſchheit ſelbſt wäre, aufmerkſam machen zu wollen. Wem es ein Bedürfniß iſt, täglich an der menſchlichen Natur nähern und innigern Antheil zu nehmen, wer nicht Noth hat, ſich in eine kalte Beſchränktheit zu verſtecken, nicht durch eine anhaltende Verachtung Anderer ſich empor zu halten nöthig hat, der wird mit viel Freude ſeinen eigenen Geſinnungen begegnen und ſeine innern Gefühle manchmal in Worte ausgebildet ſehen.

Viertes Fragment.

Ueber die menſchliche Natur. [1]

Das allerwichtigſte und bemerkenswürdigſte Weſen, das ſich auf Erden unſerer Beobachtung darſtellt, iſt der Menſch. Auf jeder Seite möchte ich dieſes ſagen: „Welchem Menſchen der Menſch, wem ſeine Menſchheit nicht das Wichtigſte iſt, der hört auf, ein Menſch zu ſein!“ Vollkommneres, Höheres hat die Natur nichts aufzuweiſen. „Der würdigſte Gegenſtand der Beobachtung und der einzige Beobachter iſt der Menſch.“

Sowie ſich der Menſch uns darſtellt, iſt er ein in die Sinne fallendes, ein phyſiſches Weſen. Sowie er nur durch die Sinne erkennt, ſo kann er nur durch die Sinne erkannt werden.

Der Menſch hat das mit allen Dingen in der Welt gemein, daß gewiſſe Seiten, gewiſſe Theile an ihm zum Vorſchein kommen, gewiſſe nicht; daß man etwas von ihm vermittelſt der Sinne wahrnimmt, und etwas Anderes, das auch zu ſeiner Natur gehört, nicht unmittelbar vermittelſt der Sinne wahrnehmen kann. Er beſteht aus Oberfläche und Inhalt. Etwas an ihm iſt äußerlich und etwas innerlich.

Dieß Aeußerliche und Innere ſtehen offenbar in einem genauen, unmittelbaren Zuſammenhange. Das Aeußerliche iſt nichts, als die Endung, die Grenzen des Innern, und das Innere eine unmittelbare Fortſetzung des Aeußern.

Es iſt alſo ein weſentliches Verhältniß zwiſchen ſeiner Außenſeite und ſeinem Inwendigen.

Der Menſch iſt das vollkommenſte aller unſern Sinnen bekannten, organiſchen Weſen; das lebendigſte unter allen. Es ſind in keinem einzigen organiſchen Weſen ſo mannigfaltige Leben vereinigt, wie in dem Menſchen. Er hat ein phyſiſches, ein intellektuelles, ein morali-

1 Aus dem größern Werke.

ſches Leben; er hat Verſtand, Willen, Kraft; er kann erkennen, das Erkannte wünſchen und verlangen und ſich wenigſtens einen großen Theil davon verſchaffen. Dieß dreifache Leben im Menſchen iſt zwar aufs Genaueſte vereinigt, und vielleicht im Grunde nur eins; aber es läßt ſich dennoch nicht nur in Gedanken unterſcheiden, ſondern es iſt wirklich in dem Menſchen ſelbſt verſchieden; ſo verſchieden, als ein Glied vom andern iſt. Jedes dieſer Leben hat ſeinen eigenthümlichen Sitz, ſeine beſondern Werkzeuge und Vehikel. Keine Sache in der Welt iſt gewiſſer und keine ſcheint mehrerm Streit ausgeſetzt oder weniger ausdrücklich zugeſtanden zu ſein, als dieſe. Eine gewiſſe, will's Gott, ihrem Untergange nahe Afterphiloſophie, — die Feindin der Natur, die Alles ſah, was nicht war, und nur das nicht, was war, — die viel zu ſtolz war, den gemeinen Menſchenverſtand auf das anzuwenden, was in die Sinne fiel, und lieber Syſteme baute, mit denen weder die Sinne, noch die Erfahrung zu thun hatte; dieſe Afterphiloſophie, ſage ich, hat uns uns ſelbſt und unſern natürlichen Wahrnehmungen und Empfindungen ſo weit entführt, daß wir kaum glauben, zu ſehen und zu empfinden, was wir empfinden. Wenn uns dieſe Philoſophie nicht blendet, wenn wir bloße Beobachter unſerer Natur ſind, ſo werden wir finden, daß der Sitz der Denkenskraft in unſerm Haupte, und zwar innerhalb der Stirne, der Sitz der Begierde, des Verlangens, mithin des Willens im Herzen und der Sitz unſerer Kraft im ganzen Körper, und vornehmlich in der Hand und im Munde iſt. Noch kein geſunder, vernünftiger Menſch hat behaupten dürfen, daß das moraliſche Gefühl ſeinen Sitz im Haupte und der Verſtand im Herzen habe, oder daß wir mit dem Verſtande und Herzen ohne Körper wirken, das iſt, außer uns Veränderungen hervorbringen können; und dennoch, ſo abgeſchmackt es wäre, ſo etwas zu behaupten, ſo getraut ſich dennoch beinahe Niemand, dem Andern ausdrücklich zu geſtehen: mein denkendes Ich iſt im Kopfe, mein empfindſames, begehrendes, wollendes oder moraliſches Ich im

Herzen, mein wirkendes Ich im ganzen Körper, besonders im Munde und in der Hand; mithin ist das, was man meine Seele, den unsichtbaren, herrschenden, belebenden Theil meiner Natur nennt — im ganzen Körper, sondern man will, weil es einmal eine gewisse Modephilosophie so will, lieber behaupten, trotz aller Unmöglichkeit, es zu beweisen, trotz aller widersprechenden Erfahrungen behaupten: „Meine Seele ist eine einfache Substanz (dieß behauptet ein unbekannter, sonst sehr verdienstvoller Schriftsteller) ist, sowie eine Stunde, nicht in meinem Körper und nicht außer demselben, und dennoch etwas Wirkliches," oder: „sie hat ihren Sitz in irgend einem atomischen Punkte des Körpers, und zwar ausschließender Weise im Haupte, oder sie ist nirgends und ist doch, u. s. w.," und Alles ist bloß Vorstellungskraft in ihr; „sie ist eine einfache Substanz; folglich hat sie nur Eine Kraft, folglich nur die Vorstellungskraft; folglich ist moralisches Gefühl und körperliche Wirksamkeit nichts, als leidsame Vorstellungskraft; folglich ist Alles im Menschen nur Gedanke." Ich will auch noch ein Folglich beisetzen, und folglich, antworte ich, sind alle deine Schlüsse falsch, weil sie die unmittelbare, tägliche Empfindung und Erfahrung aller Menschen umstoßen.

Dreifach also, sage ich, ist das Leben der Menschen, und jedes dieser Leben ist von dem andern abhängig oder unabhängig. Man kann animalisch leben, animalisch gesund und moralisch krank oder todt, moralisch gesund und lebendig und physisch krank sein; man kann sehr scharfsinnige Schlüsse machen, und moralisch und physisch krank sein. Die wirkliche Verschiedenheit dieser Leben erhellt nirgends her mehr, als aus der Verschiedenheit der Nahrung, die sie zu ihrer Unterhaltung bedürfen. Erkenntniß, Wahrheit, Wissenschaft in Worten und symbolischen Zeichen ist Nahrung für das Leben des Verstandes; rührende Beispiele, sinnliche Darstellung der Bedürfnisse Anderer und entsprechender Hülfsbegierde und Hülfskraft, Nahrung für das Herz; Speise und Trank, oder Fleisch und Blut anderer

organischer Körper, die Nahrung für das physische Leben. Man kann einen Thoren mit Brot und Wein nicht zu einem Weisen machen; alle mathematische Demonstrationen werden das moralische Gefühl nicht beleben, und alles Moralisiren wird uns nicht beim Leben und bei Kräften erhalten.

Die Verschiedenheit und, wenn ich so sagen darf, die Dreifachheit des Lebens im Menschen ist also offenbar. So dreifach indessen das menschliche Leben ist, so ist es dennoch im Grunde nur Eines. Eben dasselbe einzige Ich denkt im Kopfe, empfindet im Herzen, leidet und handelt durch die Sinne. Jeder Zweig dieses Lebens rührt von Einem Geiste her — und damit ich wieder auf die Hauptsache einlenke —, jede Art des Lebens haftet in körperlichen Organen. Es ist uns kein Leben in der ganzen Natur bekannt, das nicht in einem organischen Körper hafte, nicht nach der Verschiedenheit dieses organischen Körpers verschieden sei, nicht mit demselben entstehe und mit demselben zu Grunde gehe. Und so ist es auch mit dem intellektuellen, moralischen und animalischen Leben der Menschen; jedes hat sein körperliches Organum; jedes ist nach der Verschiedenheit dieses Organons verschieden; jedes entsteht und vergeht mit dem ihm angewiesenen Organum — (so weit nämlich unsere bisherigen Beobachtungen reichen, ich sage, Beobachtungen, denn was philosophische Vermuthungen oder göttliche Offenbarungen uns weiter hierüber mehr oder weniger klar und bestimmt sagen, das läßt der bloß beobachtende Naturforscher als solcher auf der Seite). Alles also an dem Menschen ist, bloßen, klaren Beobachtungen zufolge, physisch.

Der Mensch ist im Ganzen, ist in allen seinen Theilen, nach allen seinen Kräften und Eigenschaften, insofern er beobachtet werden kann, bloß ein physisches Wesen. Sein Verstand ist nichts mehr; sein intellektuelles Leben ist hin, wenn gewisse Gegenden und Fibern seines Gehirns verletzt oder gekränkt werden. Er wird animalisch leben können, gesund sein können, und sein intellektuelles Leben wird

hin ſein; der allermoraliſchſte Menſch wird der unmoraliſchſte werden können, das heißt, alle Begehrungskräfte des Menſchen werden zum Schaden, zur Zerrüttung anderer geſchäftig ſein, oder ſein moraliſches Gefühl wird gleichſam ſtocken, wenn gewiſſe Unordnungen in ſeinem Unterleibe oder ſeinem Kopfe herrſchen. Man haue einem Menſchen die Hand, man ſtoße ihm die Füße ab, man verſtümmele ihn von Außen und verwunde viele Theile ſeines Körpers; ſein animaliſches Leben wird ſich vermindern, ſeine phyſiſche Wirkſamkeit ſich einſchränken; aber ſein intellektuelles und moraliſches wird daſſelbe bleiben können. Jedennoch iſt wiederum wahr, daß, ungeachtet jedes gewiſſermaßen für ſich allein zu beſtehen und von dem andern unabhängig zu ſein ſcheint, dennoch der genaueſte Zuſammenhang unter ihnen iſt und eins mit dem andern in Eins zuſammenfließt; daß Speiſe und Trank, Schlaf und Erholung alle drei ſtärken und erfriſchen; Unmäßigkeit, Schlaf, Ohnmacht, alle drei zugleich, beinahe auslöſchen können. Es iſt gewiß, daß daſſelbe Blut aus dem Herzen in den Kopf ſteigt und aus dem Kopf in's Herz zurückkehrt. Gewiß, daß die Nerven und Fibern des Herzens und des Kopfes in der genaueſten Verbindung ſtehen, einen analogiſchen Charakter haben, mithin, daß ſich vom Geblüte im Haupte auf das Geblüt im Herzen, von dem Charakter der Nerven und Muskeln des Angeſichtes auf das Innere der Bruſt im Menſchen ſchließen läßt. Dieſe gewiſſe Erfahrungswahrheit iſt in Abſicht auf die Kenntniß des Menſchen aus ſeinem Aeußern von der größten und augenſcheinlichſten Wichtigkeit, und überhaupt Alles, was wir bis dahin geſagt haben, leitet uns in dieſer Abſicht zu wichtigen Grundſätzen.

Wer den Menſchen, das würdigſte Weſen auf Erden, kennen will, der muß das Phyſiſche, das an ihm kennen, was von ihm in die Sinne fällt.

Er muß das dreifache Leben des Menſchen wohl unterſcheiden;

das animaliſche, das intellektuelle, das moraliſche oder, mit andern Worten, ſeine Kraft, ſeine Erkenntniß, ſeinen Willen.

Er muß jedes erſt einzeln, beſonders an den Orten und in den Aeußerungen, die das nächſte, das unmittelbarſte Verhältniß damit haben, unterſuchen.

Er muß ſodann dieſe drei Leben in ihrem Zuſammenhange, ihrer Vermiſchung, ihrer Einfachheit, Simultanität, Verwebtheit, oder wie man es nennen will, betrachten; das heißt, er muß die Phyſiognomie des Körpers, der Wirkungskräfte, oder die phyſiologiſche, die des Verſtandes, der Erkenntnißkräfte, oder die intellektuelle, die des Herzens, der Empfindungskräfte, der Begierden und Leidenſchaften, oder die moraliſche, beſonders — und ſodann die drei Charaktere in Einem — als ein Ganzes erforſchen lernen.

Ob es nun, muß ich abermals fragen, eine lächerliche, eines Naturforſchers, eines Weiſen, eines Menſchen, Chriſten oder Theologen unwürdige Beſchäftigung ſei, den Menſchen, das Schönſte und Göttlichſte, was ſich uns auf Erden darſtellen kann, zu erkennen und zu erforſchen, und durch die Mittel und Wege die Merkmale zu erforſchen, durch welche allein er am nächſten und unmittelbarſten erforſcht werden kann, wird wohl keine Frage mehr ſein? Jeder, der dieß ins Gelächter ziehen kann, zeigt, daß er nicht die mindeſte Kenntniß von ſeiner eigenen Natur habe, und daß er ſelbſt im höchſten Grade belachenswürdig ſei.

Fünftes Fragment.

Ueber die menſchliche Natur.

Grundlage der Phyſiognomik.[1]

Der Menſch iſt von allen Produkten der Erde das allervollkommenſte, das allerlebendigſte.

Jedes Sandkorn iſt eine Unermeßlichkeit, jedes Blatt eine Welt, jedes Inſekt ein Inbegriff von Unbegreiflichkeiten. Und wer will die Zwiſchenſtufen zählen vom Inſekt bis zum Menſchen? In ihm vereinigen ſich alle Kräfte der Natur; er iſt der Extrakt der Schöpfung; er iſt zugleich der Sohn und der Herr der Erde, die Summe und der Mittelpunkt aller Exiſtenzen, aller Kräfte, aller Leben des Erdballs, welchen er bewohnt.

Von allen organiſchen Weſen, welche uns durch unſere Sinne bekannt ſind, iſt keines, in welchem ſich drei ganz verſchiedene Arten von Leben auf die wunderbarſte Weiſe zu einem einzigen Ganzen vereinigen! das thieriſche, das intellektuelle und das ſittliche Leben. Jedes von dieſen Leben iſt ein Inbegriff der mannigfaltigſten Kräfte, die ſich auf die unbegreiflichſte Weiſe vereinfachen.

Erkennen, verlangen, handeln oder wohl beobachten und denken, empfinden und angezogen werden, ſich bewegen und widerſtehen, das iſt es, was den Menſchen zu einem intellektuellen, moraliſchen und phyſiſchen Weſen macht.

Der Menſch, mit dieſen Fähigkeiten, dieſem dreifachen Leben, iſt an ſich ſelbſt der allerwürdigſte Gegenſtand der Beobachtung, ſowie er zu gleicher Zeit der würdigſte Beobachter iſt. Von welcher Seite man den Menſchen immer anſehen mag, — was kann beobachtungswürdiger ſein, als er? In ihm erſcheint jede Art Leben einzeln;

---

1 Aus Armbruſter's Auszug.

aber nimmer wird er in ſeinem ganzen Umfange anders erkannt werden, als durch das Medium ſeiner äußerlichen Anſchaulichkeiten, durch ſeinen Körper, ſeine Oberfläche. Wie geiſtig, wie unkörperlich ſein innerer Urſtoff immer ſein mag, wie weit er immer über den Begriff der Sinne erhaben ſein mag, ſo wird er doch ſichtlich, begreiflich durch ſeine Harmonie, ſeine Unzertrennlichkeit mit dem Körper, den er bewohnt, wo er lebt und webt, als in ſeinem Elemente. Dieſer Urſtoff wird alſo das Ziel der Beobachtung, und Alles, was im Menſchen erkennbar iſt, wird es erſt durch das Medium der Sinne.

Dieſes dreifache Leben, das dem Menſchen auf keinerlei Weiſe abgeſprochen werden kann, wird erſt darum Gegenſtand der Beobachtung und der Unterſuchung, weil es ſich durch den Körper äußert, weil der Menſch ſehbare, fühlbare, empfindbare Fähigkeiten hat.

In der ganzen Natur iſt kein Gegenſtand, deſſen Eigenſchaften und Kräfte uns auf eine andere Weiſe merkbar werden, als durch äußerliche, in die Sinne fallende Anſchaulichkeiten. Auf dieſen äußerlichen Beſtandtheilen ruht die Charakteriſtik aller Weſen; ſie ſind die Grundlage aller menſchlichen Erkenntniſſe. Der Menſch würde in der äußerſten Unwiſſenheit, in Abſicht auf die Gegenſtände, die ihn umgeben, und in Abſicht auf ſich ſelbſt herumirren, wenn nicht jede Kraft, jedes Leben in ein fühlbares Aeußerliches ſich hinausdehnte, wenn nicht jeder Gegenſtand einen ſeine Natur und ſeine Ausdehnung beſtimmenden Charakter hätte, der uns das bezeichnet, was er iſt, und uns in den Stand ſetzt, ihn von dem zu unterſcheiden, was er nicht iſt.

Alle Weſen, die wir erblicken, erſcheinen uns unter irgend einer Form, irgend einer Oberfläche. Wir ſehen ſie mit Grenzlinien bezeichnet, die das Reſultat ihrer Organiſation ſind. Man verzeihe mir, daß ich hier dieſe alltäglichen Wahrheiten wiederhole; aber gerade dieſe ſind die Grundlage der Phyſiognomik oder der unmittel-

baren Menschenkunde. Was wahr ist in Ansehung der Wesen außer uns und der organischen Körper insbesondere, ist noch zehnmal wahrer, wenn wir es auf die Natur des Menschen beziehen. Seine Organisation zeichnet den Menschen hauptsächlich vor allen Bewohnern des Erdballs aus, und seine Physiognomie, das ist die Oberfläche und der Umriß seiner Organisation, erhebt ihn unendliche Stufen über alle sichtbaren Wesen außer ihm.

Wir kennen keine edlere, erhabenere, majestätischere Gestalt, um die sich so viele Fähigkeiten, so viele Arten von Leben, so viele Kräfte, so viele Wirkungen und Bewegungen, wie um ihren Mittelpunkt, drehen, als die seinige. Mit kühnem Schritte schreitet er auf der Oberfläche der Erde einher, und erhebt sein Haupt gegen den Himmel. Sein Blick verliert sich in die Unendlichkeit. Mit der unbegreiflichsten Leichtigkeit und Geschwindigkeit handelt, wirkt er durch die unmittelbarste und die vielfachste Berührung. Wer zählt und beschreibt die Zahl seiner Wirkungen? In dem nämlichen Momente kann er wirken und zugleich unendlich mehr leiden, als jedes andere Geschöpf. An seine Kühnheit knüpft er Biegsamkeit, an seine Kraft Geschicklichkeit und an seine Wirksamkeit Ruhe. Unter allen Geschöpfen hat er die meiste Biegsamkeit und den meisten Widerstand; keines gleicht ihm an Vielfältigkeit und dem Einklange seiner Kräfte. Die Fähigkeiten des Menschen sind einzig, wie seine Gestalt.

Und wie viel herrlicher, anstaunenswürdiger, anziehender muß uns nicht diese Gestalt sein, wenn sie uns ihre edelsten Kräfte handelnd und leidend enthüllt? Nur in jenen Theilen, die die Behausung thierischer Kräfte sind, gleicht sie der Thiergestalt; aber, wie sehr erhebt sie sich über das Thier in den Theilen, in welchen Kräfte höherer Abkunft, Kräfte des Geistes und der Thätigkeit wirken!

Die Gestalt, das Ebenmaß des Menschen, seine erhabene und doch so vieler Veränderungen, so verschiedener Bewegungen fähige Größe, alles dieses kündigt dem unparteiischen Beobachter eine her-

vorſtechende Kraft und die erſtaunendſte Beweglamkeit an; Alles bezeichnet ihm im erſten Anblick die Trefflichkeit und die phyſiologiſche Einzigkeit der menſchlichen Natur. Das Haupt und, am vorzüglichſten, das Geſicht, die Geſtaltſamkeit ſeiner feſtern Theile, in Vergleichung mit den feſtern Theilen jedes andern Thieres, enthüllen dem tiefern Beobachter, der Sinn hat für echte Wahrheit, den Vorzug und die Erhabenheit der intellektuellen Kräfte. Das Auge, der Blick, die Wangen, der Mund, die Oberfläche der Stirne; man betrachte ſie nun in dem äußerſten Stande der Ruhe oder in den unzähligen Biegungen ihrer Bewegung, mit Einem Worte: Alles das, was man Phyſiognomie nennt, iſt der redendſte lebendigſte Ausdruck des innern Gefühls, der Begierden, der Leidenſchaften, des Willens, kurz, alles deſſen, was das ſittliche Leben ſo ſehr über das thieriſche erhöht.

Obgleich das phyſiologiſche, das intellektuelle und das moraliſche Leben des Menſchen mit allen ihren untergeordneten Kräften und deren Beſtandtheilen ſich auf die herrlichſte Weiſe zu Einem Weſen vereinigen; obgleich dieſe drei Arten von Leben nicht, wie drei abgeſonderte Familien, jede einen beſondern Platz des Menſchenkörpers, ein beſonderes Etage bewohnt, ſondern in jedem Punkte coexiſtiren und durch ihren Zuſammenlauf Ein Ganzes ausmachen, ſo iſt es doch ausgemacht, daß jede dieſer Lebenskräfte einen eigenen Standpunkt hat, wo ſie vorzüglich ſich entwickelt und wirkt.

Sonnenklar iſt es, daß die phyſiſche Kraft, wenn ſie ſich gleich durch den ganzen Körper, hauptſächlich durch alle thieriſchen Theile, ausdehnt, doch auf die frappanteſte Weiſe im Arme von ſeiner Wurzel bis an die äußerſte Fingerſpitze wirkt.

Eben ſo klar iſt es, daß das intellektuelle Leben, die Kräfte des Verſtandes und des Geiſtes ſich vorzüglich in dem Umriſſe und der Lage der feſtern Theile des Hauptes, beſonders der Stirne, entwickle, obgleich ſie dem geſchärften Blicke eines aufmerkſamen Beob-

achters in jedem Punkte des menſchlichen Körpers merkbar ſind durch Harmonie und Homogenität, wovon im Verlaufe dieſes Werkes öfters geſprochen werden ſoll. Braucht es eines Beweiſes, daß die Denkkraft weder im Fuße, noch in der Hand, noch im Rückgrate, ſondern im Haupte und dem innern Theile der Stirn ihren Sitz hat?

Das moraliſche Leben des Menſchen enthüllt ſich vorzüglich in den Zügen und Veränderungen des Geſichtes. Die Summe ſeiner moraliſchen Kräfte und Begierlichkeiten, ſeine Reizbarkeit, jede Sympathie und Antipathie, deren er fähig iſt, ſeine Macht, Gegenſtände außer ihm an ſich zu ziehen und wegzuſtoßen, malt ſich auf ſeinem Geſichte, wenn es ruhig iſt. Und der wirkliche Augenblick der gereizten Leidenſchaft zeichnet ſich in der Bewegung der Muskeln, die immer mit dem lebhaften Klopfen des Herzens ſo genau verſchwiſtert iſt, daß Ruhe des Geſichtes immer Ruhe in der Gegend des Herzens und der Bruſt vorausſetzt.

Dieſes dreifache Leben des Menſchen, wie eng es auch in jedem Punkte des Körpers vereint iſt, könnte doch wieder in verſchiedene Fächer abgetheilt werden, und wir würden Stoff genug haben, auch darüber zu phyſiognomiſiren, wenn wir in einer weniger ausgearteten Welt lebten.

Das thieriſche Leben, die unterſte, der Erde nächſte Stufe, würde ſich aus dem Kreiſe des Bauches bis zu den Zeugungsorganen ausdehnen, die ſein Brennpunkt wären. Das mittlere oder das moraliſche Leben würde die Bruſt zum Sitz und das Herz zum Centrum und Brennpunkte haben. Das intellektuelle Leben, die erhabenſte Stufe würde das Haupt beherrſchen, und das Auge wäre ſein Brennpunkt. Laſſet uns nun das Geſicht als den Repräſentanten oder den Auszug dieſer drei Abtheilungen annehmen, ſo iſt die Stirne bis zu den Augenbraunen Spiegel des Verſtandes, Naſe und Wangen Spiegel des moraliſchen und empfindſamen Lebens, Mund und Kinn

Spiegel des animaliſchen Lebens, indeß das Auge Centrum und Summe des Ganzen wäre, ob man gleich nicht genug wiederholen kann, daß dieſe drei Leben bei ihrer engen Verbindung unter einander in jedem Theile des Körpers auch überall ihren Ausdruck haben.

Alles, was wir bis dahin geſagt haben, ſcheint ſo bekannt, ſo ſonnenklar, ſo allgemein, daß wir uns ſchämten, bei dieſen Gemeinplätzen der Wahrheit zu verweilen, wenn ſie nicht auf der einen Seite Grundlage alles deſſen wären, was wir zu ſagen haben, und wenn nicht auf der andern Seite eben dieſe Wahrheiten (wird es das künftige Jahrhundert glauben?) in unſerm Jahrhundert ſo tauſend Mal mißkannt und mit der unbegreiflichſten Affektation bezweifelt worden wären.

Die ganze Phyſiognomik, in dem ausgedehnteſten und engſten Verſtande genommen, beruht ohne Widerrede auf dieſen allgemeinen Sätzen. Aber ſo ſonnenklar, als ſie ſein mögen, bleiben ſie doch nicht unangetaſtet. Man heuchelt, die frappanteſte, fühlbarſte, beweisbarſte Wahrheit zu bezweifeln, ohne die jede andere Erkenntniß, jede andere Wahrheit für uns verloren iſt; man bezweifelt keineswegs die Phyſiognomie deſſen, was in der Natur iſt, — und doch ſollte man die Phyſiognomie der menſchlichen Natur ſelbſt, des Schönſten, Beſchauenswürdigſten, Lebendigſten, das die Natur hat, bezweifeln?

Wir haben unſern Leſern ſchon vorher geſagt, daß ſie nichts, als Fragmente und keineswegs eine vollſtändige Abhandlung über die Phyſiognomik von uns zu erwarten haben. Vielleicht am Ende oder einmal beſonders eine Skizze des ganzen Syſtems. Um etwas Vollſtändiges zu liefern, müßte man abgeſondert den phyſiologiſchen Theil oder die äußere Charakteriſtik der phyſiſchen und thieriſchen Kräfte des Menſchen, den intellektuellen oder den Ausdruck der menſchlichen Verſtandeskräfte, den moraliſchen Theil oder den Ausdruck der füh-

lenden oder empfindlichen Kräfte des Menſchen und ſeiner Reizbarkeit unterſuchen.

Jede dieſer drei Klaſſen zerfiele dann von ſelbſt in zwei Haupttheile; in die unmittelbare Phyſiognomik, die den Charakter im Stande der Ruhe unterſuchte, und in die Pathognomik, die ihn in ſeiner Bewegung entwickelte.

Ehe wir uns aber über eine dieſer Hauptklaſſen näher erklären, wird es nicht ohne Nutzen ſein, wenn wir einige Einleitungsfragmente vorausſchicken. Aber noch einmal wiederholen wir, daß wir in keinem Falle ein ſyſtematiſches Ganzes weder geben wollen, noch können.

Sechstes Fragment.

Von dem Bemerken der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten überhaupt.

Die menſchliche Natur iſt zugleich vollkommen und unvollkommen; ſie iſt noch nicht, was ſie werden kann und was ſie ſein wird; aber ſie iſt, was ſie in ihrer gegenwärtigen Lage (alle und jede Beſtimmungsgründe zuſammen genommen) ſein kann. Wir können ſie nicht richtig oder vielmehr wir können ſie richtig, aber nur von Einer Seite, nur aus unſerer Lage und unſerm Geſichtspunkte, der wahrlich nichts als Punkt iſt, beurtheilen. Aus dieſem Geſichtspunkte erblicken wir an jedem Menſchen Vollkommenheiten und Fehler. Gehen wir auf Fehler aus, ſo finden wir unzählige, ſuchen wir Vollkommenheiten, ſo finden wir (ſo unbegreiflich es Manchem vorkommen wird, dreiſt behaupte ich es) an jedem, auch dem fehlervollſten Menſchen, ebenfalls unzählige, die es vermuthlich in den Augen aller vernünftigen Weſen ſind; da ich hingegen zum Theil zweifle, ob Alles, was uns fehlerhaft und unvollkommen vorkommt, höhern Weſen, die mehrere

Verhältniſſe und Verbindungen der menſchlichen Natur wahrnehmen und überſchauen können, nicht ganz anders vorkommen müſſe. Je mehr wir die Natur erforſchen (und gehört der Menſch nicht auch zur Natur? iſt er nicht das vollkommenſte, ich mag nicht ſagen: Werk der Natur? iſt er nicht die vollkommenſte aller uns durch die Sinne bekannten Naturen? ...) — je mehr wir die Natur erforſchen, deſto mehr bemerken wir Ordnung, Verhältniß, Zweck, wohlthätige Abſicht, und wo das iſt, iſt da nicht Vollkommenheit? und wo wir es noch nicht ſehen, dürfen wir es nicht auf das, was wir ſehen, glauben, — und kann der, der das nicht glaubt, eine Gottheit glauben? Kann die höchſte Weisheit das Geringſte überflüſſig machen? die höchſte Macht das Geringſte unzureichend laſſen? die höchſte Güte die geringſte Disharmonie in dem dulden, was da iſt?

Unvollkommenheit bleibt indeſſen uns immer ein unentbehrliches Wort. Unvollkommenheit bleibt immer — in Vergleichung höherer Vollkommenheit — Mangel. Ein Kind iſt ein vollkommenes Kind, aber kein vollkommener Mann. Es läßt ſich alſo immer ſagen: es fehlt ihm zur Vollkommenheit eines Mannes noch dieß oder jenes. Der Laſterhafte iſt ein vollkommener Laſterhafter und im Zuſammenhange aller Dinge, im Plane des Höchſtweiſen ein ſehr weſentlicher Ring in der großen Kette der Weſen; denn er iſt, und was iſt, iſt nach dem Plane des Höchſtweiſen. Aber der Laſterhafte iſt kein Tugendhafter. Der Böſe iſt nicht gut, obgleich es gut iſt, daß der Böſe ſei. Es läßt ſich alſo immer ſagen: „Es fehlt ihm zur Vollkommenheit eines Tugendhaften ſehr Vieles.“

Oder: ein Weſen iſt nicht das, was ein anderes ſeiner Art iſt. Das thörichte Kind iſt nicht das weiſe; das tugendhafte nicht laſterhaft. Jegliches aus ſeinem Zuſammenhange herausgenommen, in welchem es ganz anders, als außer demſelben beurtheilt werden müßte; aus dem Zuſammenhange, in dem es das iſt, was es nach der Ab-

ſicht des Vaters Aller, der auf Millionen Wegen Alles zur Vollkommenheit leitet, ſein ſoll. Jegliches aus ſeinem Zuſammenhange herausgenommen, ſage ich, und beide neben einander geſtellt, läßt ſich ſagen: das eine iſt ſchön, das andere häßlich; das eine iſt vollkommener oder unvollkommener, als das andere; das eine liebenswürdig, das andere abſcheulich.

Aber, wie nun? Soll der Naturforſcher, der Menſchenbeobachter, ſich mit den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur oder mit beiden zugleich beſchäftigen? Mich dünkt, er ſoll Alles beobachten, was ihm vorkommt, das Schöne wie das Schlechte, das Schlechte wie das Schöne; aber er ſoll ſich bei dem Schönen und Vollkommenen lieber verweilen, das Schöne und Vollkommene ſich und Andern lieber vorzeichnen und analyſiren. Wer das Schöne kennt, wird von ſelbſt das Schlechte kennen lernen; aber nicht alle Mal wird der, der das Schlechte kennt, deßwegen wiſſen, was ſchön iſt. Wer immer nur die beſten und niedlichſten Speiſen genießt, wird wenig Geſchmack an den ſchlechten finden; wer ſich aber an rohe, ſtarke Speiſen gewöhnt hat, wird nicht ſo leicht an delikaten Geſchmack finden. Es iſt freilich leichter, Schwachheiten, Unvollkommenheiten, Fehler und Laſter an ſeinen Nebengeſchöpfen zu entdecken, als Schönheiten, Vollkommenheiten, Ebenmaß und Tugenden.

Jede Unvollkommenheit iſt auffallender, als die Vollkommenheiten. Tauſend Gutes wird gemeiniglich an einem Menſchen nicht bemerkt; da hingegen ein einziger Fehler oder Fehltritt leicht Alles wider ihn in Bewegung ſetzen kann.

Freilich hat es auch etwas Reizendes, da Unvollkommenheiten zu bemerken, wo der andere nichts Mangelhaftes, vielleicht gar Vollkommenheiten ſieht; und es iſt für den Witz eine ſehr unterhaltende Beſchäftigung, ſich durch Herzählung und Ausmalung der Unvollkommenheiten des Andern weit, weit über ihn wegzuſetzen. Wenn

dieß mit einiger Zuversicht, welche die Miene der Bescheidenheit annimmt, geschieht, so kann man sich dadurch von Andern das stille Lob erschleichen: „Was das für ein Mensch sein muß, der mit dieser Zuversicht und Bescheidenheit diese Fehler dadurch von sich weglehnen darf, daß er sie so äußerst fein — lächerlich machen kann.“ Aber ich gestehe aufrichtig, daß ich mich vor nichts so sehr, als vor meinem eigenen Herzen fürchten würde, wenn ich einen stärkern oder auch nur einen eben so starken Hang in mir fühlte, Fehler und Unvollkommenheiten an meinen Nebengeschöpfen aufzusuchen, als Schönheiten und Vollkommenheiten. Wer nur auf Fehler, oder mehr auf Fehler, oder lieber auf Fehler ausgeht, als auf Schönheiten und Vollkommenheiten, der wird weder ein guter Physiognomist, noch ein guter Mensch werden. Kein guter Mensch, — denn die Güte des Menschen mißt sich nach seiner Lust an Schönheit, Freiheit, Vollkommenheit Anderer. Willst du wissen, ob dein Herz böse sei, frage dich nur: suche ich an Andern lieber Vollkommenheiten, als Fehler, oder lieber Fehler, als Vollkommenheiten auf? Kein guter Physiognomist, — denn er wird das entgegengesetzte Eine Schöne deßwegen nicht finden, weil er tausend Abweichungen davon wahrgenommen hat, da er hingegen, wenn er das Eine Schöne gefunden hat, weiß, daß Alles, was nicht dieß Eine ist, Abweichung, Minderschönheit, Unvollkommenheit, Fehler ist. Die Kenntniß einer Schönheit und Vollkommenheit ist für den Physiognomisten unendlich wichtiger und fruchtbarer, als die Kenntniß von Millionen Fehlern, aber auch weit schwerer.

Oder ist es nicht viel leichter, tausend Mal das Ziel, auf welches du den Pfeil richtest, nicht zu treffen, als es ist, das Ziel einmal zu treffen? So viel leichter ist es, Unvollkommenheiten, als Vollkommenheiten zu finden, zu zeichnen, zu beschreiben und zu entwickeln.

Jede Art von Vollkommenheit ist nur Eine, aber die Abweichun-

gen davon ſind unzählig; ſo wie nur Eine Wahrheit iſt, aber die ihr entgegenſtehenden Irrthümer unzählig ſind. Tauſend Irrthümer ſind leichter geſagt, als eine Wahrheit.

Ein mittelmäßiger Zeichner entwirft in Einem Tage hundert Geſichter von Thoren und Böſewichtern, und der geſchickteſte zeichnet in dieſer Zeit vielleicht kaum ein rechtſchaffenes, weiſes, edles, oder erhabenes Geſicht.

Es erfordert alſo bei der Menge von Unvollkommenheiten, mit denen wir umringt ſind, und bei der Leichtigkeit, womit man dieſe herzeichnen, beſchreiben und entwickeln kann, und bei dem offenen Felde, das ſich dem Witze zu den luſtigſten Bemerkungen und unterhaltendſten Einfällen darbietet; es fordert, ſage ich, anfangs viel Selbſtverleugnung oder ein großes Maß brüderlicher Menſchenliebe, das ſtolze Verlangen, Unvollkommenheiten an Andern zu bemerken und darüber zu triumphiren, bei ſich zu unterdrücken und im Zaume zu halten und vornehmlich nur das viel ſeltenere Schöne, Edle, Erhabene, Vollkommene, das um ſo viel ſchwerer wahrzunehmen und zu beſchreiben iſt, zum nähern und erſten Gegenſtande ſeiner Beobachtungen und Beſchreibungen zu machen. Aber dieſe Verleugnung führt, je ſchwerer ſie iſt, um ſo viel größere Belohnung mit ſich.

Wer in der Welt Freude genießen und andern Menſchen weiſe Freude machen will, der gehe auf Vollkommenheiten aus, und gewöhne ſein Auge, Schönheiten zu ſuchen und zu finden, laſſe ſich den ſchrecklichen Verfall der ſchönen menſchlichen Natur (die doch ja nur deßwegen ſo tief gefallen iſt, damit ſie ihr unerforſchlicher Urheber himmelhoch erhebe) nicht abhalten, immerfort Schönheiten zu ſuchen, ſo weit er ſie immer ſuchen kann.

Nichts wird geſchickter ſein, ſeinen Verſtand, ſeine Schauenskraft zu üben und zu ſchärfen, ſeinen Geſchmack zu verfeinern und ſein Herz zu verbeſſern und zu erweitern. Nichts iſt geſchickter, den Menſchen menſchlicher zu machen, als die Entdeckung und Beobachtung

der Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur. Und allenthalben, wo er ist, werden sich seinen offenen Augen Schätze darbieten, die unschätzbar sind, wenn gleich beinahe Niemand ihren Werth kennt, wenn gleich Unzählige es sich zur Religion machen, die menschliche Natur, die doch wahrlich, so sehr, wie alle Geschöpfe Gottes, gut und unverwerflich ist, zu erniedrigen. Lerne erst die Vollkommenheiten der menschlichen Natur kennen, und dann, wenn du willst, magst du auch ihre Unvollkommenheiten kennen lernen. Ich denke aber, wenn ich eine Goldgrube finde, so lasse ich diese nicht unbenutzt liegen, um tausend Kothpfützen nachzugehen.

Ist das Auge geübt, Vollkommenheiten zu bemerken, so ist es auch geübt, Vollkommenheiten zu suchen. Schärft sich freilich mit der Empfindsamkeit für das Schöne und Vollkommene zugleich auch Ekel und Widerwillen vor allem Schlechten und Unvollkommenen, so schärft sich dennoch das Auge, oft da die liebenswürdigsten Vollkommenheiten zu entdecken, wo das flüchtige Auge vielleicht nichts, als Trümmer und Gesträuche wahrzunehmen fähig ist. Allenthalben, wo Andere nichts sehen oder Langeweile haben, oder nur Unvollkommenheiten sehen, sieht das Schönheit suchende Auge Schönheit, Ordnung, Spuren des Ebenbildes der Gottheit, und schöpft Freude, die unerschöpflich ist; allenthalben findet es seinen Gott, allenthalben den Einzigen, allenthalben denselben, der es beseelt und erleuchtet, allenthalben unter allen Ruinen der Menschheit noch Fleisch von seinem Fleisch und Gebein von seinen Gebeinen.

Der weise Beobachter wird zwar das Schwache, das Unedle, das Unvollkommene nicht übersehen, wird nicht sogleich die Augen davor zuschließen, wird sich auch die Charaktere der Dummheit und des Lasters einzuprägen suchen; aber dieser Beobachter wird den Menschen nie von dem Beobachter trennen; sein Herz wird dabei ein Menschenherz, ein Bruderherz bleiben; er wird sich mit den wirklichen Vollkommenheiten und mit den noch unentwickelten Anlagen zu

mehreren Vollkommenheiten, die er mit der Begierde eines Dürstenden aufsuchen wird, tröſten und ſtärken; er wird ſich durch die öftere Beobachtung des Unedeln und Unvollkommenen deſto beſſer in den Stand ſetzen, die entgegenſtehenden Schönheiten leichter aufzuſuchen, ſtärker und lebendiger zu empfinden, und, was mehr iſt als alles dieß, ſich nach und nach der größten aller Künſte, der Verbeſſerung der menſchlichen Natur, mit jedem Schritte nähern, um welchen er der Kenntniß ihrer Unvollkommenheiten näher kommt. Der weiſe Arzt, wie viel hat der ſchon gewonnen, wenn er die Kennzeichen der Krankheit aufgefunden, und nun eigentlich weiß, wogegen er zu kämpfen hat.

Aber ja, wie Geheimniſſe, die ihm eine Gottheit anvertraut hat, und wie Sünden, die man ihm unter dem heiligſten Siegel der Verſchwiegenheit gebeichtet hat, wird er in beſondern Fällen ſeine unangenehmen Beobachtungen bei ſich bewahren, und Keinem, der ſie zum Schaden der menſchlichen Geſellſchaft mißbrauchen könnte, mittheilen.

Der Menſchenfreund (der allerverſchwendeteſte Name und die größte Seltenheit unter den Menſchen) wird immer lieber die Schönheiten, die Vollkommenheiten der menſchlichen Natur aufſuchen, wahrnehmen, entwickeln, bekannt machen, anpreiſen und die Aufmerkſamkeit der Menſchen darauf lenken, als ihre Unvollkommenheiten.

Iſt es gleich ſchwerer, Vollkommenheiten zu ſehen und zu entwickeln, ſo iſt es doch beſſer. Es iſt beſſer, wenig Gutes und Nützliches, als viel Schlimmes und Schädliches zu ſagen. Und in einer Welt, wie die unſerige iſt, — guter Gott! wer kann Unvollkommenheiten bekannt machen, ohne mehr zu ſchaden, als zu nützen?

Siebentes Fragment.

Von der Wahrheit der Phyſiognomie.

Einer der vornehmſten Zwecke meines Werkes iſt, zu beweiſen, darzuthun, fühlbar zu machen, daß es eine Phyſiognomie gibt, daß die Phyſiognomie Wahrheit, das heißt, daß ſie wahrer, ſichtbarer Ausdruck innerer, an ſich ſelbſt unſichtbarer Eigenſchaften iſt. Da nun jede Zeile des ganzen Buches dieſen Zweck mittelbar oder unmittelbar erreichen hilft, ſo werde ich alſo keine beſondere ausführliche Abhandlung über die Wahrheit und die innere objectiviſche Zuverläßigkeit der Phyſiognomieen voranſetzen. Ich würde darin beinahe alles das ſagen müſſen, was ich in den folgenden Bruchſtücken bei verſchiedenen Beiſpielen ſchicklicher, verſtändlicher und einleuchtender zu ſagen Gelegenheit haben werde.

Alſo hier nur einige vorläufige, vorbereitende Gedanken:

Alle Geſichter der Menſchen, alle Geſtalten, alle Geſchöpfe ſind nicht nur nach ihren Klaſſen, Geſchlechtern, Arten, ſondern auch nach ihrer Individualität verſchieden.

Jede Einzelheit iſt von jeder Einzelheit ihrer Art verſchieden. Es iſt die bekannteſte, aber für unſere Abſicht die wichtigſte, die entſcheidendſte Sache, die geſagt werden kann: Es iſt keine Roſe einer Roſe, kein Ei einem Eie, kein Aal einem Aale, kein Löwe einem Löwen, kein Adler einem Adler, kein Menſch einem andern Menſchen vollkommen ähnlich.

Es iſt dieß (damit wir nun bei dem Menſchen ſtille ſtehen) der erſte, tiefſte, ſicherſte, unzerſtörbarſte Grundſtein der Phyſiognomik, daß bei aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menſchlichen Geſtalten nicht zwei gefunden werden können, die, neben einander geſtellt und genau verglichen, nicht merkbar unterſchieden wären.

Nicht weniger unwiderſprechlich iſt es, daß eben ſo wenig zwei vollkommen ähnliche Gemüthscharakter, als zwei vollkommen ähnliche Geſichter zu finden ſind.

Mehr ſollte man nicht wiſſen dürfen, als dieß, um es als eine, keines weitern Beweiſes bedürfende Wahrheit anzunehmen, „daß dieſe äußere Verſchiedenheit des Geſichtes und der Geſtalt mit der innern Verſchiedenheit des Geiſtes und Herzens in einem gewiſſen Verhältniſſe, einer natürlichen Analogie ſtehen müſſe.“ Was? die innere zugeſtandene Verſchiedenheit des Gemüths aller Menſchen, — dieſe ſollte von der abermals zugeſtandenen Verſchiedenheit allermenſchlichen Geſichter und Geſtalten, dieſe von jener kein Grund ſein?

Nicht von Innen heraus ſoll der Geiſt auf den Körper, nicht von Außen herein ſoll der Körper auf den Geiſt wirken?

Zorn ſchwillt zwar die Muskeln auf; aber aufgeſchwollene Muskeln und ein zorniges Gemüth ſollen nicht als Wirkung und Urſache angeſehen werden dürfen?

Feuer, ſchnelle, blitzähnliche Bewegung des Auges und ein durchdringender Verſtand und ſchneller Witz ſollen zwar hundert Mal beiſammen gefunden werden, aber keine Beziehung auf einander haben? ſollen zufälliger Weiſe zuſammentreffen? Zufall ſoll es ſein, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbare, wechſelſeitige Wirkung, wenn gerade in dem Augenblicke, da der Verſtand tief blickend, der Witz am geſchäftigſten iſt, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls ſich am merklichſten verändert?

Ein offenes, heiteres, uns gleichſam entgegenkommendes Auge und ein offenes, heiteres, uns entgegenwallendes Herz, ſollen ſich bei tauſend Menſchen zufälliger Weiſe beiſammen finden, und keines des andern Wirkung und Urſache ſein?

In Allem ſoll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben ſollen ſich Urſachen und Wirkungen entſprechen, allent-

halben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dieß unaufhörliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen? Und in dem Schönsten, Edelsten, was sie hervorgebracht hat, soll sie willkürlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? Da, im menschlichen Angesichte, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, — da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältniß zwischen dem Aeußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursache und Wirkung Statt haben?

Und das ist es, was alle Bestreiter der Wahrheit der Physiognomik im Grunde behaupten.

Sie machen die Wahrheit selbst zur unaufhörlichen Lügnerin; die ewige Ordnung zur willkürlichsten Taschenspielerin, die immer etwas Anderes zeigt, als sie sehen lassen will.

Der gesunde Menschenverstand empört sich in der That gegen einen Menschen, der behaupten kann, daß Newton und Leibnitz allenfalls ausgesehen haben könnten, wie ein Mensch im Tollhause [1], der keinen festen Tritt, keinen beobachtenden Blick thun kann, und nicht vermögend ist, den gemeinsten abstrakten Satz zu begreifen oder mit Verstand auszusprechen; daß der Eine von ihnen im Schädel eines Lappen die Theodicee erdacht, und der Andere im Kopfe eines Labradoriers, der weiter nicht, als auf sechs zählen kann, und was darüber geht, unzählbar nennt, die Planeten gewogen und den Lichtstrahl gespaltet hätte?

Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen eine Behauptung, wie diese: Ein starker Mensch könne gerade so aussehen, wie ein schwacher, ein vollkommen gesunder, wie ein vollkommen schwindsüchtiger, ein feuriger, wie ein sanfter, kaltblütiger. Er empört sich gegen die Behauptung: Freude und Traurigkeit, Wollust und Schmerz, Liebe und Haß hätten dieselben, das ist, gar keine Kenn-

1 Wie ein geborner Narr. A.

zeichen im Aeußerlichen des Menschen. Und das behauptet der, welcher die Physiognomik in das Reich der Träumereien verbannt. Er verkehrt alle Ordnung und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich die ewige Weisheit dem Verstande so preiswürdig macht.

Man kann es nicht genug sagen: die Willkürlichkeit[1] ist die Philosophie der Thoren, die Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie und Religion. Diese allenthalben zu verbannen, ist das Werk des echten Naturforschers, des echten Weltweisen und des echten Theologen.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir in diesem Fragmente nicht selber vorgreifen wolle; aber Folgendes muß ich noch sagen:

Alle Menschen (so viel ist unwidersprechlich) urtheilen in allen, allen, allen Dingen nach ihrer Physiognomie, ihrer Aeußerlichkeit, ihrer jedesmaligen Oberfläche. Von dieser schließen sie durchgehends, täglich, augenblicklich auf ihre innere Beschaffenheit. Ich muß die allertäglichsten Dinge sagen, um eine Sache zu beweisen, die so wenig Beweise bedürfen sollte, als unsere Existenz. Aber ich muß den Schwachen schwach, fast möchte ich sagen, den Thoren ein Thor werden um der Wahrheit willen.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt die Waaren, die er kauft, wenn er seinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Physiognomie? Anders, als nach dieser, wenn er sie auf den Mann hin gekauft hat und seiner Erwartung gemäß, oder anders, als seine Erwartung findet? Beurtheilt er sie anders, als nach ihrer Farbe? ihrer Feinheit? ihrer Oberfläche? ihrer Aeußerlichkeit? ihrer Physiognomie? Alles Geld nach seiner Physiognomie? Warum nimmt er den einen Louisd'or, wirft den andern weg? warum wiegt er den dritten auf der Hand? Um seiner bleichern oder röthern Farbe, seines Gepräges, seiner Aeußerlichkeit, seiner Physiognomie willen.

---

1 Gesetzlose Willkürlichkeit. A.

Kommt ein Unbekannter, der ihm etwas verkaufen oder abkaufen will, auf sein Comptoir, wird er ihn nicht ansehen? nichts auf sein Gesicht rechnen? wird er nicht — kaum mag er weg sein — ein Urtheil über ihn fällen? „Der Mann hat ein ehrliches Gesicht," oder: „Er hat ein schlimmes Paar Augen," oder: „Er hat etwas Widriges oder Einnehmendes?" Urtheile er richtig oder unrichtig, was thut es zur Sache? Er urtheilt. Er urtheilt nicht ganz, aber doch zum Theil von dem Aeußern der Menschen; er macht daraus einen Schluß auf sein Inneres.

Der Bauer, der durch seine Felder oder durch seinen Weinberg geht, bestimmt seine Hoffnung, wonach? Nach der Farbe, Größe, Stellung, Aeußerlichkeit, nach der Physiognomie des blühenden Saamens, der Halmen, der Aehren, des Weinstocks, der Reben: „Diese Kornähre ist krank, dieß Holz ist gesund; dieß wird gedeihen, jenes nicht", sagt er auf den ersten oder zweiten Blick, sagt bisweilen: „wie schön diese Weinrebe scheine, sie wird wenig Trauben bringen." Warum? Er bemerkt, wie der Physiognomist, am schönen leeren Menschengesichte, Leerheit des Triebes. Und wie? Abermals an irgend einer Aeußerlichkeit.

Der Arzt, sieht er oft nicht mehr aus der Physiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von seinem Patienten bringt? Wie erstaunlich weit es hierin gewisse Aerzte bringen, kann Zimmermann unter manchen lebenden und unter vielen verstorbenen Kämpf, dessen Sohn von den Temperamenten geschrieben hat, Beispiel sein.

Der Maler: doch von dem will ich nicht reden; die Sache redet, redet allzu beschämend für den bei Manchen eben so kindischen als stolzen Eigensinn der angeblichen Ungläubigen an die Physiognomie.

Der Reisende, der Menschenfreund, der Menschenfeind, der Verliebte — und wer nicht? Alle handeln nach ihrem wahren oder falschen,

klaren oder konfusen physiognomischen Urtheile und Gefühle. Dieß Urtheil, dieß Gefühl erweckt Mitleiden oder Schadenfreude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuversicht, Zurückhaltung und Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht täglich nach seiner Physiognomie beurtheilt?

Keine Speise, kein Glas Wein oder Bier, keine Schaale Kaffee oder Thee kommt auf unsern Tisch, von deren Physiognomie, deren Aeußerlichkeit wir nicht sogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen.

Man bringt uns ein Körbchen mit Birnen oder Aepfeln; warum suchen wir aus? warum wählen wir die einen und lassen die andern liegen? warum ruft uns, wenn wir aus Bescheidenheit ein schlechteres Stück wählen, die gefällige Höflichkeit zu: „Lassen Sie dieses liegen! Nehmen Sie das Bessere!“ Warum? Um der Physiognomie willen!

Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Inhalt? Leib und Geist? äußere Wirkung und innere Kraft? unsichtbarer Anfang, sichtbare Endung?

Welche Kenntniß, die der Mensch immer besitzen mag, gründet sich nicht auf Aeußerlichkeit, auf Charakter, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmlichen zum Unwahrnehmlichen?

Die Physiognomik im weitern und engern Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt werden.

Von der Wiege an bis zum Grabe, in allen Ständen und Altern, bei allen Nationen, von Adam an bis auf den Letzten, der sterben wird, vom Wurm an, den wir zertreten, bis auf den erhabensten Weisen, und warum nicht bis auf den Engel? warum nicht bis auf Jesus Christus? ist die Physiognomie der Grund von Allem, was wir thun und lassen.

Jedes Insekt kennt seinen Freund und seinen Feind; jedes Kind

liebt oder fürchtet, ohne zu wiſſen, warum? durch die Phyſiognomie. Und es lebt auf dem Erdboden kein Menſch, der ſich nicht täglich durch die Phyſiognomie leiten läßt; kein Menſch, dem ſich nicht ein Geſicht vorzeichnen ließe, das ihm entweder äußerſt liebenswürdig oder äußerſt abſcheulich vorkommen müßte; kein Menſch, der nicht jeden Menſchen, der das erſte Mal zu ihm kommt, mehr oder minder anſchaut, mißt, vergleicht und phyſiognomiſch beurtheilt, wenn er auch das Wort Phyſiognomie in ſeinem Leben nie gehört hat; kein Menſch, der nicht alle Sachen, die ihm durch die Hände gehen, phyſiognomiſch, das iſt, den innern Werth derſelben nach ihrem äußerlichen beurtheilt.

Selbſt die ſo ſehr der Phyſiognomik entgegen geworfene Verſtellungskunſt gründet ſich bloß auf die Phyſiognomik. Warum ahmt der Heuchler dem Redlichen nach? als weil er, und wenn es noch ſo leiſe, noch ſo wenig herausgedacht wäre, weil er denkt, Aller Augen bemerken den Charakter der Redlichkeit?

Welcher Richter von Verſtand und Unverſtand — er mag es ſagen oder nicht, dawider proteſtiren oder nicht — richtet in dieſem Sinne nie nach dem Anſehen der Perſon? welcher kann, darf, ſoll ganz gleichgültig ſein in Anſehung des Aeußerlichen der Perſonen, die ihm vorgeſtellt werden? [1] Welcher Regent erwählt einen Miniſter, ohne auf ſein Aeußerliches mit ein Auge zu werfen, und ihn darnach, wenigſtens zum Theil, wenigſtens bei ſich ſelbſt, zu beurtheilen? Der Offizier wählt keinen Soldaten, ohne auf ſein Aeußerliches, die Länge nicht gerechnet, zu ſehen. Welcher Hausvater wählt einen

1 Ac mihi quidem cum illa certissima sunt visa argumenta atque indicia sceleris, tabellæ, signa, manus, denique unius cuiusque confessio: tum multo certiora illa, color, oculi, vultus, taciturnitas. Sic enim obstupuerant, sic terram intuebantur, sic furtim, nonnunquam inter se conspiciebant, ut non ab aliis indicari, sed ipsi a se viderentur. Cicero.

Conscientia eminet in vultu. Seneca.

Bedienten, welche Frau eine Magd, daß ihr Aeußerliches, ihre Geſichtsbildung, ſie mögen richtig oder unrichtig urtheilen, mögen ſich es bewußt oder unbewußt ſein, bei der Wahl nicht mit in Anſchlag kommen?

Bloß das flüchtige Andenken an die unzähligen, vor Augen liegenden Beiſpiele, die das allgemeine, ſtillſchweigende Eingeſtändniß aller Menſchen, daß ſie ganz von der Phyſiognomie geleitet werden, unwiderſprechlich beſtätigen, ermüdet mich, und Widerwillen ergreift mich, daß ich, um Gelehrte von Wahrheiten zu überzeugen, Dinge ſchreiben muß, die jedes Kind weiß oder wiſſen kann.

Wer Augen hat, zu ſehen, der ſehe; wen aber das Licht, nahe vor das Geſicht gehalten, toll macht, der mag mit der Fauſt dreinſchlagen und ſich die Finger daran verbrennen. Ich rede nicht gern dieſe Sprache; aber ich darf, ich muß dreiſt reden, weil ich deſſen, was ich ſage und ſagen werde, gewiß bin, und weil ich im Stande zu ſein glaube, mich der Ueberzeugung aller redlichen und aufmerkſamen Freunde der Wahrheit durch Gründe, die ſchwerlich [1] zu widerlegen ſein dürften, bemächtigen zu können, und weil ich es nicht für unwichtig halte, den muthwilligen Kitzel einiger großen Tongeber zur beſcheidenen Zurückhaltung ihrer despotiſchen Urtheile herabzuſtimmen. Es bleibt alſo dabei, nicht deßwegen, weil ich es ſage, ſondern, weil es auffallend wahr iſt, weil es wahr ſein würde, wenn es nicht geſagt würde; es bleibt alſo dabei, daß die Phyſiognomie alle Menſchen, ſie mögen es wiſſen oder nicht, täglich leitet, daß, wie Sulzer ſagt, jeder Menſch, er mag es wiſſen oder nicht, etwas von der Phyſiognomik verſteht; daß nicht Ein lebendiges Weſen iſt, welches nicht aus dem Aeußerlichen auf das Innere, wenigſtens nach ſeiner Art, Schlüſſe macht, nicht von dem, was in die Sinne fällt, das beurtheilt, was an ſich nicht in die Sinne fallen kann.

1 Die nicht zu. A.

Dieſe Allgemeinheit des, wenigſtens ſtillſchweigenden Eingeſtändniſſes, daß das Aeußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache das Innere, die Eigenſchaft desſelben, anzeige; daß alles Aeußere Ausdruck von der Beſchaffenheit des Inwendigen ſei, iſt, däucht mich, in Abſicht auf die menſchliche Phyſiognomie von der äußerſten Wichtigkeit und einer entſcheidenden Klarheit.

Wenn jede Birne, muß ich wieder ſagen, wenn jeder Apfel eine eigenthümliche Phyſiognomie hat, ſollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfachſte und Lebloſeſte hat ſein charakteriſtiſches Aeußerliche, wodurch es ſich von Allem, ſelbſt von allem Seinesgleichen, unterſcheidet, und das Schönſte, Edelſte, Zuſammengeſetzteſte, Belebteſte ſoll keine haben?

Was man alſo auch immer und immer, von berühmten Akademieen an bis zum blödſichtigſten Pöbel herunter, wider die innere Zuverläßigkeit und Wahrheit der Menſchenphyſiognomie ſagen mag und ſagen wird, ſo ſehr man auch immer auf jeden, der ſich merken läßt, daß er an die Allbedeutſamkeit des menſchlichen Körpers glaube, mit dem beleidigenden Blicke des philoſophiſchen Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag, ſo iſt und bleibt dennoch auch in dieſer Abſicht keine intereſſantere, nähere, beobachtungswürdigere Sache, als der Menſch, und es kann überhaupt kein intereſſanteres Werk geben, als eines, das dem Menſchen die Schönheiten und Vollkommenheiten der menſchlichen Natur aufdeckt. [1]

---

1 So ſchrieb ich vor ſechs oder acht Jahren. Wird es ein folgendes Jahrhundert glauben, daß es acht Jahre ſpäter noch nöthig war, dieß zu wiederholen? und daß zehn namenloſe Witzler immer fortfahren, dem allgemeinſten Menſchengefühle und den erweislichſten und erwieſenſten Beobachtungen, ohne Entgegenſetzung einer einzigen Beobachtung, hohnzulächeln, und immer von Philoſophie und Aufklärung zu ſprechen? — Den 10. Jenner 1783.

Achtes Fragment.

Die Phyſiognomik, eine Wiſſenſchaft.

„Aber nie, und wenn wirklich auch etwas Wahres daran ſein ſollte, nie wird die Phyſiognomik eine Wiſſenſchaft werden.“ [1] Das iſt es, was tauſend Leſer und Nichtleſer dieſer Schrift ſagen, und vermuthlich, ſo leicht und klar ſich auch dieſe Einwendung beantworten und ſo wenig ſich auch wider die Antwort ſagen läßt, als wenn nichts darauf geſagt worden wäre, fort behaupten werden.

Und was läßt ſich darauf antworten?

„Die Phyſiognomik kann eine Wiſſenſchaft werden ſo gut als alle unmathematiſchen Wiſſenſchaften!“

So gut, als die Phyſik; denn ſie iſt Phyſik! ſo gut, als die Arzneikunſt; denn ſie iſt ein Theil der Arzneikunſt! ſo gut, als die Theologie; denn ſie iſt Theologie! [2] ſo gut, als die ſchönen Wiſſenſchaften; denn ſie gehört zu den ſchönen Wiſſenſchaften!

Sowie dieſe alle, kann ſie bis auf einen gewiſſen Grad unter beſtimmte Regeln gebracht werden; hat ſie ihre beſtimmbaren Charaktere, die ſich lehren und lernen, mittheilen, empfangen und fortpflanzen laſſen. Sowie dieſe alle, muß ſie ſehr Vieles dem Genie, dem Gefühl überlaſſen; hat ſie für Vieles noch keine beſtimmten oder beſtimmbaren Zeichen und Regeln.

Wer die leichte, jedem Kinde mögliche Mühe nehmen mag, das nicht aus den Augen zu ſetzen, was alle, wenigſtens unmathematiſche und nicht rein mathematiſche Wiſſenſchaften gemein haben, der ſollte

---

1 Wenigſtens von den Philoſophen der Baumgarten'ſchen Schule werde ich dieſen Einwurf nicht zu beſorgen haben. Man kennt ſeine idealiſche Definition von Scientia, und dennoch machte er ſich kein Bedenken, die Semiotik unter die Wiſſenſchaften zu ſetzen. Est scientia signorum. Metaph. § 349.

2 So gut wenigſtens, als die Lithotheologie!

sein Lebtag nichts mehr gegen die Wissenschaftlichkeit der Physiognomik einwenden. Entweder wird er allen Wissenschaften diesen Namen absprechen oder ihn der Physiognomik so gut, als einer andern geben müssen.

So bald eine Wahrheit oder Erkenntniß Zeichen hat, so bald ist sie wissenschaftlich, und sie ist es so weit, so weit sie sich durch Worte, Bilder, Regeln, Bestimmungen mittheilen läßt. Es wird also bloß darauf ankommen, ob sich der auffallende, unleugbare Unterschied der menschlichen Gesichtsbildungen und Gestalten nicht nur dunkel wahrnehmen, sondern unter bestimmte Charakter, Zeichen, Ausdrücke bringen lasse? ob gewisse Zeichen der Stärke und der Schwäche, der Gesundheit und der Krankheit des Körpers, der Dummheit und des Verstandes, der Großmuth und Niederträchtigkeit, der Tugend und des Lasters, und so fort, sich angeben und mittheilen lassen? Dieß ist bei der gegenwärtigen Frage der einzige Untersuchungspunkt. Dem muß es entweder an Logik oder an Wahrheitsliebe fehlen, der, statt dieß zu untersuchen, wider die Physiognomik deklamirt; den Verfasser lächerlich macht oder — statt der Antwort auf die lichthellste Frage — eine irgendwo aufgehaschte Lüge wider ihn erzählt, niederschreibt, drucken läßt, gemäß dem Geiste des Muthwillens, der in unserm Jahrhunderte so mächtig arbeitet, die getriebensten Bahnen durch Staubaufwühlung zu bedecken!

Was würdest du sagen, lieber Leser, wenn Jemand Naturforschung, Arzneiwissenschaft, Gottesgelehrsamkeit, schöne Wissenschaften und so weiters, außer das Gebiet der Wissenschaften verbannte, deßwegen, weil in jeder so viele unbearbeitete Felder voll Dämmerung, Unsicherheit, Unbestimmtheit sind?

Nicht wahr, mein Freund! bis auf einen gewissen Grad kann der Physiker seine klaren Wahrnehmungen verfolgen, sie zerlegen, sie in Worte kleiden und fortpflanzen, sagen: „So und so habe ich geforscht! dieß und jenes beobachtet! so viel Beobachtungen gesammelt!

ſo geſchloſſen! den Weg bin ich gegangen! den gehe auch du!“ Aber, wird er das immerhin ſagen können? wird der feine Beobachtungsgeiſt nie zu ſolchen Beobachtungen vorfliegen, die ſich nicht mittheilen laſſen? nie weiter ſehen, als er dem, der ihm nachſtrebt oder nachkriecht, zeigen und vorbuchſtabiren kann? und iſt deßwegen die Phyſik weniger Wiſſenſchaft? Wie viel Vorempfindung der Wahrheit hatte Leibnitz, ehe Wolf die Kreiſe, die ſein Genius durchflog, zu Bahnen machte, die nun jeder kalte Logiker betreten und ruhig wandeln kann? Mit welcher Wiſſenſchaft iſt es anders? Fängt es je bei der Wiſſenſchaft an? Iſt es nicht tauſend Mal Adlerflug oder Adlerblick, der Jahrhunderten voreilt? Wie lange währt es, bis dann Wolfe kommen und zu jeder erfundenen, vorher gefühlten, vorher erblickten oder erhaſchten Wahrheit den Hin- und Herweg finden, betreten, bahnen? Welcher der neuern Weiſen iſt wiſſenſchaftlicher, als Bonnet? Wer verbindet ſo glücklich Leibnitzen's Genie und Wolfen's Kaltblütigkeit und Deutlichkeit? Wer iſt mehr Beobachter, als er? wer unterſcheidet mehr das Wahrſcheinliche vom Wahren? die Beobachtung von der Folgerung? Wer führt euch mehr, wer ſanfter und anmuthiger an der Hand? Aber, wem wird er all' ſein vorauseilendes Wahrheitsgefühl, dieß Reſultat und dieſe Quelle von vielen kleinen, unbeſtimmbaren, ſchnellen, tief dringenden Beobachtungen, wem dieß mittheilen? wem in Zeichen, Tönen, Bildern und Regeln auflöſen können? Und iſt es anders mit der Arzneiwiſſenſchaft? mit der Gottesgelehrſamkeit? mit welcher Wiſſenſchaft, welcher Kunſt anders?

Malerkunſt, die Mutter und Tochter der Phyſiognomik, iſt ſie nicht Wiſſenſchaft, und wie wenig iſt ſie es? „Das iſt Ebenmaß, jenes Mißverhältniß; dieß Natur, Wahrheit, Leben, athmende Kraft, jenes Zwang, falſch beleuchtet, unedel, häßlich.“ Das kannſt du ſagen, mit Gründen beweiſen, die jeder Schüler faſſen, behalten und wieder erzählen kann. Aber, kannſt du mit allen Kollegien über Malerei einem Maler Genie geben? So wenig als durch alle Lehr-

bücher und Lehrmeiſter der ſchönen Wiſſenſchaften Dichter-Genie einhauchen. Wie unermeßlich weit fliegt der Maler, der Dichter, den Gott ſchafft, über Alles hinauf, was ſich in wörtliche Regeln faſſen läßt! Iſt aber deßwegen, weil ſich ſein Großgefühl, ſeine Blicke und Triebe und Kräfte nicht in Gemeinformen gießen, nicht in Regeln bringen laſſen, nichts Wiſſenſchaftliches, nichts Beſtimmbares in dieſer Kunſt?

So nun auch in der Phyſiognomik. Bis auf einen gewiſſen Grad läßt ſich phyſiognomiſche Wahrheit beſtimmen, in Zeichen und Worte faſſen, mittheilen, ſagen: „Das iſt Charakter hohen Verſtandes; dieſer Zug iſt der Sanftmuth, dieſer dem wilden Zorn eigen! So blickt die Verachtung! ſo die Unſchuld! Wo dieß Zeichen iſt, da iſt dieſe Eigenſchaft!“ — läßt ſich ſagen: „So mußt du beobachten! den Weg mußt du gehen; dann wirſt du finden, was ich fand; dann hierin zur Gewißheit kommen!“

Aber ſoll der geübte Beobachter, der Feinergebaute, auch hier, wie in allen andern Dingen, die Wiſſenſchaft heißen, nicht mehr, nicht heller, nicht tiefer ſehen, nicht weiter fliegen? nicht häufig Anmerkungen machen, die ſich nicht in Worte kleiden, nicht in Regeln bringen laſſen? Und ſollte deßwegen das, was ſich in Zeichen ausdrücken und in Regeln mittheilen läßt, weniger Wiſſenſchaft heißen? Hat die Phyſiognomik dieß nicht mit allen Wiſſenſchaften gemein? Oder nochmals, wo iſt die Wiſſenſchaft, wo Alles beſtimmbar, nichts dem Geſchmacke, dem Gefühle, dem Genius übrig gelaſſen ſei? Wehe der Wiſſenſchaft, wenn eine ſolche wäre!

Albrecht Dürer maß; Raphael maß und fühlte den Menſchen.[1] Jener zeichnete Wahrheit wiſſenſchaftlich; dieſer gemeſſene, idealiſirte, und doch nicht weniger wahre Natur.

---

1 Albrecht Dürer maß und ſah Alles am Menſchen; Raphael maß und fühlte den Menſchen noch mehr, als Dürer. A.

Der bloß wiſſenſchaftliche Phyſiognomiſt mißt, wie Dürer; das phyſiognomiſche Genie mißt und fühlt wie Raphael. Je mehr indeß die Beobachtung ſich verſchärft, die Sprache ſich bereichert, die Zeichnungskunſt fortſchreitet, der Menſch, das Nächſte und Beſte dieſer Erde, den Menſchen ſtudirt, deſto wiſſenſchaftlicher, das iſt, deſto beſtimmter, deſto lernbarer und lehrbarer wird die Phyſiognomik. Sie wird werden die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, und dann keine Wiſſenſchaft mehr ſein, ſondern Empfindung, ſchnelles Menſchengefühl! denn Thorheit, ſie zur Wiſſenſchaft zu machen, damit man darüber reden, ſchreiben, Collegia halten und hören könne! dann würde ſie nicht mehr ſein, was ſie ſein ſoll. „Wie viel Wiſſenſchaften und Regeln haben den Genie's, und wie viele Genie's haben den Wiſſenſchaften und Regeln ihr Daſein zu verdanken?“ Alſo, was ſoll ich ſagen? was ſoll ich thun? Phyſiognomik wiſſenſchaftlich machen? oder nur den Augen rufen, zu ſehen? die Herzen wecken, zu empfinden? und dann hier und dort einem müßigen Zuſchauer, daß er mich nicht für einen Thoren halte, in das Ohr ſagen: „Hier iſt was, das auch du ſehen kannſt. Begreife nun, daß Andere mehr ſehen.“

Das Letzte, was ich dieſem Fragmente noch beiſetze, ſei, wiewohl es in anderer Abſicht geſagt worden ſein mag, einem großen Manne nachgeſtammelt, der, nebſt vielen tiefen und ſeltenen Kenntniſſen, auch die Gabe der Geiſterprüfung hatte, vermittelſt welcher er bloß durch den äußerlichen Blick entſchied, ob Einer, den keine Arzneikunſt heilen konnte, den Glauben hatte, geſund zu werden: „Jetzt erkennen wir noch ſtückweiſe, und unſer Auslegen und Kommentiren iſt Stückwerk! Weg mit dieſen Fragmenten, wenn die Vollkommenheit kommt! Noch iſt es Stammeln eines Kindes, was ich ſchreibe! Kindiſche Einfälle und Bemühungen werden ſie mir einſt ſcheinen, wenn ich Mann ſein werde! denn jetzt ſehen wir die Herrlichkeit des Menſchen nur durch ein düſteres Glas, bald von An-

geſicht zu Angeſicht, jetzt fragmentweiſe; dann werde ich es durch und durch erkennen, wie ich von dem erkannt bin, aus dem und durch den und in dem alle Dinge ſind! Ehre ſei ihm in Ewigkeit! Amen!

Neuntes Fragment.

Von der Harmonie der moraliſchen und körperlichen Schönheit.

Es fragt ſich: „Iſt eine ſichtbare, erweisliche Harmonie und Zuſammenſtimmung der moraliſchen und körperlichen Schönheit? eine Harmonie zwiſchen moraliſcher Schönheit und körperlicher Häßlichkeit, und eine weſentliche Disharmonie zwiſchen moraliſcher Häßlichkeit und körperlicher Schönheit?“

Von Millionen Stimmen der Natur wird dieſe Frage laut bejahet; wie könnte ich ſie verneinen?

Es wird auf Beweiſe ankommen. Möchte der Leſer mit der Geduld ſie hören und prüfen, mit welcher ich ſie vorlegen will. Es wird eine Zeit kommen, hoffe ich, faſt möchte ich ſagen, ich verheiße es, eine beſſere Zeit, wo mich jedes Kind auslachen wird, daß ich dieſes noch erſt bewieſen habe, vielleicht auch das Zeitalter auslachen oder edler beweinen wird, wo es Menſchen gab, denen man dieſes noch beweiſen mußte!

Höre die Stimme der Wahrheit, wer will — ich kann nur etwas von dem nachſtammeln, was ich aus ihrem Munde vernehme.

Wahrheit iſt Wahrheit, werde ſie angenommen oder nicht! Mein Ausſpruch macht nicht wahr, was wahr iſt; aber weil es wahr iſt, will ich reden!

Vorausgeſetzt, daß wir das Werk einer höchſten Weisheit ſeien,

fällt es nicht sogleich auf, daß es unendlich schicklicher ist, daß zwischen physischer und moralischer Schönheit Harmonie sei, als daß keine sei? daß es schicklicher sei, der Urheber aller moralischen Vollkommenheiten drücke sein höchstes Wohlgefallen daran durch eine natürliche Uebereinstimmung der physischen mit der moralischen aus? Man setze doch nur das Gegentheil: wer wird an eine unendliche Weisheit und Güte glauben und den Gedanken ertragen können: „Nicht etwa nur zufälliger Weise und unter gewissen Umständen geschieht es, sondern es ist so die allgemeine Einrichtung und Natur der Dinge, daß wo die höchste moralische Vollkommenheit ist, die höchste physische Unvollkommenheit zum Vorschein komme, daß der tugendhafteste Mensch der häßlichste, der erhabenste, edelste, großmüthigste Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, das ekelhafteste Geschöpf sei; daß Gott der Tugend alle Schönheit versage, um sie ja nicht zu empfehlen, daß die ganze Natur darauf eingerichtet sei, das, was der Gottheit das Liebste und an sich das Liebenswürdigste ist, gleichsam mit dem Siegel seines Mißfallens zu stempeln.“ Wer, Brüder, Freunde der Tugend, Mitanbeter der höchsten Weisheit, die lauter Güte ist! wer kann diesen — beinahe hätte ich gesagt, gotteslästerlichen — Gedanken ertragen?

Setzt den ähnlichen Fall mit dem Verhältniß der Erkenntnißfähigkeiten zu der körperlichen Feinheit. Könnt ihr es schicklich, der höchsten Weisheit angemessen finden, in dem Maße Plumpheit zum Vorschein kommen zu lassen, in welchem die innere Verstandeskraft da ist und sich entwickelt? Saget, was ihr wollt, nimmermehr könnt ihr es, und wie unendlich viel weniger liegt doch an dieser, als an jener Harmonie? Wie unendlich viel mehr ist dem Urheber unserer Natur um die Entwickelung und Vervollkommnung des moralischen Theils unserer Natur zu thun, als des intellektuellen?

Weiter, wer wird es schicklich und der höchsten Weisheit angemessen finden können, daß sie dem schwächsten Körper die Form und

den Schein des ſtärkſten, und dem ſtärkſten die Form und den Schein des ſchwächſten gebe? (Ich rede nicht von Zufälligkeiten und Ausnahmen, ich rede von durchgängig allgemeiner Einrichtung der Natur.) Und doch wäre dieſe Vorſtellung, dieſe unwürdige Spielſucht noch Weisheit und Würde, in Vergleichung mit dem Betragen, zwiſchen moraliſcher und phyſiſcher Schönheit eine ſichtbare Disharmonie in der ganzen Natur zu veranſtalten.

Doch, ich will es zugeben, dergleichen metaphyſiſche Präſumtionen, ſo einleuchtend ſie ſcheinen und ſo viel ſie, wenigſtens bei gewiſſen Leuten, gelten ſollen, ſind nicht beweiſend genug. Es kommt auf die Wirklichkeit der Sache in der Natur, mithin auf ſichere Beobachtungen und Erfahrungen an.

Ich ſetze zum Voraus, was auch der ſchlechteſte Beobachter ſeines eigenen oder Anderer Angeſichter nicht mehr läugnen kann: Jeder Gedankenzuſtand, jeder Empfindungszuſtand der Seele hat ſeinen Ausdruck auf dem Geſichte. Unähnliche Zuſtände der Seele haben nicht ähnliche Ausdrücke des Angeſichts, und ähnliche Zuſtände nicht unähnliche Ausdrücke.

Ich ſetze voraus, was auch kein Moraliſt leugnen wird, daß gewiſſe Zuſtände der Seele, gewiſſe Empfindungen, Empfindungsweiſen, Neigungen ſchön, anmuthig, edel, groß ſind, und jedem empfindſamen Herzen Wohlgefallen, Achtung, Liebe, Freude gleichſam abnöthigen; daß andere hingegen ganz das Gegentheil ſeien und wirken; häßlich, widrig, unangenehm, abſchreckend, Ekel erregend ſeien!

Ich ſetze voraus, was jedem geſunden, auch ungeübten Auge einleuchtend iſt, daß es Schönheiten und Häßlichkeiten der Züge des Angeſichts gebe [wir reden fürs Erſte auch nur von dieſem [1],

---

1 Man theilt mir eben noch eine Stelle aus Quintilian mit, die ich hier als Anmerkung einſchalten will. »Dominatur maxime vultus. Hoc

was man auch für seltsame Einwendungen gegen eine wesentliche Schönheit des Körpers überhaupt, gegen ewig wahre, ständige Prinzipien körperlicher Schönheit ausgeheckt hat: Ich stelle den schönsten Menschen neben den häßlichsten, und kein Mensch wird ausrufen: „Jener wie häßlich! dieser wie so reizend schön!“ Und eben derselbe schöne Mensch schneide allerlei Gesichter; Zuschauer aus allen Nationen des Erdballs werden immer mit Einer Stimme rufen: „Das war ein häßliches, das ein scheußliches, das ein ekelhaftes, dieß nun wieder ein ordentliches, ein anmuthiges, ein schönes Gesicht!“ und so fort. Die meisten Einwendungen gegen eine wesentliche Schönheit, die nicht in dem willkürlichen Geschmacke des Zuschauers bestände, waren immer von dem verschiedenen, oft seltsamen Urtheile der Nationen über die Schönheit des menschlichen Körpers hergenommen; allein, daß Alle, die zu der Nation gehören, gerade alle die, und dann weiter keiner mehr, ein gegebenes Ding so seltsamer Weise für schön oder für häßlich halten, daß gerade alle Hottentoten, und sonst dann Niemand weiter, die unsläthige Hautrinde für Zierde, gerade nur der Mohr die Stumpfnase für schön hält, und sonst Niemand, nur Ein Völklein die Kropfhälse liebt, zeigt ja klar, daß dieß nur die Tyrannei eines hoch hinabgeerbten Nationalvorurtheiles war, die das natürliche Gefühl des Schönen in solchen Fällen zu tilgen oder zu krümmen vermochte. Und gerade diese Alle werden über den Punkt der Schönheit und Häßlichkeit in allen großen, starken, in die Augen fallenden Fällen mit allen Einwohnern der Erde wieder gleich urtheilen, werden das gleiche Gefühl des Schönen und Häßlichen verrathen, wenn ihr die Fälle ausnehmt, wo ein

---

supplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc tristes, hoc hilares, hoc erecti, hoc submissi sumus. Hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc spectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc odimus, hoc plurima intelligimus, hic est saepe pro omnibus verbis.«

Nationalvorurtheil im Wege ſteht. Ich ſage nämlich mit Vorbedacht in großen Fällen, in ſtark abſtechenden Extremen von Schönheit und Häßlichkeit. Denn je nachdem die Gegenſtände vom häßlichſten und ſchönſten Punkte einander näher rücken, ein deſto feineres, geübteres Auge wird wiederum erfordert, es zu unterſcheiden, — was man denn nun freilich bei groben Menſchen nicht erwarten darf. Um tauſend Irrthümer im Punkte der Unterſcheidung und des Gefühles feinerer Grade von Schönheiten können ſo wenig eine Einwendung gegen die immer weſentlichen Unterſchiede der Schönheiten abgeben, ſo wenig als zwanzig Linien um deßwillen nicht wahrhaftig an Größe verſchieden ſind, weil jede nur um einen Punkt größer iſt, und alſo die Unterſchiede zu fein ſind, als daß ſie gemeinen Augen ſichtbar würden.

Wir faſſen zuſammen:

Was in der Seele vorgeht, hat ſeinen Ausdruck auf dem Angeſichte.

Es gibt moraliſche Schönheiten und Häßlichkeiten, [Geſinnungen des Wohlwollens und des Uebelwollens. A.]

Es gibt körperliche Schönheiten und Häßlichkeiten der Züge im menſchlichen Angeſichte.

Nun iſt es noch um den vierten Satz zu thun. Sind die Ausdrücke der moraliſchen Schönheiten auch körperlich ſchön? die Ausdrücke der moraliſchen Häßlichkeiten auch körperlich häßlich? oder iſt hingegen der Ausdruck moraliſcher Schönheiten Häßlichkeit, und der moraliſchen Häßlichkeiten Schönheit? oder ſind die Ausdrücke moraliſcher Beſchaffenheiten und Zuſtände weder ſchön, noch häßlich? oder ohne zureichenden Grund bald ſchön, bald häßlich?

Wir wollen ſehen. Man nehme zum Beiſpiel nur den unmittelbaren Ausdruck von mancherlei leidenſchaftlichen Zuſtänden der Seele. Man zeichne einem Kinde, einem Bauer, einem Kenner, einem jeden Andern das Geſicht eines Gütigen und eines Niederträchtigen, eines

Aufrichtigen und eines Falſchen. Man zeichne ihm dasſelbe Geſicht in einem Augenblicke edler begegnender Güte, in einem Augenblick verachtender Eiferſucht, und frage: „Welche dieſer Geſichter hältſt du für ſchön, — für die ſchönſten? und welche für die häßlichſten? Und, ſiehe da! Kind und Bauer und Kenner werden dieſelben Geſichter für die ſchönſten halten und alle dieſelben für die häßlichſten. (Dem Kenner nur werde ich meine Frage um etwas näher beſtimmen müſſen; ich werde ihm ſagen müſſen: „Ich frage nicht, welche ſind am beſten gemacht? welcher Ausdruck iſt am wahrſten getroffen? welches iſt der Kunſt halber das Schönſte? ſondern welche Geſichter ſind an ſich, ohne Rückſicht auf die Kunſt des Zeichners, ſchön, und welche häßlich?)“

Ich frage weiter: „Von welchen Leidenſchaften, welchen Gemüthszuſtänden dieſe häßlichen, jene ſchönen Geſichter der Ausdruck ſeien?“ und, ſiehe! es findet ſich, daß gerade die häßlichſten Ausdrücke auch die häßlichſten Gemüthszuſtände bezeichnen.

Dasſelbe gilt nun auch bei allen den tauſendfältigen Vermiſchungen und Zuſammenſetzungen aller moraliſch ſchönen und moraliſch häßlichen Gemüthszuſtände und ihrer Ausdrücke.

* * *

Bis hieher, denke ich, hat die Sache wenig Schwierigkeit. Ja, vielleicht möchten mich Manche ſchon einer entbehrlichen Weitläufigkeit beſchuldigen.

Allein der nächſte Schritt iſt eben ſo wenig mit Schwierigkeit umfangen.

Ein jeder vielmals wiederholter Zug, eine jede oftmalige Lage, Veränderung des Geſichtes macht endlich einen bleibenden Eindruck auf den weichen Theilen des Angeſichtes. Je ſtärker der Zug und je öfter er wiederholt wird, deſto ſtärkeren, tiefern, unvertilgbarern Eindruck (und, wie unten wird erwieſen werden, ſelbſt auf die knochigen Theile von früher Jugend an) macht er.

Ein tauſend Mal wiederholter, angenehmer Zug drückt ſich ein und gibt einen bleibenden, ſchönen Zug des Angeſichtes.

Ein tauſend Mal wiederholter, häßlicher Zug drückt ſich ein und gibt einen bleibenden, häßlichen Zug des Angeſichtes.

Viele ſolche ſchöne Eindrücke auf die Phyſiognomie eines Menſchen geben zuſammen (bei übrigens gleichen Umſtänden) ein ſchönes, viel ſolcher häßlichen — ein häßliches Angeſicht.

Moraliſch ſchöne Zuſtände nun haben zufolge deſſen, was wir oben geſagt haben, ſchönen Ausdruck.

Dieſelben Zuſtände, tauſend Mal wiederholt, machen alſo bleibende ſchöne Eindrücke auf das Angeſicht.

Moraliſch häßliche Seelenzuſtände haben häßlichen Ausdruck. Kommen ſie nun oft und immer wieder, ſo machen ſie bleibende, häßliche Eindrücke.

Und zwar verhältnißmäßig ſtärkere und tiefere, je öfter und ſtärker die einzelnen Ausdrücke des oft wiederkommenden Zuſtandes der Seele geſchehen.

Ferner: Es gibt keinen Gemüthszuſtand, der nur in einem einzelnen Gliede oder Theile des Angeſichtes, ſchlechterdings ausſchließungsweiſe, ſeinen Ausdruck habe. Wenn ſchon der eine Zuſtand der Seele ſich mehr in dieſem, als jedem Theile des Angeſichtes ausdrückt, in dem einen ſehr ſtarke, in dem andern beinahe unmerkliche Veränderungen macht, ſo wird doch eine genauere Beobachtung lehren, daß bei keiner Bewegung der Seele kein weicher Theil des Angeſichtes unverändert bleibt. Was nun von einem Ausdrucke auf einem Gliede oder Theile des Angeſichtes wahr iſt, daß iſt von allen wahr; alle verändern ſich bei ſchlechten Zuſtänden der Seele ins Schlechtere; alle bei ſchönen ins Schönere, ſo daß das ganze Angeſicht jedes Mal ein harmonirender Hauptausdruck eines gegenwärtigen regierenden Gemüthszuſtandes iſt.

In allen Theilen des Angeſichtes geben alſo verhältnißmäßig

oft wiederholte Gemüthszuſtände häßliche oder ſchöne, bleibende Eindrücke.

Oft wiederholte Gemüthszuſtände geben Fertigkeiten; Gewohnheiten kommen von vorhandenen Neigungen, und geben Leidenſchaften.

Alſo faſſe ich dieſe Sätze zuſammen, und ſie lauten in Einem Satze alſo:

„Die Schönheit und Häßlichkeit des Angeſichtes hat ein richtiges und genaues Verhältniß zur Schönheit und Häßlichkeit der moraliſchen Beſchaffenheit des Menſchen.“

Je moraliſch beſſer, deſto ſchöner.
Je moraliſch ſchlimmer, deſto häßlicher.

* * *

Nun brechen Einwendungen hervor, wie Waldwaſſer. Ich höre ſie rauſchen. Mit furchtbarem Sturze ſtürzen ſie daher, pfeilgerade gegen das arme Hüttchen, das ich mir gebaut hatte und worin mir ſo wohl war. Nicht ſo verächtlich, liebe Leute! Etwas Geduld! Nicht ein armes Strohhüttchen auf ein Sandbänkchen, — ein maſſiver Pallaſt auf Felſen erbaut! Und die furchtbaren Waldſtröme zerſchäumen, und ihre Wuth wird ſich legen am Fuße des Felſen! oder ſie mögen auch fortrauſchen, — der Fels ſteht und der Pallaſt! Man mag es mir verzeihen, wenn ich zuverſichtlich ſpreche! Zuverſicht iſt nicht Stolz. Ich will mich demüthigen laſſen, wenn ich Unrecht habe. Man ſpricht hoch und laut, daß dieß tauſend täglichen Erfahrungen zuwider laufe; wie viele häßliche Tugendhafte und ſchöne Laſterhafte es nicht gebe? Schöne Laſterhafte? Laſterhafte mit ſchönen Farben? ſchönem Fleiſche oder ſchönen Zügen? Doch, ich will nicht vorgreifen. Man höre Antwort.

Fürs Erſte trifft dieſe Einwendung meinen Satz nicht recht. Ich ſage nur: „Tugend verſchönert; Laſter macht häßlich.“ Ich behaupte wohl nicht: „Tugend allein iſt es, von der alle Schönheit des

menſchlichen Angeſichts gewirkt wird; Laſter allein iſt es, das häßlich macht.“ Wer wollte das behaupten? wer leugnen, daß es nicht noch andere, nähere, unmittelbarere Urſachen der Verſchönerung und Entſtaltung des menſchlichen Angeſichts gebe? Es liegt am Tage! Wer dürfte es, wer wollte es leugnen, daß Verſtandeseigenſchaften, daß am allermeiſten urſprüngliche Bildung aus Mutterleibe; ferner die von dem Zöglinge ſelbſt unabhängige Erziehung, Lebensumſtände, Krankheiten, Zufälle, Beruf, Klima und ſo fort ſo viele nächſte Urſachen der Schönheit und Häßlichkeit der Menſchen ſind und abgeben können? Völlig analogiſch iſt meine Behauptung mit dem unleugbaren Satze: „Tugend befördert die äußere Wohlfahrt des Menſchen, und Laſter zerſtört ſie.“ Wird es nun Einwendung gegen dieſen Satz ſein: „Es gibt doch viele hundert Tugendhafte, die unglücklich, und Laſterhafte, die glücklich ſind?“ Will man mit der erſten allgemeinen Bemerkung mehr ſagen, als etwa: „Zum Glücke oder Unglücke des Menſchen ſind zwar viele andere weſentlich mitwirkende Urſachen, als nur ſeine Tugend oder Laſterhaftigkeit; ſeine Moralität aber iſt dennoch neben vielen andern auch eine der wichtigſten und weſentlichſten Urſachen und Mittel.“ Gerade ſo nun auch mit unſerm Gegenſtande: „Tugend verſchönert; Laſter macht häßlich; aber ſie ſind es nicht allein, die auf Schönheit und Häßlichkeit Einfluß haben.“

Fürs Zweite: von der Erfahrung, die man uns entgegenſetzen will, geht, wenn wir es näher betrachten, auch noch was ab. Ja, ſie führt, glaube ich, was mit ſich, das wohl eher noch unſere Behauptung beſtätigen hilft. Erfahren wir nicht oft, und rufen aus: „Ein ſchönes Frauenzimmer, ich laſſe es gelten; aber mich nimmt ſie gar nicht ein!“ oder wohl gar: „Ich könnte ſie nicht ausſtehen!“ und hingegen wie oft: „Ein häßlicher Menſch! doch hat er trotz aller ſeiner Häßlichkeit im erſten Augenblick einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht; ich fühlte gleich, daß mir recht wohl um ihn ſein könnte“, und ſo weiter. Und bei der Unterſuchung findet es ſich,

daß gerade jene Schöne, die wir nicht ausſtehen können, und jene Häßlichkeit, die wir lieben müſſen, durch die häßlichen oder liebenswürdigen Eigenſchaften, die ſich auf ihrem Antlitze ausdrücken, dieſe Antipathie und Sympathie erwecken.

Und da dieſe guten Züge mitten aus einem häßlichen Geſichte und die häßlichen Züge mitten aus einem ſchönen ſo ſehr hervorſtechen, daß ſie kräftiger auf uns wirken, als das Andere alles; beweist das nicht eben mit, daß dieſe Schönheitslinien feiner, edler, ſprechender ſind, als die übrigen mehr körperlichen?

Man ſage nicht: „daß dieſe Sympathie und Antipathie erſt durch Umgang, wo ſich Häßlichkeiten oder Schönheiten der Seele aufdecken, erzeugt werde.“ Im erſten Augenblicke geſchieht dieß, wie oft! Man ſage auch nicht: „daß dieß durch einen Schluß auf die Gemüthsart der Perſonen geſchehe, weil wir vorher etwa in ähnlichen Fällen oft erfahren haben, daß Perſonen, die bei ihrer Häßlichkeit noch ſolche Züge haben, liebenswürdige, oder, die bei ihrer Schönheit noch ſolche unangenehme Züge haben, ſchlechte Seelen ſeien.“ Freilich geſchieht dieß ſehr oft; aber dadurch wird die Wahrheit unſerer Behauptung nicht aufgehoben. Beides kann neben einander ſtehen. Die Kinder zeigen, wie wenig dieſe Einwendung zu bedeuten habe. Kinder, die noch vor aller ſolcher Erfahrung mit ihren Augen wonnevoll an einem Geſichte hangen bleiben, das nichts minder, als fleiſchlich ſchön, als hübſch iſt, das aber eine ſchöne Seele ausdrückt, und hingegen im umgekehrten Falle ſo oft herzlich zu ſchreien anfangen.

An einem jährigen Kinde habe ich von Beiden in einer halben Stunde den frappanteſten Beweis geſehen.

Ein Bauergreis, eingefallenen Angeſichtes, krumm und dabei wohl tölpiſch in Schritt und Manier, — ſeine grauen glatten Haare fielen ihm unordentlich über die Stirn herunter, und deckten ihm oft das halbe Geſicht, — der tritt herein. Kaum ſieht er das Kind an,

nähert es ſich ihm, ſtammelt ſehr geſprächig, was es im Vermögen hatte, thut freundlich und legt ſich mit ſeinen Armen über ſeine Kniee. Es war, wie ich ihn ſchon lange gekannt hatte, ein guter frommer Alter. In derſelben halben Stunde tritt ein junger, herriſcher Müllers- oder Schulzenſohn herein; wohl geputzt, mit rothem Kamiſol und ſilbernen Knöpfchen, ein hübſches Geſicht und gute Geſtalt. Das Kind wirft einen Blick auf dieſen Kerl, recht ſo mitten in's Angeſicht, kehrt ſich ſachte um, und entfernt ſich. Man mußte ihm befehlen: „Gehe hin, biete ihm das Händchen!“ Es geht langſam, thut es kurz, und kehrt ſchnell zurück, und ein Seufzer verrieth zurückgehaltenes Weinen.

Der hübſche Bauernſohn war aber auch Stadt und Land bekanntermaßen ein ſtolzer, harter, hitziger, frecher Mann, und ſein Geſicht ein zu treuer Ausdruck davon. Dergleichen Wirkungen menſchlicher Angeſichter beobachtete ich ſchon eine Menge an dem Kinde, viel früher, als dieß geſchehen war; und an welchem Kinde nicht?

Fürs Dritte müſſen wir uns nur über die Worte recht verſtehen. Geht man hin, und ſpricht den Satz ſo ſchlecht und roh aus: „Der Tugendhafte iſt ſchön; der Laſterhafte körperlich häßlich“, ſo gibt es auch beinahe eben ſo viele Einwendungen, als verſchiedene Begriffe von tugendhaft und laſterhaft, moraliſch gut und ſchlimm! Die höfliche Welt, die jedem Menſchen, von dem ſie nicht geradezu ſagen darf, er ſei laſterhaft, einen tugendhaften nennt; und der ſchwache Religiöſe, dem Jeder, den er nicht nach ſeinem Ideale tugendhaft nennen kann, laſterhaft heißt; der Officier, der den Mann von Ehre, und den Soldaten, der gut in ſeinen Dienſt taugt, tugendhaft; der Pöbel, der Niemanden, als wer wider den Buchſtaben des ſechsten, ſiebenten, achten und neunten Gebotes ſündigt, laſterhaft nennt; und der Bauer, der tugendhaft bleibt, ſo lange er nicht in des Landvogts Gericht fällt; der eingeſchränkte Moraliſt, der nichts moraliſch gut heißt, als was durch Widerſtand und ängſtliche Ver-

leugnungen erworben iſt, oder dem Tugend gar Stoicismus iſt; dieſe Alle werden — ein Jeder nach ſeinen Begriffen — gegen dieſen ſo ſchwebenden, unbeſtimmten, paradox vorgetragenen Satz aufſtehen und zeugen! Allein man hat ja ſchon von oben herunter merken können, daß ich hier die Wörter Tugend und Laſter im allerweiteſten Umfange, in der größten Ausdehnung nehme, oder eigentlich nur überhaupt von moraliſcher Schönheit und Häßlichkeit rede! Zu jener rechne ich alles Edle, Gute, Wohlwollende, zu guten Zwecken ſich Regende und Wirkſame, wie es immer in die Seele gekommen ſein mag; zu dieſer alles Unedle, Uebelwollende, Widrige, Kleine, wie es immer in das Herz gekommen ſei.

So kann es alſo kommen, daß der Eine viele vortreffliche Anlagen, viel Gutes hat, auch ange Zeit dieſes Gute angebaut hat, aber ſpäter einer Leidenſchaft den Zügel läßt, — in einem Grade, daß ihn alle Welt, nach dem Sprachgebrauche vollkommen richtig, als laſterhaft verurtheilt. Will man nun ſagen: „Siehe da deinen laſterhaften Schönen! was will denn deine Harmonie der Tugend und Schönheit?“

Aber wir haben ja angenommen, daß der Mann vortreffliche Anlagen, viel Gutes hatte; daß er ſeinen natürlichen guten Charakter eine Zeit lang weiter fortgebaut und befeſtigt.

Er hatte alſo und hat noch Gutes, nachahmungs-, anſtrebungswürdiges Gutes? und je natürlicher [1] es ihm iſt, je tiefern Grund es in ſeinen erſten Anlagen hat, deſto tiefern und feſtern Eindruck ſchöner Züge hat es auf ſein Angeſicht gepflanzt. Die Wurzeln und der Stamm können noch ſichtbar ſein, obgleich wilde Zweige eingeimpft

1 Was natürlich gut oder böſe, Tugend und Laſter, ſo auch Vernunft, Verſtand, Genie, Einſicht, natürliche Anlage, Erwerb u. ſ. w. heißen könne, davon werden wir häufig zu reden Gelegenheit haben. Nähere Beſtimmungen werden bei unſern Unterſuchungen unentbehrlich ſein.

worden; der Acker, der gute Grund noch merkbar, obgleich Unkraut unter den guten Waizen geſäet ward! So, wer kann es nicht begreifen, wie das noch ein ſchönes Geſicht iſt, ungeachtet der Laſterhaftigkeit der Perſon? Deſto wahrer bleibt unſer Satz.

Und dann, wahrlich, braucht es kaum ein wenig geübte Augen, ſo wird man finden und geſtehen müſſen, daß eben das Geſicht, wovon wir reden, vor der Herrſchaft dieſer Leidenſchaft noch ſchöner war? und nun wenigſtens häßlicher ſei, als ehedem! ach, wie viel unangenehmer, gröber, häßlicher ſei, als ehedem, wenn es auch lange noch nicht auf den Grad kommt, den Gellert's Lied bezeichnet:

„Wie blühte nicht des Jünglings Jugend;
Doch, er vergaß den Weg der Tugend,
Und ſeine Kräfte ſind verzehrt!
Verweſung ſchändet ſein Geſichte
Und predigt ſchrecklich die Geſchichte
Der Lüſte, die den Leib verheert!"

Ich habe recht ſchöne und gute Jünglinge geſehen, die ſich in wenigen Jahren durch Geilheit und Unmäßigkeit ſehr verhäßlicht haben; man nannte ſie überhaupt noch immer ſchön; ſie waren es auch; aber, guter Gott! wie tief unter der vormaligen Schönheit!

So kann auf der andern Seite ein Menſch mit beſonderer Dispoſition zu unedlen Leidenſchaften, denen eine verderbte Erziehung noch auf den Thron geholfen hat und die alſo Jahre lang über ihn geherrſcht haben, der alſo auch ziemlich häßlich ausſieht, von einer gewiſſen Zeit an ſich ſeine Vervollkommnung äußerſt angelegen ſein laſſen, gegen ſeine niedrigen Leidenſchaften zu Felde ziehen, auch bisweilen nicht geringe Siege über ſie erhalten; er kann wenigſtens viele grobe Ausbrüche derſelben vermeiden und aus den edelſten Abſichten ſie ſchwächen. Dieß heißt alſo in einem ſehr richtigen Sinne ein eigentlich tugendhafter Menſch; und es gibt einen moraliſchen

Richter, deſſen Urtheil uns über Alles gilt, der in ihm wirklich größere Tugend ſieht, als in keinem natürlich guten Geſchöpfe. Und den wird man alſo als ein Beiſpiel anführen wollen von einem häßlichen Tugendhaften? Freilich! Seine Häßlichkeiten aber ſind jedennoch ein treuer Ausdruck von allem dem moraliſchen Unflath, der doch in ihm lag und lange wirkte, und deſſen ſchwere Menge das Verdienſt ſeiner Tugend ja eben um ſo mehr erhöhet. Und abermals, ehe dieſe Beſtrebungen der Tugend anfingen, wie viel häßlicher war die Häßlichkeit des Geſichtes! Und ſeither, man beobachte! wie hat es ſich verſchönert! Sokrates von allen Phyſiognomiſten und Antiphyſiognomiſten tauſendmal angeführtes Beiſpiel gehört ganz hieher.

Ein ſehr geſcheuter, aber dabei, ich ſage es ungern, ſehr unbilliger [1] Recenſent meines erſten unreifen phyſiognomiſchen Verſuches, den ich nennen könnte, aber nicht nennen mag, hat mit der Miene des triumphirenden Spottes gefragt: „ob Conſtantinus nach ſeiner Bekehrung andere Geſichtszüge gehabt haben werde, als vor derſelben?“ Ich würde glauben, einen Menſchen auf keine Weiſe tiefer erniedrigen und beſchämen zu können, als wenn ich ihm Alles ſagen wollte, was ſich auf dieſe Frage antworten ließe, und gewiß würde ſeine Phyſiognomie nach dieſen Beantwortungen eine ganz andere ſein, als vor denſelben! Doch von der Verſchönerung und Verſchlimmerung der Phyſiognomie ein eigenes Fragment.

---

1 Sehr gelinde heiße ich es Unbilligkeit, wenn ein Recenſent von drei oder vier Gründen, die ein Schriftſteller für ſeine Meinung oder zur Rechtfertigung der Herausgabe ſeiner Schrift anführt, zwei oder drei unterdrückt, den ſchwächſten heraushebt, noch falſch ausſchreibt und ſich darüber mit dem Publikum über den Verfaſſer luſtig macht. Wie würde man in Rechtsſachen einen ſolchen falſchen Richter anſehen? welche Namen ihm geben?

Man erwäge ferner:

Es gibt eine unzählbare Menge mannigfaltiger, kleiner, niedriger, unangenehmer Denkarten, Manieren, Grobheiten, Launen, Unmäßigkeiten, Hänge, kleinlicher Begierden, Unfläthereien, Narrheiten, Schiefen, Krümmen des Herzens, die man einzeln und auch haufenweise beisammen doch noch lange nicht Laster heißt, deren viele zusammen aber einen Menschen häßlich erniedrigen, verderben, verekeln können. Behält er seine Treue im Handel und Wandel, hat keine Hauptlaster und noch oben drein ein wenig von einer gewissen bürgerlichen Frömmigkeit, so nennt man ihn einen braven, einen recht braven Menschen, wider den man nichts haben kann. Freilich, so gibt es eine Menge braver und doch häßlicher Leute. Ich hoffe, mich hierüber bestimmt genug erklärt zu haben.

Und viertens müssen wir den Standpunkt, aus dem wir die Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit betrachten, nur etwas entfernter nehmen, so werden einerseits noch viele Einwendungen wegfallen, und anderseits wird nur die Sache um so viel wichtiger werden.

Wir betrachten nämlich nicht nur die unmittelbarsten Wirkungen der Moralität und Immoralität auf die Schönheit des menschlichen Angesichtes, sondern auch mittelbare Folgen derselben zur körperlichen Verschönerung oder Verunzierung des menschlichen Geschlechtes. Ich gehe unter eine Menge Volkes, ich sehe den Pöbel, ich wandle durch Dörfer, kleine Städte, große Städte, sehe die Schlechtesten jedes Ortes — vornehmen und gemeinen Pöbel! und eine traurige Verwüstung, eine traurige Menge häßlicher, verzogener Gesichter, Karikaturen aller Arten treffe ich an. Die Bemerkung entgeht mir nie, daß der Pöbel, zusammengenommen, ordentlich die gröbste Karikatur des National-, Stadt-, Dorfcharakters ist. Aber so entsetzlich viel Häßlichkeit, daß meine Seele tief bedrückt und verwundet umherwandelt und meine Augen sich wenden, wenn mich das Bild eines mittelmäßig

ſchönen Menſchen, das auch gewiß nicht überſpannte Ideal einer Menſchenfigur, verfolgt. Es iſt wohl eine Verfolgung, das ſpäte Vorſchweben des Glücksbildes, welches man beſitzen könnte und von dem man, ach, ſo entfernt iſt!

Einen Augenblick vergeſſe ich beſonders in meinem Leben nicht, denn er hat zu tief eingeſchnitten in mein Herz. In einem Garten war es im ſchönſten Monate, als ich vor einem Beete, voll der herrlichſten Blumen, wonnevoll ſtand. Mit lufttrunkenem Blicke hing ich eine Weile auf dieſen ſchönen Kindern Gottes, und in dieſem ſüßen Gefühle ſtieg ich in meinen Gedanken zu lebendigen Thierſchönheiten und ſo fort zum Menſchen empor, zu dem Höchſten, das ich durch meine Sinne erkennen kann! zu ihm, der ſo viel perfektibler iſt, als alle Blumen! ſtand, und ein herrliches Menſchenbild war vor meiner Stirn, das mein Herz mit hoher Wonne umfing; — ein Geräuſch Vorbeigehender unterbrach mich. Ich blicke auf; Gott! mit welchem Wehmuthsſchrecken mich das Bild traf; ich ſah drei, gerade die allerverſunkenſten, häßlichſten, ekelhafteſten Kerls, drei Ideale von Landſtreichern!

Auch ſeitdem denke ich oft nach, warum doch das in ſeinen Anlagen ſo herrliche, das ſchönſte Geſchlecht von Erdgeſchöpfen, am tiefſten in ſo mannigfaltige Geſtalten der Häßlichkeit und Ekelhaftigkeit und des Abſcheues verſunken ſei.

Und je mehr ich nachdenke, deſto mehr finde ich, daß doch immer der Menſch — das Geſchlecht ſelbſt — und hiemit jedes Individuum an ſeinem Orte hieran Schuld iſt; deſto mehr finde ich, daß auch dieß in dem Kreiſe der menſchlichen Perfektibilität liegt; deſto mehr werde ich überzeugt, daß dieß gerade nur wieder Tugend und Laſter in allen Nüancen und in ihren und entfernten Folgen iſt, nämlich auf folgende doppelte Weiſe:

Einmal: moraliſche Erſchlaffung zieht in tauſend kleinern und größern Dingen Verfall, Verunedlung, Vergröberung, Verderbniß

nach sich; und moralische Kraft, Energie, Thätigkeit, Leidensstärke zieht von diesem Allen zurück, und bildet allerlei Anlagen zu Schönem und Gutem, mithin auch den Ausdruck desselben, Schönheit aller Art, aus.

In kleinen Schritten geht immer eine Verschlimmerung vor sich, die sich bis in tausendfältige Karikaturen nach den mannigfaltigsten determinirenden Gründen hinaus modifizirt, wenn kein recht warmer Trieb zur Vervollkommnung dagegen wirkt.

Und hingegen, wo zum Beispiel, und vornehmlich der Trieb der Menschenliebe, die Güte im Menschenherzen, herrscht, auch ohne Rücksicht auf den unmittelbaren liebenswürdigsten Ausdruck derselben, welche feine, welche feste Bildung gibt sie nicht! welche angenehme Verschönerungen! Wen sie belebt, der ist hurtig, höflich, sanft, nicht ungeberdig, nicht schläferig, nicht plump, nicht zur Erde gebückt, nicht launisch, nicht — und so hat er noch hundert negative und positive Eigenschaften, die des Menschen Angesicht verschönern, je früher diese Hauptugend aller Tugenden, diese Seele aller, in dem Menschen geweckt, genährt, geschont, gestärkt wird, wenn auch nur ein wenig gearbeitet und Bahn gemacht wird zu den mannigfaltigen, schönen Wirkungen, die sie haben kann.

Und dennoch, was in unserer Materie am allermeisten Aufschluß gibt und die meisten Einwendungen weglenkt: Tugend und Laster, Moralität und Immoralität, im weitesten Sinne, haben viel mittelbare Folgen auf die schöne oder häßliche Bildung der Kinder! Wie richtig beantworten sich da so viele Fälle, wo man etwa fragen kann: „warum dieses von der ersten Jugend an mit so viel Fleiß erzogene, wirklich auch so lenksame, so tugendhaft gewordene Kind, dieses so viel bessere Kind, als etwa sein früh gestorbener Vater — dennoch so viel Widriges, so viel Häßliches in seiner Gesichtsbildung habe?“ „Behalten habe“, muß man sagen; und: „geerbt oder aus Mutterleib empfangen habe“, setze ich hinzu.

Ich kenne wenig gröbere, handgreiflichere Irrthümer, die doch von so großen Köpfen noch bis jetzt gehegt und unterstützt werden, als den: „Es komme Alles bei dem Menschen von der Erziehung, Bildung, Beispielen her, nicht von der Organisation und der ursprünglichen Bildung des Menschen, diese sei bei Allen gleich.“

Helvetius hat bekanntermaßen in seinem liebenswürdigen Enthusiasmus für die Verbesserung des Menschengeschlechtes, mithin der Erziehung, die Sache gegen alle handgreifliche Erfahrung so weit getrieben, daß ich im Lesen meinen Augen kaum mehr getraut habe.

Es wird noch hin und wieder in diesen Fragmenten Gelegenheit zu mehrerer Ausführung des einen und andern dahin gehörenden Satzes geben.

Jetzt nur so viel für unsern Zweck:

So wenig ein erwachsener Mensch einem andern völlig gleich sieht, so wenig ist ein Kind zu finden, das in der allerersten Stunde seines Lebens irgend einem andern neugebornen Kinde ganz gleich sähe.

Man nehme einer nicht unempfindsamen Mutter ihr Kind weg, wenn sie es nach der Geburt nur zwei Minuten mit einiger Aufmerksamkeit angesehen hat, und lege es unter hundert neugeborne Kinder derselben Stadt oder Gegend (wo hiemit die Menschen einander noch ähnlicher sind, als sonst nirgends in der Welt), sie wird es gewiß bald aus allen Hunderten hervor finden.

Nun ist es ferner weltkundige Erfahrung, daß neugeborne Kinder sowohl als ältere Kinder, ihrem Vater oder ihrer Mutter, bisweilen beiden, sowohl in Ansehung der Bildung, als einzelner Züge auffallend ähnlich sind.

Wie sich Physiognomieen durch viele Geschlechter herunter erhalten und so kenntlich immer wieder hervorkommen, daß du aus einer Menge solcher Familienporträte, die unter einer Menge anderer gemischt würden, gar viele zur Familie gehörige wieder zusammenfinden

könnteſt, verdiente wohl in einem eigenen Fragmente von Familienphyſiognomieen beleuchtet zu werden.

Es iſt ferner die ausgemachteſte Erfahrungsſache, daß man in der Gemüthsart, beſonders der jüngſten Kinder, frappante Aehnlichkeiten mit der Gemüthsart ihres Vaters, ihrer Mutter oder beider zugleich wahrnimmt.

In wie manchem Sohne haben wir den leibhaften Charakter des Vaters, des Vaters Temperament und ſeine meiſten moraliſchen Eigenſchaften! in wie mancher Tochter den Charakter der Mutter vollkommen wieder, oder auch den Charakter der Mutter im Sohne, den des Vaters in der Tochter.

Und zum Beweiſe, daß dieß nicht von Erziehung und Umſtänden herrühre, dient gerade das, daß Geſchwiſter von gleichen Umſtänden und gleicher Erziehung ganz verſchiedenen Charakters ſind. Und der größte Erziehungskünſtler, der den urſprünglichen Anlagen und Beſchaffenheiten des Kindes am allerwenigſten zuſchreibt, gibt ja gerade durch ſeine Erziehungsregeln, durch ſeine Kunſtgriffe, dieſer und jener ſich früh äußernden Gemüthsart ſo und ſo zu begegnen, den fehlerhaften die beſte Wendung zu geben und gute wohl zu gebrauchen und anzubauen; gerade dadurch gibt er ja zu: „die moraliſchen Anlagen ſeien ganz verſchieden, ja bei jedem Kinde verſchieden.“

Und wie ſehr auch immer eine ſolche urſpüngliche Beſchaffenheit des Geblütes und des Temperamentes, ſolche moraliſche Dispoſitionen[1] durch Erziehung zu leiten ſind, und obgleich von dem ſchlimmſten auch noch einiger gute Gebrauch gemacht werden kann, ſo iſt

---

1 Man erlaube mir, bis ich Gelegenheit finde, mich näher zu erklären, dieſen nicht ganz richtigen, wenigſtens dem Mißverſtande ausgeſetzten Ausdruck und andere von dieſer Art mehr fort zu gebrauchen. So viel aber ſei nur vorausgeſetzt, daß eigentlich der Menſch weder moraliſch gut, noch böſe auf die Welt kommt, ungeachtet keiner iſt, der nicht gut werden kann, und keiner, der nicht böſe wird.

doch offenbar die eine urſprüngliche Anlage[1] beſſer, die andere ſchlechter, die eine unter eben denſelben vorhandenen Umſtänden verbeſſerlicher und lenkſamer, die andere härter, unbiegſamer, unverbeſſerlicher. Von Schuld oder Unſchuld des Kindes hiebei iſt ja gar nicht einmal die Frage. Es behauptet ja kein vernünftiger Menſch, daß ein Kind bei der ſchlimmſten Dispoſition die mindeſte moraliſche Schuld deßhalben auf ſich habe u. ſ. w.

Nun ſind wir ja da, wohin wir ſollten.

Es werden Züge und Bildungen geerbt.

Es werden moraliſche Dispoſitionen geerbt.

Wer wird nun nach den bisher ausgemachten Sätzen daran zweifeln können, daß Harmonie zwiſchen den geerbten Zügen und Bildungen und den geerbten moraliſchen Dispoſitionen ſei?

Ich kenne (und wie viele Menſchen von dieſer Art ſind zu kennen!) ein Ehepaar; der Mann iſt furchtbar hitzig, zur Entrüſtung geneigt, tief in der gröbſten Wolluſt verſunken; und in ſeiner Geſichtsfarbe iſt auch wirklich dieſe Miſchung von Heftigkeit und Wolluſt ſichtbar; ſeine Geſichtszüge ſind aufgeſchwollen, vergröbert, in beſtändigem Zittern, unruhigem Hin- und Herſtreben; es zappelt Alles an ihm nach etwas außer ihm. Sein Weib hingegen, eine feine, etwas ſanguiniſch-melancholiſche Perſon, edlen Herzens, mit mancherlei feinen weiblichen Tugenden geziert, und ihre Bildung wirklich fein weiß, ihre Züge edel und angenehm, ihre Miene heiter, gefällig, ruhig, voll beſcheidenen Gefühles ihrer innern Seelenruhe. Dieſe Eltern haben zwei minderjährige Söhne: einen, der beinahe ganz des Vaters, einen andern, der beinahe ſeiner Mutter Art an ſich hat. Man hat hievon ſchon die häufigſten Proben. Das ſagt man dir voraus; und du bekommſt dieſe zwei Knaben zu Geſichte, ſiehſt

---

1 Obgleich in einem gewiſſen Sinne alle gut ſind, nach dem allgemeinen Urtheile aller Menſchen. A.

an dem einen wilden Blick, gröbere Geſichtszüge, ſtärkere Augenbraunen, trotzigen Mund, braunröthere Geſichtsfarbe; der andere hat ſanften Blick, weißere Farbe, kurz, dieſer ſieht ſeiner Mutter ähnlich, wie jener dem Vater, und nun! was räthſt du? „Der dem Vater ſo ähnlich ſieht, der hat den Charakter der Mutter! der der Mutter ſo ähnlich ſieht, des Vaters Charakter!“ Oder wirſt du ſagen: „Ich weiß es nicht zu errathen; doch kann der dem Vater ähnliche Knabe ſo gut der Mutter Charakter haben, als jener, und ſo weiter.“ Wer würde hier nicht Ungereimtheit fühlen? wer nicht die Wahrheit des Gegentheiles?

Wenn das nun richtig iſt; wenn ſich Häßlichkeiten der Seele und hiemit auch des Leibes, des Leibes und hiemit auch der Seele, forterben können, ſo haben wir da den beſten Aufſchluß, warum ſo viele ſchöne, ſchön geborne Menſchen ſind, die ſich verſchlimmern, und doch bei weitem nicht ſo auffallend häßlich, als manche andere, ausſehen? warum ſo viel häßlich geborne Menſchen ſind, die ſich ſehr beſſern und tugendhaft werden, und bei weitem nicht ſo auffallend ſchön und einnehmend ſind, als manche andere, die um ein Namhaftes weniger gut ſind?

Aber ſehet, wie ewig feſt die Harmonie zwiſchen moraliſcher und körperlicher Schönheit daſteht! wie ſie ſich durch dieß Alles beſtätiget!

Nehmet die ſchönſten, herrlichſten Menſchen; ſetzet, daß ſie und ihre Kinder ſich moraliſch verſchlimmern, unbändigen Leidenſchaften ſich überlaſſen, und folglich auch in mancherlei Sümpfe und Pfützen von Immoralität und Niedrigkeit nach und nach immer tiefer verſinken: o, wie ſich dieſe Menſchen, wenigſtens ihre Phyſiognomieen, von Geſchlecht zu Geſchlecht verunſtalten werden! welche aufgeſchwollene, tief gedrückte, verfleiſchigte, verplumpte, verzogene, neidhagere, rohe Geſichter! welche tauſendfältige, gröbere und weniger grobe, pöbelhafte Karikaturen nach und nach entſtehen! von Geſchlecht zu

Geſchlecht immer häßlichere Figuren! wie viel tauſend Kinder, völlige Ebenbilder ſchon ganz ſchlimmer Eltern und durch Erziehung noch ſchlimmer als ihre Eltern! noch weniger Gutes in ihnen entwickelt, noch mehr Schlimmes hervorgelockt, noch früher genährt! Gott! wie tief ſinkt der Menſch von der Schönheit, die deine väterliche Milde ihm ſo reichlich anſchuf! Dein Ebenbild: wie tief ſinkt es in den Sumpf der Häßlichkeit, verwandelt ſich gar bisweilen in Teufelsgeſtalten, daß der Menſchenfreund nicht aufſehen darf vor Wehmuth! Laſter, Leidenſchaft, Unbändigkeit, Sinnlichkeit, Unmäßigkeit, Habſucht, Faulheit, Schalkheit, Laſter, Leidenſchaft! welche Gräßlichkeiten bringſt du vor mein Geſicht! wie verunſtalteſt du meine Brüder!

Nehmen wir noch dazu, was damit weſentlich verbunden iſt, daß nicht nur das Angeſicht, nicht nur die weichern Theile deſſelben, nicht nur die feſtern, ſondern daß das ganze Knochenſyſtem ſammt ſeiner Befleiſchung, daß Alles, Alles, Figur und Geſichtsfarbe, und Stimme und Gang und Geruch, Alles am Menſchen, im Verhältniß mit dem Angeſichte, verekelt, verſchlimmert oder verſchönert werden kann; nehmen wir dieß dazu, machen wir unſerer Einbildung hievon Gemälde; oder, leider! gehen wir hin, Wirklichkeit zu ſchauen, gehen hin, vergleichen ein Armenhaus, ein Zuchthaus, das eine Verſammlung liederlicher, vertrunkener, verlumpter Müßiggänger iſt, mit irgend einer beſſer denkenden Brüderſchaft, ſo unvollkommen ſie ſei, ſo viel Menſchliches auch noch an ihr ſichtbar ſein mag, mit einer Verſammlung von mähriſchen Brüdern oder Mennoniten, oder nur mit einer Zunft arbeitſamer Handwerksleute, welche lebendige Ueberzeugung wird uns das von unſerer Behauptung geben? und dann mehr noch, als nur hievon lebendige Ueberzeugung; es wird Gefühle für uns und Andere in uns erwecken, die ſo traurig ſie ſein mögen, ſo heilſam doch ſind; und dieſe ſind mein Zweck.

Allein der Menſch iſt nicht nur gemacht, daß er fallen kann;

er kann auch wieder zurücksteigen; er kann auch wohl höher steigen, als wovon er gefallen ist. Nehmt den häßlichsten Menschen diejenigen Kinder, die auch wirklich schon ausgedrücktes Ebenbild ihrer Eltern sind; entreißt sie ihnen, und erzieht sie in einer öffentlichen, wohleingerichteten und gut geleiteten Anstalt. Der Schritt[1], den auch die Schlimmsten zu ihrer Verschönerung gethan haben, wird in die Augen fallen. Setzet diese, wenn sie erwachsen sind, in Umstände, die ihnen die Tugend wenigstens nicht zu schwer machen, wo sie keine außerordentlichen Reizungen zum Laster haben, und lasset sie sich unter einander heirathen; setzet den Fall, daß in allen wenigstens einiger Trieb nach Verbesserung fortwirke; daß nur einige Sorgfalt und Fleiß, eben nicht der kunstmäßigste, auf die Erziehung gewandt werde; daß die Kinder von diesen sich auch nur wieder unter sich verheirathen, und so weiter; in der fünften, sechsten Generation, welche immer schönere Menschen werdet ihr haben (wofern sich nicht ganz sonderbare Vorfälle dazwischen gedrängt), nicht nur in ihren Angesichtszügen, in der festen Knochenbildung des Hauptes, in der ganzen Figur; in Allem! Denn, wahrlich, in Gesellschaft der andern Tugenden und der Gemüthsruhe erzeugt ordentliche Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Reinlichkeit und einige Sorgfalt für diese Dinge bei der Erziehung wirklich Schönheit des Fleisches, der Farbe; Wohlgestalt, Freiheit, Heiterkeit; und diejenigen Häßlichkeiten, die von Krankheiten, Kränklichkeit und so fort herkommen, müssen ja auch abnehmen, weil alle diese Tugenden Gesundheit und freien Gliederwuchs mit sich bringen und befördern. Kurz: „Es ist keine Art körperlicher Schönheit an keinem Theile des Menschen, wohin guter oder schlimmer Eindruck der Tugend und des Lasters im weitesten Sinne nicht hinreiche."

Welchem Menschenfreunde wallet bei diesen Aussichten das Herz

1 Der geringste Schritt. A.

nicht! Hat doch Gott der Schönheit des menſchlichen Angeſichtes und der menſchlichen Geſtalt eine ſo hohe Kraft auf das menſchliche Herz gegeben? Was fühlſt du, empfindſamer Menſchenfreund! wenn du vor des Alterthums herrlichen Idealen, wenn du vor Raphael's, Guido's, Weſt's, Mengs, Füßlin's herrlichen Menſchen- und Engelsgeſchöpfen ſtehſt? Sprich, o welche Triebe, welche Reize, welche Sehnſucht nach der Veredlung und Verſchönerung unſerer geſunkenen Natur wandeln dich an und bringen deine Seele in Bewegung?

O, ihr Erfinder, Beförderer und Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, der edelſten Künſte, vom ſchöpferiſchen Genie bis zu dem Reichen, der ſich mit dem Ankaufe eurer Werke verdient macht! höret die wichtige Lehre: „Ihr wollet Alles verſchönern? Gut, dieß danken wir euch! und das Schönſte unter Allem, den Menſchen, wollt ihr häßlich machen? Das wollet ihr doch nicht? So hindert es nicht, daß er gut werde; ſo ſeid nicht gleichgültig, ob er es ſei oder werde! ſo braucht die göttlichen Kräfte, die in euren Künſten liegen, den Menſchen gut zu machen, und er wird auch ſchön werden!“

Die Harmonie des Guten und Schönen, des Böſen und Häßlichen iſt ein großes, allweites, herrliches Feld für eure Künſte! Denket nicht, den Menſchen zu verſchönern, ohne ihn zu verbeſſern! Sobald ihr ihn verſchönern wollt, ohne auf ſeine moraliſche Güte Rückſicht zu nehmen; ſobald ihr den Geſchmack bilden wollt auf Unkoſten des Herzens, ſo wird er verſchlimmert. Und dann macht, was ihr wollt, er wird gewiß auch verhäßlicht, und der Sohn und der Enkel, wenn es ſo fortgeht, werden es noch mehr; und wie ſehr habt ihr dann gegen euern Zweck gearbeitet!

Tändelt ihr ewig mit den Menſchen, ihr ſchönen Künſtler? Was heißt das? Es heißt: Ihr wollt ein prächtiges Haus bauen, und wollt den Bau durch den Rahmenſchnitzler und Vergolder ausführen!

Ihr hofft, mit Wolluſt reizenden Stücken ſeinen Geſchmack zu

bilden? Was heißt dieß? Es heißt: Ihr wollt einen Sohn die Weisheit Gottes in der Einrichtung des menſchlichen Körpers lehren, und geht hin, ihm die verborgenen Theile eines Kadavers zu anatomiren.

Doch hievon noch Manches.

Ich ende mit einem hohen Troſtworte für mich und Alle, die wir noch Urſache genug haben, über manches Stück unſerer Phyſiognomie und Bildung, die vielleicht hienieden nicht mehr zu klugen ſind, unzufrieden zu ſein —, und die dennoch emporſtreben nach Vervollkommnung des innern Menſchen:

Es wird in Unehre geſäet und herrlich auferweckt.

Am 2. Januar 1775.

Judas, nach Holbein.

Der mitgetheilte Kopf iſt ein genau durchgezeichneter Umriß von Judas aus einem Nachtmahlſtücke von Holbein, das ſich auf der Bibliothek zu Baſel befindet, die durch einige unſchätzbare Meiſterſtücke dieſes großen Mannes und durch unzählige Handriſſe der berühmteſten Künſtler ſich zu einer beträchtlichen Gallerie erhebt.

Als großen Maler und trefflichen Zeichner, wer kennt Holbein nicht? Aber dieſe Wahrheit des Ausdruckes in erdichteten Perſonen habe ich ihm nie zugetraut. Ich will ihn Raphaelen nicht vergleichen, noch weniger an die Seite ſetzen, ſo nahe er ihm auch bisweilen in der Zeichnung und im Kolorite gekommen ſein mag. Seine Chriſtusköpfe ſind mehr wahre Natur in Abſicht auf Zeichnung und Färbung, und — auf den Ausdruck — gewiſſermaßen Modeköpfe und nichts weniger als hohe Ideale. Wiewohl mir auch noch keiner von Raphael zu Geſichte gekommen, an dem nicht Verſchiedenes auszuſetzen wäre. Von Holbein habe ich indeß nichts geſehen, das den reichhaltigen, den unerſchöpflichen Ausdruck des Italieners hätte.

Judas.

Sein todter Christus, dieses Meisterstück von Zeichnung und Natur, hat keinen Zug von Raphael's hohem Sinne. Auch der Christus in demselben Nachtmahlstücke ist bei aller Simplicität und Würde dennoch unter allen Idealen des unvergleichbaren Genie's. Aber dennoch zum Erstaunen weit, unbegreiflich weit brachte es das sich selbst überlassene Genie des Schweizers, das vielleicht Grundkraft genug gehabt hätte, Jenem nachzufliegen, wenn es ihm vergönnt worden wäre, durch das Anschauen erhabener Werke sich Nahrung und Freiheit genug zu verschaffen. Viele physiognomische Einsicht leuchtet gewiß aus allen seinen Werken heraus. Es ist nicht nur Physiognomie in seinen Gesichtern, sondern Geist der Physiognomie. Nicht nur einzelne Züge sind weislich bestimmt und glücklich zusammengesetzt: es ist im Ganzen seiner Gesichter ein sanfter, lebendiger, uns entgegenkommender Geist, der tiefes, inneres Gefühl verräth. Seine Erasmus alle, die er auf mancherlei Weise malte, seine Pelikan's, Howard's, Morus und so fort, haben durchaus dieß Unerreichbare, unbeschreiblich Geistige, was so vielen tausend glänzenden Porträten der berühmtesten Maler fehlt. Ich glaube nicht, wenigstens läßt mich es seine, in allen seinen Bildnissen mehr kraftvolle und gewaltsame, als erhabene Physiognomie nicht glauben, daß er jemals, selbst wenn er Raphael's Schüler gewesen wäre, seinen hohen Ausdruck erreicht haben würde; aber Wahrheit ergriff er mit gewaltiger Hand, und wirkte sie reichlich in seine Gesichter und seine Stellungen. Von beiden dieser Bemerkungen sei der nachstehende Judas ein Beispiel. Es ist erstaunlich viel Wahrheit darin, aber keine Erhabenheit. Die wahre Physiognomie eines Geizigen, aber nicht eines geizigen Apostels; eines Niederträchtigen, aber nicht einer großen Seele, die, von einer Leidenschaft mächtig ergriffen, zwar ein Satan wird, aber immer noch große Seele bleibt.

Man lache nicht zu früh über diese seltsamen Zusammensetzungen. Sie sind nicht aus der Luft herab gegriffen. Judas ist der niederträch-

tigſte und dennoch ein großer Mann, auch in ſeinen Unthaten ſcheint noch der Apoſtel durch.

Wenn Judas ſo ausgeſehen hätte, wie Holbein ihn zeichnet, ſo hätte Chriſtus ihn gewiß nicht zum Apoſtel gewählt. So ein Geſicht kann es keine Woche in Chriſtus Geſellſchaft aushalten. Iſt es gleich das Niederträchtigſte, das ſich gedenken läßt; fehlt gleich noch ſehr Vieles zum vollen Ausdruck der Falſchheit und ſchmeichelnden Schlauigkeit, ſo iſt es doch für die gute Seite und die großen Anlagen dieſes apoſtoliſchen Mannes lange nicht gut genug.

Holbein's Judas iſt ein Dieb, der tief in der Seele darüber zürnt, daß von den hundert Pfenningen ihm nichts wird, die die Salbe, am Herrn verſchwendet, werth ſein mag. Er iſt fähig, den beſten Menſchen ſeinen ergrimmteſten Feinden, um einen geringen Preis feil zu bieten. Er lauert auf die Tritte der wohlthätigen Unſchuld; er forſcht mit ſchlauer Unruhe das Vorhaben ſeines Meiſters aus. Er frägt mit einer unbeſchreiblichen Kälte: Bin ich's? Er bleibt ungerührt, ſcheint es wenigſtens bei der treffendſten Warnung, die je in zehn oder zwölf Worten gegeben worden. Er geht, vom Satan beſeſſen, ſich an die Spitze der Verfolger ſeines Herrn zu ſtellen, gibt den verfluchteſten Kuß; aller dieſer Niederträchtigkeiten iſt der Mann fähig, der bei den letzten herzdurchdringendſten Reden des göttlichſten Menſchen ſo gefühllos da liegt, und mit dieſer Stirn, dieſem Blicke, dieſer Lippe dem Herrn ins Angeſicht ſchaut; aber dieſer Stirn, der ſo manche Niederträchtigkeit möglich iſt, es iſt ihr nicht möglich, ſich ſo ſchnell und ſo hoch wieder zu erheben und dem tauſendfachen Strome zermalmender Gedanken mit dieſer edlen Kraft entgegen zu arbeiten; Judas hat gehandelt, wie ein Satan, aber wie ein Satan, der Anlage hatte, ein Apoſtel zu ſein.

In dem Holbein'ſchen Geſichte ſind wenig Spuren von der mir noch immer ehrwürdigen Größe ſeiner Seele, nichts von der furchtbaren Elaſticität, die in dem einen Augenblicke an die Pforten der Hölle,

in dem andern über die Wolken treibt. Eine abgehärtete, verfährte Bosheit, die sich von Abgrund zu Abgrund fortgewälzt hat; ein Geiz, der jedes Menschen Empfindung gelassen Hohn spricht, das ist es, was uns vornehmlich in diesem Gesichte aufstößt; aber wenige Stunden nach der schrecklichsten That geht dieser Judas nicht hin, die ernsthaftesten Ueberlegungen über sein Herz und sein Betragen zu machen! Dieser schaut nicht mit nagender Sorgsamkeit: „Wie geht es meinem Herrn, wie der Unschuld, die ich verrathen habe?“ umher! Er zittert nicht in allen Grundfesten seiner Natur bei dem Gedanken: „Dießmal entgeht er seinen Feinden nicht, wie mehrmals! Es ist, ist es möglich? o, wehe mir! es ist um ihn geschehen!“ Dieser eilt nicht hin, der noch lebenden Unschuld gegen die Stimme vieler Tausend das entscheidendste Zeugniß zu geben; opfert nicht sein Liebstes, vermuthlich die größte Summe, die er in seinem Leben beisammen hatte, der Stimme seines Gewissens auf! bringt es nicht denen zurück, die es nie wieder zurückgefordert hätten, die in die größte Verlegenheit kamen, daß er es ihnen zurückbrachte! Nein! dieser wird sich aus Geiz, aber nicht deßwegen erhängen, weil er den Gedanken, sich so vergangen zu haben, nicht ertragen kann; nicht, daß er nicht mehr Geld bekommen, nein! daß er unschuldiges Blut verrathen hatte! daß er sah, daß über den gehofften Messias das Todesurtheil gefällt war! Wehe dem Herzen, das in Judas Betragen nicht die schrecklichste Niederträchtigkeit, aber wehe auch dem, das nicht noch apostolische Größe darin fühlt! Holbein zeigt uns nur den Verräther. Raphael würde uns zugleich den Apostel gezeigt haben.

Und nun noch ein paar Worte, lieber Leser! von dem allgemeinen Urtheil aller Menschen über die Physiognomie, die wir vor uns haben! und damit abermal ein Beweis, wie wahr die Physiognomie sei! abermal ein Beweis von der Harmonie moralischer und körperlicher Schönheit!

Was würdeſt du ſagen, wenn man unter dieß Bild, — ich will nicht ſagen, den Namen Chriſtus, ſondern Petrus, Paulus, Johannes — ſchreiben würde? wie würde dir des Malers Seele vorkommen, deſſen Apoſtels-Ideal ſo ein Geſicht wäre! Käme es dir nicht lächerlich vor, wenn ich dieß Geſicht ſo commentiren wollte: „Schau', welch' ein offenes, edles, großmüthiges Herz! Hat die Stirne nicht das entſcheidendſte Gepräge von einer reinen, ſich mittheilenden Seele, die ihr Glück in dem Glücke Anderer ſucht! welch' ein offenes, menſchenfreundliches Auge! welch' eine männliche hohe Augenbrayne! Iſt nicht dieſe Naſe die Naſe eines Erhabenen? Wer erblickt nicht in der Mittellinie der Lefze eine liebliche Güte, die nur bei unmittelbaren Schülern Jeſus zu ſuchen iſt? Stellung, Bart, Haare, Alles iſt edel, gefällig; Alles ſpricht von Größe und Würde des Charakters."

Was würdeſt du ſagen, wenn ich ſo über dieß Geſicht urtheilte? Weiter will ich nun nichts ſagen. Haſt du Augen, zu ſehen, ſo wirſt du ſehen! Haſt du keine, ſo kann dir mein Wink keine geben.

Aber nun noch eine entſetzliche Frage: „Wenn der Menſch mit dieſer Stirn, dieſer Bildung geboren wird, ſo wäre ihm ja beſſer, daß er nie geboren wäre? Und daß er ſo geboren wird, iſt es ſeine Schuld?" Nein, mein Freund! es iſt nicht ſeine Schuld, wenn er ſo geboren würde; aber er wird nicht ſo geboren. Dieſe Falten der Stirn, dieſer Blick des rechnenden Geizes iſt nicht Natur, ſo wenig der Geiz eine natürliche Anlage iſt. Der Geiz und ſein Ausdruck ſind Folgen der Angewöhnung. „Aber dieſe Stirn, dieſer Umriß des Oberhauptes?" Auch dieß kommt ſo nicht unmittelbar aus der Hand der Natur, und Stirnen, die zu dieſer Form die Grundlage mit auf die Welt zu bringen ſcheinen, haben ſich durch das ganze Maß äußerlicher Eindrücke zu den edelſten, oder doch zu den heldenhafteſten geformt. Doch, wenn es auch möglich wäre, daß Judas

ſo ausgeſehen hätte, wie Holbein ihn zeichnet, ja wenn es möglich wäre, daß er ſchon bei ſeiner Geburt den Hauptzügen nach ſo ausgeſehen hätte, auch alsdann wäre es dem, der die große Hoffnung gibt: Siehe, ich mache Alles neu, auch dann noch möglich, aus dieſem Gefäße ſeines Zornes ein Gefäß der Ehre zuzubereiten. Denn, o Tiefe des Reichthums der Weisheit! wie unergründlich ſind deine Wege, wie unerforſchlich ſeine Gerichte! Denn er hat Alle unter den Ungehorſam beſchloſſen, daß er ſich Aller erbarmte.

Den 7. und 8. Februar 1774.

Demokrit, nach Rubens.

Wir haben hier nicht den weiſen Demokrit vor uns, den uns Bayle und Wieland zeichnen, nicht den Mann, von dem uns der Letztere verſichert: „Demokritus hätte ſich unter Anderm auch mit der Phyſiognomik abgegeben, und theils aus ſeinen eigenen Beobachtungen, theils aus dem, was ihm Andere von den ihrigen mitgetheilt, ſich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (ſehr vernünftig, wie uns däucht) urtheilte, daß es damit eben ſo, wie mit der Theorie der poetiſchen Kunſt beſchaffen ſei. Denn ſo wie noch Keiner durch die bloße Wiſſenſchaft der Regeln ein guter Dichter geworden ſei [1], und nur derjenige, welchen Natur, Begeiſterung und lange Uebung dazu gemacht haben, geſchickt ſei, ſolche recht zu verſtehen und anzuwenden, ſo ſei auch die Theorie der Kunſt, aus dem Aeußerlichen des Menſchen auf das Innerliche zu ſchließen,

---

1 So wenig, als Einer durch die beſte Sittenlehre zu einem Tugendhelden geworden; und doch, denke ich, iſt es nicht ganz vergeblich, Sittenlehren zu ſchreiben. Welche Wiſſenſchaft in der Welt hat nicht ihre Myſterien? hat es die Moral nicht ſo gut, als die Phyſiognomik?

nur für Leute von großer Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar, für jeden Andern hingegen eine höchst ungewisse und betrügliche Wissenschaft, und eben darum müsse sie als eine von den geheimen Wissenschaften oder großen Mysterien der Philosophie immer nur der kleinen Zahl der ächten Epopten vorbehalten bleiben.“ [1]

Nicht diesen weisen Mann (dessen Ideen wir gewiß folgen, obgleich wir physiognomische Fragmente schreiben) sehen wir hier vor uns, nicht einen schönen Genius, einen reichen, durchdringenden Geist, der zu Allem fähig wäre, ein Erfinder alles Unerfundenen, ein Vervollkommner alles Erfundenen! nicht den Mann, der sich die Augen ausstich oder ausbrennt, um das Gemüth von allen Zerstreuungen abzuziehen und den abgezogensten Betrachtungen obzuliegen! nicht den Feind aller Wollust und aller fleischlichen Vermischung! [2]

Nicht diesen Mann sehen wir in dem Bilde, das wir vor uns haben, wir sehen bloß Demokritus, den Lacher, der

> Ridebat quoties a limine moverat unum
> Protuleratque pedem.

Wer über Alles und Alle lacht, ist nicht nur ein Thor, sondern ein Bösewicht, so wie der, der über Alles und Alle weint, sehr wahrscheinlich ein Kind, ein Narr oder ein Heuchler ist.

Das Gesicht des ewigen Lachers wird unausstehlich, und muß sich verunedeln und Karikatur werden.

Das Gesicht unsers Demokrits ist nichts weniger, als das Gesicht eines Dummkopfes in seiner Anlage. Der Bau des Hauptes hat zwar nichts Erhabenes, aber Demokrit mit solchem Kopfbau wäre dem Sokrates nahe gekommen. Aber das unaufhörliche Spottlachen, so weit verschieden von dem menschlichen und göttlichen

---

1 Wieland's Merkur, Bd. V. St. 2.

2 Venerem damnavit Democritus, ut in qua homo alius exsiliret ex homine. Plinius Lib. XXVIII.

Lächeln des Mitleidens und der flehenden oder warnenden Zärtlichkeit, ach! so weit verschieden von dem Lächeln der Menschenfreude, der Unschuld, dem Lächeln des Bruderherzens: das unaufhörliche Spottlachen muß das schönste, wie viel mehr ein sonderbares Gesicht verunstalten. Alle Züge der Güte, die selbst in dem schlimmsten Gesichte, das aus den Händen der Natur kommt, eben so wenig vergessen worden, als die Augen selbst bei dem blödsichtigsten Geschöpfe, verziehen sich nach und nach so stark, daß sie ein fatales Gemisch von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit, Freude und Schalkheit werden.

Was ist Spott eigentlich, als Freude an Fehlern, an Disharmonie, an Schaden des Nebenmenschen? Kann dadurch ein Gesicht veredelt, verschönert werden?

Der Spott drückt die Augen zusammen, und faltet die Haut um die Augen herum auf eine ähnliche Weise, wie wir es an den meisten Wahnsinnigen bemerken. Wahnsinnige, was sind sie größtentheils anders, als Larven von lachenden Demokrits? Spott treibt die Wangen kugelförmig auf, wie auch zum Theil an Lamettrie's Physiognomie zu sehen war. Und, was das Vornehmste ist: er gibt dem Munde, dem herrlichsten, sprechendsten Theile des Angesichts, eine solche Schiefheit und Disproportion, daß er sich kaum mehr in einen Stand edler Ruhe und Symmetrie zurückarbeiten kann.

Wer kann unsers Demokrits Mund schön finden? Wer sieht nicht, daß er vornehmlich durch den Spott häßlich ist? So nützlich der Spott für den halben Thoren sein mag, oder für den, der in Gefahr ist, ein Thor zu werden, so sehr Montaigne Recht haben mag, wenn er deßwegen den Spott dem Weinen vorzieht, „weil er demüthigender und unserm Verdienst angemessener" ist[1], als das

1 Essais de Montaigne. L. I. C. 50.

Weinen, ſo iſt dennoch der Spott einem Menſchen unanſtändig, und ich möchte deßwegen, weil der Spott oft ſo ſehr nützlich iſt, ſo wenig über Menſchen mir Spott erlauben, als ich deßwegen Scharfrichter ſein möchte, weil es doch in der Welt kaum etwas Nützlicheres gibt, als den Scharfrichter. Es kommt mir eben ſo ungereimt und widerſinnig vor, daß ein Menſch befugt ſein ſoll, über einen andern Menſchen, ſo belachenswerth er ſein mag, zu ſpotten, als es mir ungereimt und widerſinnig vorkommt, daß ein Menſch befugt ſein ſoll, einen andern Menſchen zu tödten; und ſo wie ich glaube, daß die Phyſiognomie eines Scharfrichters, und wenn er ſonſt der ſanfteſte und edelſte Menſch wäre, ſich ſchon dadurch verunedle, daß er in der Befugniß zu ſein glaubt, gegen andere Menſchen bisweilen ein Unmenſch zu ſein, ſo glaube ich, daß kein Spöttergeſicht in der Welt zu finden ſei, welches nicht gerade durch den Spott ſich verhäßliche.

Ich habe ein moquantes Geſicht im Schatten gezeichnet; kaum ſah es das Original, wollte es noch einmal ſitzen, fühlte den Mißzug im Geſichte, und ſuchte ihn zu verbeſſern.

Was Leſſing in einer andern Abſicht von dem Portrait Lamettrie's ſagt, möchte ich von dem Urbilde, möchte ich von jedem Spötter ſagen: „Lamettrie, der ſich als einen zweiten Demokrit malen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten Male, die man ihn ſieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen.“ [1]

Ich beſchließe dieſe Zugabe mit einer andern Anmerkung dieſes vortrefflichen Gelehrten, der uns in unſern Unterſuchungen noch oft begegnen, oft die Hand reichen wird, und bisweilen auch vielleicht mit einigen Fragen des Zweifels beunruhigt, nein, nicht beunruhigt, zu unſerer Belehrung ehrerbietig aufgefordert werden dürfte: „Es gibt Leidenſchaften,“ ſagt er, „und Grade von Leidenſchaften, die ſich

1 Leſſing's Laokoon. S. 25.

in dem Geſichte durch die häßlichſten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in ſo gewaltſame Stellungen ſetzen, daß alle die ſchönen Linien, die ihn in einem ruhigen Stande umſchreiben, verloren gehen.“ Und ich thue hinzu: „verloren bleiben, wenn der Menſch ſich zu tief in dieſe Leidenſchaften herunter gearbeitet hat.“

Ueber die Adieux de Calas,
von Chodowiecki.

Zuerſt ein Wort über den Kunſtcharakter des Herrn Daniel Chodowiecki in Berlin. Dieſer treffliche Künſtler, dem ich ſo Vieles zu danken habe, iſt einer der treuſten und aufmerkſamſten Schüler der Natur. Seine Zeichnungen alle ſchmeicheln ſich durch ihre leichte, athmende Natürlichkeit jedem Auge ein. Unter ſo vielen bekannten Malern iſt er beinahe der Einzige, der nie bloß akademiſche Figuren liefert, nie unhandelnde Repräſentanten handelnder Weſen, Bildſäulen in der Situation eines lebenden oder handelnden Weſens, hiſtoriſche Stücke, im Grunde nur eine Bildſäulengallerie, ein Kabinet von guten Statuen; beinahe iſt er der Einzige, der faſt allen ſeinen Figuren die volle, ungehemmte Freiheit, die dem Leben eigen iſt, einzuhauchen weiß.

Ich halte die adieux de Calas von Chodowiecki für eines der herrlichſten, natürlichſten, kräftigſten Stücke, das ich in meinem Leben geſehen. Welche Alles beherrſchende Wahrheit! welche Natürlichkeit! welche Zuſammenſetzung! welche Feſtigkeit ohne Schärfe! welche Zartheit ohne Kleinmeiſterei! welche Bedeutung im Ganzen und in einzelnen Theilen! welcher Contraſt in den Charaktern und welche Einheit und Harmonie im Ganzen! und immer und immer Wahrheit, und immer Natur, und ſolche Wahrheit, ſolche Natur, daß man ſich nicht einen Augenblick kann einfallen laſſen, daß der Auftritt, daß die Zuſammenſetzung, irgend eine einzige Perſon, oder der

geringſte Umſtand erdichtet ſei, nichts übertrieben! Alles Poeſie, und nicht ein Schimmer von Poeſie. Ihr vergeßt das Bild, und ſeht und ſeht nicht. Ihr ſeid da im Gefängniß der leidenden Unſchuld, ihr weinet mit, ihr möchtet ihr um den Hals fallen, ihr möchtet mit ihr, ihr möchtet für ſie ſterben. Aber unter allen Trefflichkeiten dieſes trefflichen Stückes iſt doch nichts wie der Greis und die ohnmächtig und ſprachlos an ihn ſich lehnende Tochter. Ich habe dieſe Partie beſonders copiren, vergrößern und ſtechen laſſen, um mit einigen meiner Leſer einige Augenblicke wehmüthiger Wolluſt zu theilen; aber die Copie hat zum Theil verloren, zum Theil gewonnen. Sehet ſie, dieſe herzdurchdringende Gruppe; auch die Copie zeigt uns immer noch genug im Angeſichte des Greiſes von der Redlichkeit und edlen Einfalt, von dem Gott umfaſſenden Vertrauen, das nur der Unſchuld eigen ſein kann, ſpricht noch ſtärker vielleicht, als das Original, von heiterer Ruhe der Seele, von väterlicher Güte, der es unmöglich iſt, — guter Gott! ich will nicht ſagen, einen Sohn zu erwürgen, — unmöglich, ihn nicht mit eigenem Blute vom Tode zu retten; zeigt uns eine herzgute, empfindungsvolle, gerade, redliche Tochter und Schweſter. Haſt du jemals Betrübniß, die ſchmachtet, die hart an Ohnmacht grenzt, doch nicht vollkommen Ohnmacht, je Betrübniß, die lauter hülfloſe Liebe iſt, geſehen, wie die auf den Vater ſich lehnende troſtloſe Tochter? Augenbraunen, Augen, der offene Mund, die Lage des Geſichts, der Hände, Alles, Alles ſagt und ruft: „Ich bin elender, als alle Menſchen! Iſt auch ein Schmerz, der meinen Schmerzen zu vergleichen ſei?“ Aber nun vergleiche mit dieſem jammervollen, ſchmachtenden Geſichte des ehrwürdigen Alten noch zehnmal redenderes Geſicht. Dort iſt Weib, hier Mann, dort Tochter, hier Vater; Troſt blickt noch aus dem müden, zerdrückten Herzen herauf durch Auge und Mund in das trübe, nicht mehr ſehende Auge der untröſtbaren Tochter. Abgearbeitet, ausgeweint, beinahe bis zur Gefühlloſigkeit durchjammert iſt das Geſicht. Aber

noch tiefe Ruhe unter Laſten von Leiden. — „Ich fürchte Gott und weiß von keiner andern Furcht; ich hebe meine Augen in die Höhe, woher mir Hülfe kommen wird. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der den Himmel und die Erde gemacht hat. Laß die Feſſeln mir löſen, achte das Geklirr und das Tod verkündende Geräuſch um uns her nicht; ich höre es nicht, ich bin unſchuldig, du weißt's, ich weiß es, Gott weiß es. Sei ſtark! der ſtärkt mich, der mich kennt; und der mir den bitterſten Kelch mit der Linken reicht, reicht mit der Rechten mir unausſprechliche Kraft.“ Mir iſt, ich leſe dieſes Alles hell und klar auf dem huld- und unſchuld-, kraft- und laſtvollen Geſichte des ehrlichen Alten. Ich ſehe den Vater, der immer Vater war; ich ſehe den Mann, deſſen letztes Wort auf dem Rade ſein kann: „O Gott! vergib meinen Richtern! Ich bin unſchuldig!“ den Mann, der es werth war, die ſchrecklichſten Leiden unſchuldig zu tragen und für viele tauſend künftig Unſchuldige das Opfer zu werden, ein Opfer, das uns in jener Welt herrlich geſchmückt entgegen kommen wird, in einer ſchönern Geſtalt, als kein Pinſel der Erde malen, kein Genius des Dichters beſchreiben kann.

Zehntes Fragment.

Von den oft nur ſcheinbaren Fehlſchlüſſen des Phyſiognomiſten.

Eine der ſtärkſten Einwendungen gegen die Zuverläſſigkeit der Phyſiognomik iſt: Die beſten Phyſiognomiſten urtheilen oft äußerſt unrichtig.

Es iſt der Mühe werth, dieſer Einwendung einige Anmerkungen entgegen zu ſetzen.

Ich ſetze voraus, daß in derſelben viel Wahres ſei, aber ich werde verſuchen, mit Wenigem zu zeigen, daß der Phyſiognomiſt

ſehr oft zu fehlen ſcheinen kann, und, je beſſer er iſt, ſcheinen muß, obgleich er ſehr richtig urtheilt.

Zugegeben alſo, „der Phyſiognomiſt fehlt ſehr oft, das iſt, ſeine unvollkommene ſubjective Einſicht betrügt ihn, nicht aber die objective Phyſiognomie.“ Von den häufigen Fehlſchlüſſen und unrichtigen Urtheilen des Phyſiognomiſten gegen die Zuverläſſigkeit der Phyſiognomik überhaupt ſchließen, heißt behaupten: „Es gibt keine Vernunft, weil jeder Vernünftige oft unvernünftig handelt.“

Aus einigen Fehlſchlüſſen auch nur gegen die Einſicht des Phyſiognomiſten ſchließen, heißt ſo ſchließen: „Der Mann hat einige Gedächtnißfehler gemacht; folglich hat er kein Gedächtniß, oder doch gewiß ein ſchwaches.“ Nicht ſo gewiß; erſt müßt ihr wiſſen, wie oft ihm ſein Gedächtniß getreu geweſen, und in welchem Verhältniſſe ſeine zehn Fehler gegen die Treffer ſind, ſonſt könnt ihr ihm großes Unrecht thun. Der Geizige gibt wohl auch zehn Mal; iſt er darum ſchon großmüthig? Fragt erſt: „Wie viel mehr hätte er geben ſollen und können, und hat nicht gegeben?“ Der Tugendhafte kann ſich wohl zehn Mal übereilen; fragt erſt, ehe ihr ihn verurtheilt: „In wie viel hundert Fällen hat er rechtſchaffen gehandelt?“

Wer oft ſpielt, wird freilich öfter verlieren, als der nie ſpielt. Wer gewohnt iſt, auf dem Eiſe zu gehen, wird dennoch manchmal fallen und dem ruhig vom Geſtade her Zuſehenden Stoff zum Lachen genug geben. Wer vielen Armen Gutes thut, der wird leicht auch ſolchen Gutes thun, die man durchaus zur Klaſſe der Unwürdigen rechnen wird. Freilich gibt der keinem Unwürdigen, der überall Keinem gibt, und freilich kann der dann auch mit Grund viel von ſeiner Klugheit ſagen, die ſich ſo leicht nicht betrügen läßt. Wer nie urtheilt, wird freilich auch niemals falſch urtheilen. Der Phyſiognomiſt urtheilt öfter, als der, ſo die Phyſiognomik verlacht, und darum fehlt er auch öfter, als der, der gar kein phyſiognomiſches Urtheil fällt.

Wie der Geizige den Großmüthigen beurtheilt, so der Spötter der Physiognomik den Physiognomisten. „Alle Wohlthaten des Großmüthigen," sagt der Geizige, „sind übel angewandt" — und der Antiphysiognomist: „Alle Urtheile des Physiognomisten sind falsch."

Und welches günstige Urtheil des gutherzigen Physiognomisten kann nicht als falsch erklärt werden? Es ist nicht ein einziger Mensch, so weise, so klug, so rechtschaffen, so großmüthig und erhaben er immer sein mag, der nicht in sich die Wurzel aller möglichen Fehler und Unvollkommenheiten und Laster habe — oder mit andern Worten: dessen edle Triebe, dessen Fähigkeiten, dessen Anlagen nicht bisweilen ausgleiten, überwachsen, oder auf eine unrechte Weise angewandt werden können.

Ihr seht einen sanften Mann — der zehn Mal schweigt, wenn er zehn Mal zum Zorne gereizt wird, der vielleicht gar nie für sich, nie deßwegen zürnt, weil er beleidigt wird. — Der Physiognomist durchschaut sein ganzes edles, starkes Herz — er sagt euch auf den ersten Blick: „die liebenswürdigste, die unüberwindlichste Sanftmuth", — Ihr schweigt, oder lacht, oder geht hin und sagt: „Welch' ein Physiognomist!" „Wie habe ich den Mann im Zorne gesehen!" Wann hast du ihn im Zorne gesehen? Als man einen seiner Freunde mißkannte? — „Ja! er war außer sich, seinen Freund zu vertheidigen. — Beweises genug, daß die Physiognomik ein Traum, und der Physiognomist ein Träumer sei." Und wer hat denn Recht? und wer macht den Fehlschluß? — Der weiseste Mann kann etwa eine Thorheit sagen. Der Physiognomist achtet dessen nicht, weiß es und spricht mit Ehrfurcht: „Welch' ein außerordentlich kluger Mann!" — Und ihr lacht über ihn, denn ihr habt den Klugen eine Thorheit sagen gehört? Wer macht den Fehlschluß? Der Physiognomist urtheilt nicht bloß aus einzelnen, oft auch nicht einmal aus mehreren Handlungen, er beurtheilt auch als Physiognomist nicht die Handlungen, er beobachtet die Anlagen, den Charakter, die Grund-

kräfte, die Hauptſtärke, denen ſehr oft einzelne Zufälligkeiten durchaus zu widerſprechen ſcheinen.

Ferner — es iſt kein Menſch ſo thöricht, keiner ſo laſterhaft, der nicht Anlagen des Verſtandes, Anlagen vielleicht zu allen und jeden Tugenden habe. — Erblickt das Vollkommenheit ſuchende Auge des gutherzigen Phyſiognomiſten etwas von dieſen, und ſpricht es aus, ſpricht nur nicht entſcheidend und unbedingt *wider* den Menſchen, ſo iſt er abermal das Geſpötte. — Und wie oft können Anlagen zu Heldentugenden da ſein, Glut des Genius tief unter der Aſche liegen! Und was braucht es, als auf die Aſche zuzuellen, mit tiefer Ahnung hineinzuhauchen, „hier iſt Glut!“ zu rufen, wo auf den erſten und zweiten und dritten und vierten Hauch vielleicht dem Phyſiognomiſten und Zuſchauer nur Aſche in die Augen ſtäubt — — der Zuſchauer geht weg und lacht, und erzählt und macht zu lachen! Der Andere mag warten, und wärmt ſich an der heraufgehauchten Flamme.

Tauſend und tauſend Mal ſind die trefflichſten Anlagen (die Zukunft wird uns ſagen, warum, wird uns ſagen, „nicht umſonſt“) auf die ſchrecklichſte Weiſe überwachſen. Das gemeine, ungeübte Auge ſieht nur Schutt und Verwüſtung. Erziehung, Umſtände, Bedürfniſſe erſtickten jedes Beſtreben nach Vollkommenheit. Der Phyſiognomiſt ſieht, ſchaut, ſteht — ſieht und hört Widerſpruch — hört tauſend ſchreiende Menſchenſtimmen: *Seht, welch' ein Menſch!* und eine Gottesſtimme: *Seht, welch' ein Menſch!* und betet an, wo der Andere läſtert, und nie begreifen kann und, könnte er es, nicht will — daß da in der Geſtalt, vor der man das Angeſicht verbirgt, Schönheit, Kraft, Weisheit, Güte Gottes iſt.

Noch mehr, der Phyſiognomiſt oder Menſchenbeobachter, der Menſch, der Chriſt, das iſt: ein weiſer und guter Menſch, iſt, wird tauſend Mal wider ſei eigenes phyſiognomiſches Gefühl handeln. Ich drücke mich unrichtig aus: er ſcheint ſeinem innern Urtheil von

einem Menſchen nicht gemäß zu handeln. Er richtet nicht, wie er urtheilt — ein neuer Grund, warum der Phyſiognomiſt oft zu fehlen ſcheint, warum der wahre Beobachter, die Beobachtung und die Wahrheit ſo oft in ihm mißkannt oder verlacht wird. Er ſieht den Böſewicht in dem Angeſicht des Armen, der vor ſeine Thüre kommt, und weiſet ihn nicht ab, redet herzlich mit ihm, blickt tief in ſeine Seele und ſieht — Gott, was ſieht er? — Abgründe von Laſtern und Zerrüttung ohne Maß; aber ſieht er nur dieß in ihm? Nichts Gutes? Geſetzt, nichts Gutes, ſo ſieht er doch Thon, der zum Töpfer nicht ſagen darf und kann: „Warum haſt du mich alſo gemacht?“ ſieht es, betet an und wendet ſein Angeſicht, und verbirgt eine Zähre, die unausſprechlich viel, nicht Menſchen, dir, Gott, allein ſagt, und gibt ihm mit brüderlicher Hand, nicht nur um ſeines, durch ihn unglücklichen Weibes, nicht nur um ſeiner hülfloſen unſchuldigen Kinder, um ſeiner ſelbſt willen, um des Gottes willen, der Alles und auch den Gottloſen gemacht hat zu ſeines Namens Ehre — gibt, um vielleicht noch einen Funken, den er wahrnimmt, anzuflammen, was ſein Herz ihn geben heißt. — Nun, der Unwürdige mißbraucht die Gabe, oder mißbraucht ſie nicht — gleich viel! Wem er's ſagt, ſagt wieder: „Wie ſich der gute Mann abermal betrügen ließ!“

Der Menſch iſt nicht Richter der Menſchen! O, wie weiß das der Phyſiognomiſt, der Menſch iſt! — Der mächtigſte Menſch, der Herr der Menſchen, war nicht in der Welt, zu richten, ſondern ſelig zu machen. Nicht ſah er die Laſter der Laſterhaften nicht; nicht verhehlte er ſie ſich oder Andern, wo es Menſchenliebe war, ſie zu beobachten und aufzudecken; aber er richtete nicht, ſtrafte nicht, vergab: Gehe hin! Sündige künftig nicht mehr! nimmt auch einen Judas auf, behält ihn, umarmt ihn, ihn, in dem er lange vorher ſeinen Verräther erblickte! Gute Menſchen ſehen auf den beſten. — Ich will dein Auge nicht, Chriſtus, wenn du mir dein Herz nicht

gibst. — Weisheit ohne Güte ist Thorheit. Ich will gerecht urtheilen und gütig handeln. — Noch ein Fall. Ein verrufener Mann, eine liederliche Dirne, die, weil sie zehn Mal Unrecht hatten, da sie Recht zu haben vorgaben, auch das eilfte Mal verfällt worden, wenn sie Recht haben, wenden sich an den Menschenbeobachter. Er macht alle Versuche und findet sie dieß Mal unschuldig, gegen alle Stimmen der Menge, gegen alle Wahrscheinlichkeit unschuldig. Die Klugheit sagt ihm laut, daß er ausgezischt werde, wenn er nur merken lasse, daß er in diesem Falle Unschuld vermuthe; aber nicht weniger laut sagt ihm sein Herz: „Rede! Zeuge für die dießmalige Unschuld der Allerverworfensten!“ — Er läßt ein Wort fallen, und tausend Zungen zischen ihm entgegen: „Dieß Urtheil hätte dem Physiognomisten nicht entfahren sollen.“ Abermal, wer macht da den Fehlschluß?

Dieß sind einige Winke für die Verständigen, so behutsam über den Physiognomisten zu urtheilen, als sie wünschen, daß er über Andere, über sie selbst urtheilen möge.

Zugabe.

Mit physiognomischen Gefühlen und Urtheilen geht es, wie mit allen Gefühlen und Urtheilen. Wenn man Mißverstand verhüten, keinen Widerspruch dulden wollte, müßte man damit sich gar nicht an Laden legen.

Keinem Menschen kann die Allgemeinheit zugestanden werden, sie wird keinem zugestanden. Das, was ein Theil Menschen als göttlich, herrlich, überschwenglich anbeten, wird von Andern als kalt, als abgeschmackt verworfen. Nicht aber, daß ich dadurch wieder in die alte Nacht mich schlafen legen und so eindämmernd hinlallen wollte: also hält Einer das für schön und gut, der Andere das; also ist Alles unbestimmt, also packt ein mit eurer Physiognomik. Nicht so! Wie die Sachen eine Physiognomie haben, so haben auch die Urtheile die ihrige, und eben daß die Urtheile verschieden sind, be-

weist noch nicht, daß ein Ding bald ſo, bald ſo iſt. Nehmen wir zum Beiſpiel ein Buch, das die Freuden und das Elend der Liebe mit den lebhafteſten Farben ſchildert. Alle jungen Leute fallen darüber her, erheben, verzehren, verſchlingen es, und ein Alter, dem es unter die Hände kommt, macht es gelaſſen oder unwillig zu, und ſagt: „Das verliebte Zeug! Leider, daß es in der Welt ſo iſt, was braucht man es noch zu ſchreiben?“

Laſſen Sie nun von jeder Seite einen Kämpfer auftreten! Der eine wird beweiſen, daß das Buch vortrefflich iſt, der andere, daß es elend iſt! Und welcher hat Recht? Wer ſoll es entſcheiden? Niemand denn der Phyſiognomiſt. Der tritt dazwiſchen und ſagt: Begebt euch zur Ruhe, euer ganzer Streit nährt ſich mit den Worten vortrefflich und elend. Das Buch iſt weder vortrefflich, noch elend. Es hat nur deine ganze Geſtalt, guter Jüngling; es enthält Alles, was ſie bezeichnet: dieſe blühende Wange, dieſen hoffenden Blick, dieſe vordringende Stirn; und weil es dir gleich ſieht, weil es vor dir ſteht, wie du vor dir ſelbſt oder deinem Spiegel, ſo nennſt du es deinesgleichen, oder, was eins iſt, deinen Freund, oder, was eins iſt, vortrefflich. Du, Alter, hingegen würdeſt ein Gleiches thun, wenn dieſe Blätter ſo viel Erfahrung, Klugheit, praktiſchen Sinn enthielten.

Sind Sie nun wohl überzeugt, daß, wie das Buch ſeine Phyſiognomie hatte, alſo auch die Urtheile die ihrige haben, und daß hier nur durch den dritten Ruhigen jedem ſein Platz angewieſen werden konnte?

Nun aber, iſt der Dritte immer ruhig? Neigt er ſich nicht auch oft nach Seinesgleichen? Gut! dafür iſt auch er Menſch, und darum geben wir hier nur Beiträge, nur Fragmente, die auch ihre Phyſiognomie haben, und wenn die, ſo darüber urtheilen werden, ſich auch treu bleiben, ſo wird jedes Urtheil ein Beitrag zu unſern Fragmenten ſein.

Alles wirkt verhältnißmäßig in der Welt, das werden wir noch oft zu wiederholen haben. Das allgemeine Verhältniß erkennt nur Gott; weßwegen alles menschliche, philosophische und so auch physiognomische Sinnen und Trachten am Ende auf ein bloßes Stottern hinausläuft. Und wenn zugestanden ist, daß in der Dinge Reihe viel mißlingt, warum sollte man von einer Reihe dargestellter Beobachtungen viel harmonische Consistenz erwarten?

Eilftes Fragment.

Von einigen Schwierigkeiten bei der Physiognomik.

Dieses Fragment sollte wohl das weitläufigste [1] in meinem ganzen Werke, und dessen ungeachtet wird es eines der kürzesten sein. Kein ganzer Band, auch nicht der stärkste, würde hinreichend sein, alle die unzähligen Schwierigkeiten, womit die Physiognomik umgeben ist, darzustellen und zu entwickeln.

Alle die Einwendungen, die man dagegen macht (und man macht gewiß nicht alle, die gemacht werden könnten), sind, wenn sie auch noch so wenig Grund haben — und wie viele sind doch wirklich gegründet! — immer wenigstens ein Beweis von dem allgemeinen Gefühle der Schwierigkeit, womit diese Kenntniß und Erforschung der Natur umgeben zu sein scheint.

Ich glaube nicht, daß alle Gegner der Physiognomik so viele Schwierigkeiten aufhäufen können, als ein philosophischer Physiognomist bald genug erfahren wird. Tausend Mal bin ich durch die Menge und Mannigfaltigkeit derselben bestürzt und von allen weitern Erforschungen beinahe zurückgeschreckt worden. Aber alle Mal ward

---

1 vollständigste. A.

ich durch das Gewiſſe, Feſte, Zuverläſſige, das ich einmal geſammelt hatte und das durch tauſend Erfahrungen beſtätiget und durch keine einzige Erfahrung umgeſtoßen ward, ſo weit aufgerichtet und geſtärkt, daß ich wieder Muth faßte, mich durch einen Theil der Schwierigkeiten durchzuſchlagen, und wo ich mich nicht durchſchlagen konnte, dieſelben ruhig auf der Seite zu laſſen, bis mir etwa ein Licht aufgehen oder ſich ein Vereinigungspunkt ſo mancher ſcheinbaren Widerſprüche zeigen möchte.

Es iſt überhaupt ſo eine eigene Sache mit den Schwierigkeiten! eine eigene Gabe, bei allen, auch den leichteſten und flachſten Sachen Schwierigkeiten ohne Zahl und Schranken zu ſehen, zu erſchaffen oder zu erdichten! Ich könnte eine Menge Geſichter nach einander vorführen, die dieſe Gabe in einem ausnehmenden Grade beſitzen. Sie haben einen ganz eigenen, ganz beſtimmten Charakter. Uebrigens ſind ſie ganz treffliche Leute! Salz aller Geſellſchaften — aber nicht Speiſe! Ich bewundere ihre Talente, aber verböte mir ihre Freundſchaft, wenn es je möglich wäre, daß ſie mich um die meinige bitten könnten. — Man verzeihe mir dieſe kleine Ausſchweifung. Ich kehre zu den Schwierigkeiten zurück, womit die Phyſiognomik umgeben iſt. Und bei aller Unzählbarkeit derſelben kann ich dennoch kurz ſein, weil ich hier nicht die Einwendungen, die man gegen die Phyſiognomik macht, anzuführen gedenke. Nach und nach werden die wichtigſten derſelben ihre Stelle und ihre Beantwortung in dieſem Werke finden. Ich kann kurz ſein, weil kaum ein Fragment dieſes Werkes wird geliefert werden können, wobei Verfaſſer und Leſer nicht Gelegenheit haben werden, Schwierigkeiten wahrzunehmen. Ich kann kurz ſein, weil das Fragment von dem Charakter des Phyſiognomiſten, das bald folgt, noch an Manches erinnern wird; kurz ſein endlich, weil die meiſten Schwierigkeiten größtentheils auf Einem Punkte beruhen:

Auf der unbeſchreiblichen Feinheit unzählbarer Züge und Charak-

tere, oder auf der Unmöglichkeit, gewiſſe Empfindungen und Beobachtungen feſtzuhalten, auszudrücken, zu analyſiren.

Gewiſſeres kann wohl nichts ſein, als dieß, daß die kleinſten, tauſend ungeübten Augen kaum merkbaren, Verſchiedenheiten oft den verſchiedenſten Charakter anzeigen. Man wird dieß faſt bei jeglichem Blatte in der Folge dieſes Werkes zu bemerken Gelegenheit haben. Eine kleine Biegung oder Schärfe, eine Verlängerung oder Verkürzung, oft auch nur um die Breite eines Fadens, eines Haares; die mindeſte Verrückung oder Schiefheit, wie merklich kann dadurch ein Geſicht, der Ausdruck eines Charakters verändert werden! Wer ſich ſelbſt auf der Stelle hievon überzeugen will, darf nur dasſelbe Geſicht vier oder ſechs Mal mit aller möglichen Genauigkeit nach dem Schatten zeichnen und dieſe Silhouetten, wenn ſie ebenfalls mit aller möglichen Geſchicklichkeit ins Kleine gebracht ſind, unter ſich vergleichen.

Wie ſchwer alſo, wie unmöglich wird durch dieſe unausweichliche Verſchiedenheit desſelben Geſichtes, bei der ſicherſten Nachahmungskunſt, die Präciſion! Und wie wichtig iſt, um eben angeführter Urſachen willen, die Präciſion! Und wie wichtig iſt, um eben angeführter Urſachen willen, dieſe Präciſion bei der Phyſiognomik?

O, ſo oft kann der Sitz des Charakters ſo verſteckt, ſo verborgen und verwickelt ſein, daß Ihr ihn nur in gewiſſen, vielleicht ſeltenen, Lagen des Geſichtes bemerken könnet, und daß dieſe Bemerkbarkeit wieder verſchwindet, ehe ſie den gehörigen Eindruck auf euch gemacht hat; und wenn auch dieß geſchehen iſt, ſo kann dieſer Zug ſo ſchwer zu faſſen und ganz unmöglich mit dem Pinſel, geſchweige mit dem Grabſtichel und mit Worten, auszudrücken ſein.

Dieß kann oft ſogar mit den bleibendſten und gewiſſermaßen entſcheidendſten und zuverläßigſten Merkmalen geſchehen. Unzählige dieſer Art laſſen ſich weder beſchreiben, noch nachmachen, und ſehr viele nicht einmal mit der Einbildungskraft ſich feſthalten. Ihr

fühlet ſie mehr, als daß ihr ſie ſehet. Den ſanfterleuchtenden, den wärmenden Lichtſtrahl, wer will ihn beſchreiben, wer zeichnen? — Wer ſieht ihn nur? Und wer, wer kann z. B. den Blick der Liebe, das ſanfte Zittern des wohlwollenden, ſegnenden Auges, wer das Licht oder die Dämmerung der Sehnſucht und Hoffnung, wer die feinen Züge der uneigennützigen, ruhigen Zärtlichkeit, wer das innige, mächtige, in Demuth und Sanftmuth gehüllte Dringen des Geiſtes, um ſich her Gutes zu wirken, des Elendes weniger, und der Freuden in der Welt und Nachwelt mehr zu machen; wer alle die geheimen, in einen Blick zuſammenfließenden Triebe und Kräfte eines Vertheidigers oder eines Feindes der Wahrheit, eines rettenden Menſchenfreundes oder eines ſchlauen Antipatrioten, wer den auf- und niederſchauenden, mächtig umfaſſenden, tiefdringenden Blick des Genies, der weit und ſchnell um ſich her erhellt, blendet, zittern macht und tiefe Nacht hinter ſich zurückläßt, wer kann dieſes alles beſchreiben oder zeichnen? — wer Feuer mit der Kohle, Licht mit Bleiſtift, mit Erde und Oel Leben darſtellen?

Es iſt mit der Phyſiognomie wie mit allen Gegenſtänden des menſchlichen Geſchmackes, vom kraſſeſten an bis auf den geiſtigſten; vom Speiſegeſchmack bis zum Geſchmack an der göttlichſten Wahrheit! Man kann empfinden aber nicht ausdrücken. Das Weſen jedes organiſchen Körpers iſt an ſich ſelbſt unſichtbare Kraft! Das iſt Geiſt! Ohne dieſes unerforſchliche Belebende iſt Alles todt und ohne Bedeutung, Kraft, Einwirkung. Und den Geiſt ſiehet die Welt nicht und kennet ihn nicht. O, wie wahr iſt dieß, wie es nun immer kalt oder warm, in Paragraphen oder Deklamationen ausgedrückt werden mag; wie wahr iſt dieß, vom erhabenſten, göttlichen Geiſt an in der Perſon, den Jüngern und dem Evangelio unſers großen Herrn bis auf den Geiſt des gemeinſten Objektes: „Die Welt ſiehet ihn nicht, und kennet ihn nicht.“ Es iſt dieß der allgemeinſte Satz, der ausgeſprochen werden kann. Der große Haufe der Menſchen weidet und

ſättigt ſich unaufhörlich an Worten ohne Sinn, Aeußerlichkeiten ohne Kraft, Körper ohne Geiſt, Geſtalt und Form ohne beſeelendes Weſen — (das Eigentliche der Abgötterei, ſo wie das Eigentliche der Schwärmerei Verliebtheit in Geiſtigkeit ohne Körper iſt) — und doch iſt es wiederum der allgemeinſt wahre Satz, der von allen Buchſtäblern, die ſich niemals zum großen allgemeinen Sinn göttlicher Reden erheben können, ſo ſehr überſehen und bloß auf einen oder zwei gelegentliche Fälle eingeſchränkt wird, und der doch Schlüſſel der ganzen Natur und Offenbarung, Seele alles Wiſſens, Geheimniß aller Geheimniſſe, Offenbarung aller Offenbarungen iſt — der Geiſt iſt es, der da lebendig macht; das Fleiſch iſt gar nichts nütze.

Und wenn nun hiemit (und wer will, wer kann es läugnen?), wenn nun alles Fleiſch bloß durch den Geiſt, der in ihm iſt, Werth hat; wenn der es iſt, der Geiſt, den allein der Phyſiognomiſt ſucht, kennen, erforſchen, empfinden, offenbaren, beſchreiben will; — wie ſchwer muß es ihm werden, das Feinſte, Beſte, Geiſtigſte in Bild und Wort zu faſſen, zumal in Bild und Wort für Leute, die oft ohne Auge und Ohr vor uns ſtehen! in Bild und Wort, die doch im Grunde wieder anders nichts ſind, als gröber Fleiſch und Geiſt!

Was ich hier ſage, dürfte wenigen Leſern ganz verſtändlich und einleuchtend ſein; die wenigen aber, die es ganz begreifen werden, dürften hiebei Vieles zu denken finden.

* * *

Doch wir lenken wieder ein.

Wie viel tauſend kleinere und größere phyſiſche oder moraliſche Zufälle, geheime Begegniſſe, Alterationen, Leidenſchaften, wie oft auch nur Kleidung, Lage, Verhältniß gegen Licht und Schatten, Unbehaglichkeiten von unzähliger Art können Euch ein Geſicht ſo unrichtig zeigen, oder beſſer zu ſagen, können Euch verführen, über die wahre Beſchaffenheit dieſes Geſichtes und ſeines Charakters ein falſches

Urtheil zu fällen; können Euch, o wie leicht! verleiten, das Wesentliche des Charakters zu überſehen und etwas bloß zufälliges zum Hauptgrunde Euerer Beurtheilung zu machen!

„Der weiſeſte Mann ſieht gerade ſo aus, wie ein Dummkopf, wenn er Langeweile hat", ſagt Zimmermann, und er mag Recht haben, wenn er ſein Augenmerk bloß auf die actuelle Lage der beweglichen und muskulöſen Theile ſeines Angeſichtes richtet.

Und wie erſtaunlich können, um aus hundert Beiſpielen ein ſehr gemeines anzuführen, die Blattern ein Geſicht vielleicht auf lebenslang verunſtalten, wie die feinſten, entſcheidendſten Züge verziehen, verwickeln und unkenntlich machen!

Von den Schwierigkeiten, womit die feine Verſtellungskunſt den geübteſten Beobachter umringt, will ich nichts ſagen; ein beſonderes Fragment wird vielleicht ein Wörtchen davon melden.

Aber noch Eins darf nicht verſchwiegen werden.

Der beſte, der ſtärkſte, der philoſophiſchſte Phyſiognomiſt iſt immer Menſch, das heißt hier nicht nur überhaupt: er fehlt, und kann nicht anders, als fehlen, ſondern es heißt: er iſt ein parteiiſcher Menſch, und er ſollte unparteiiſch wie Gott ſein.

Wie ſelten kann er ſich erwehren, Alles, was er anſieht, in einer gewiſſen Beziehung auf ſich ſelbſt, ſeine Lieblingsneigung oder Abneigung anzuſehen und zu beurtheilen. Dunkle Erinnerungen an dieß oder jenes Vergnügen oder Mißvergnügen, welche dieſe oder jene Phyſiognomie durch dieſe oder jene Nebenumſtände und Zufälligkeiten in ſeinem Gemüthe erweckt; Eindrücke, die ein Gegenſtand ſeiner Liebe oder ſeines Haſſes in ſeiner Einbildungskraft zurückgelaſſen haben mag; — wie leicht können dieſe, wie nothwendig müſſen dieſe auf ſeine Beobachtungen und Urtheile Einfluß haben! Und wie viele Schwierigkeiten müſſen daher für die Phyſiognomik erwachſen, ſo lange die Phyſiognomik von Menſchen und nicht von Engeln gelehrt wird!

Alſo wollen wir hier dem Zweifler an der Phyſiognomik ſo viel

gegeben, als er will; aber dennoch hoffen wir, daß ſich in der Folge manche Schwierigkeit auflöſen werde, die Anfangs dem Leſer und vielleicht auch dem Verfaſſer unauflöslich ſcheinen mußte.

Wie kann ich übrigens dieſes Fragment beſchließen, ohne noch die mir ſchwer auf dem Herzen liegende Beſorgniß, wovon ich vielleicht auch ſchon etwas zu verſtehen gegeben habe, abzuladen:

„Daß viele ſchwache und unphiloſophiſche Köpfe, die in ihrem Leben niemals beobachtet haben, niemals beobachten werden, ſich nun vielleicht durch dieſe Schrift auf's Neue veranlaßt und vielleicht gar berechtigt glauben werden, den Phyſiognomiſten zu machen!“ —

O, wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Ihr werdet ſo wenig deßwegen Phyſiognomiſten werden, weil ihr mein Buch leſet, würdet es nicht werden, wenn es auch noch zehn Mal gründlicher und hundert Mal vollſtändiger wäre, ſo wenig ihr, große Maler zu werden, deßwegen hoffen könnet, weil ihr Preislers Zeichnungsbuch copirt und Hagedorn von der Malerei geleſen habt; ſo wenig ihr deßwegen große Aerzte werdet, weil ihr Boerhave gehört, oder große Staatsmänner, weil ihr Grotius und Puffendorf geleſen habt und Montesquieu beinahe auswendig könnet!

Zugabe.

Eine Einwendung berühre ich noch in dieſer Zugabe, wodurch man vermuthlich die Schwierigkeit der Phyſiognomik ſehr vergrößern und die gewiß ſehr oft wiederholt werden wird:

„Jeder Menſch, ſagt man, iſt ſo ſehr von dem andern verſchieden, daß nicht nur kein Geſicht dem andern, ſondern ſelbſt kein Theil desſelben, keine Naſe, kein Ohr, kein Auge dem andern völlig gleich gefunden wird; mithin ſei alle Klaſſifikation unmöglich. Es gibt in den Klaſſen die größte Unbeſtimmtheit, Verworrenheit, Unzuverläſſigkeit. Hiermit iſt's nichts mit der Phyſiognomik.“

Dieſe Einwendung hält man für ſehr wichtig, und wie unbedeu-

tend wird ſie, ſobald man bedenkt, „daß eben dieſelbe Einwendung alle und jede menſchliche Wiſſenſchaften, alles Wißbare betrifft, mithin durch alle andern Wiſſenſchaften ſchon beantwortet iſt.“ — Hat es nicht eben dieſelbe Bewandtniß mit allen und jeden Dingen und mit allen Prädicaten aller Dinge? Iſt nicht jedes Ding, ja jegliches Prädicat eines jeden Dinges von dem andern Dinge, ja von demſelben Prädicate des andern Dinges wieder verſchieden?

Das allerhandgreiflichſte und ſimpelſte Beiſpiel iſt ja die körperliche Größe oder Leibeslänge.

Offenbar iſt kein Menſch genau ſo groß wie der andere.

Wer wird dieß aber nun als eine Einwendung gegen alle brauchbare und wahre Klaſſifikation der Menſchen nach ihrer Größe anſehen? Wer wird z. B. um deßwillen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Eintheilung in die fünf Klaſſen der Zwerge, der Kleinen, der Mittlern, der Großen, der Rieſen läugnen?

Wer hat ſich je aus dieſen Gründen gegen die Arzneiwiſſenſchaft auflehnen dürfen? oder wider die Lehre von der Verſchiedenheit der Krankheiten? Und es verhält ſich ja auch mit den Krankheiten ebenſo, wie mit allen Dingen! Keine einzige in keinem Individuum iſt genau ſo beſchaffen, wie in dem andern. Und wehe dem Arzte, der, ohne ſeine phyſiologiſche oder pathologiſche Phyſiognomik zu brauchen, ich meine, ohne in jedem Falle ſein feines phyſiognomiſches Gefühl zu Rathe zu ziehen, ſeinen Beobachtungsgeiſt walten zu laſſen, jede Krankheit bloß nach der Klaſſe behandelt, ohne ſeine Behandlungsart nach den Modifikationen der Krankheit im gegebenen Patienten zu modificiren. Soll denn aber deßwegen gar keine Klaſſifikation der Krankheiten gemacht werden? Gibt es um deßwillen nicht Krankheiten, die einander ähnlicher ſind, als andere? die hiemit näher zuſammen gehören? mithin in Eine Klaſſe gethan werden? folglich auch klaſſiſche Vorſchriften ihrer Behandlung empfangen mögen? ꝛc.

Ganz recht haben die, und ich fühle die Gerechtigkeit ihrer Klage

tief in der Seele, die da ſagen, daß das Abſtrahiren und Klaſſificiren und das Bauen und Thürmen auf dieſe klaſſificirten und abſtrahirten Begriffe und daraus gefolgten Sätze in allen Wiſſenſchaften den größten Schaden anrichte und den menſchlichen Geiſt hemme und beſchränke, ihn tauſend Mal irre führe, ihn von der unendlich wichtigern Beobachtung der durchaus in Allem und Jedem individuellen Natur der einzigen Quelle aller Wahrheit und der wahren Nahrung alles Genies abführe, weit, weit abführe.

Alles wahr, Alles recht! nur damit nicht alle Abſtraktion, nicht alle Klaſſifikation für unrichtig und unwahr, für ſchädlich ausgeſchrieen! Wer denn auch nicht ſieht, daß die Wahrheit auch hier abermals in der Mitte liegt; wer denn auch nicht ſieht, daß unſer Abſtrahiren und Klaſſificiren, mit aller der Portion unvermeidlichen Nachtheiles, den es mit ſich führen mag, doch hinwiederum das unentbehrlichſte Ding von der Welt iſt und das nützlichſte, dem mag ich es hier nicht beweiſen. Die Materie bedürfte einer eigenen philoſophiſchen Behandlung, in unſerer Zeit beſonders. Nur dieſe einzige, ſchon mit einem Wink angeregte, höchſt wichtige, allgemeine philoſophiſche Anmerkung möchte ich bei dieſer Gelegenheit allen nachdenkenden Leſern wichtig machen:

„Daß eigentlich alle, alle, alle unſere Urtheile nichts als Vergleichungen, nichts als Klaſſifikationen, nichts als Zuſammenhaltung und Vorweiſung der Aehnlichkeit einer unbekanntern Sache mit einer bekanntern ſind.“

So viel iſt alſo doch wenigſtens gewiß und ſonnenklar, daß der Phyſiognomik um kein Härchen eher vorgeworfen werden kann: „Man könne wegen individueller Verſchiedenheit nicht klaſſificiren, nicht abſtrahiren, mithin die Sache gar nicht wiſſenſchaftlich behandeln“ — dieß, ſage ich, kann der Phyſiognomik mit dem geringſten Recht um kein Härchen mehr vorgeworfen werden, als allen andern Wiſſenſchaften in der Welt.

Man vergißt alſo ſehr, zu bedenken, daß, wenn dieſe Einwendung gegründet wäre, oder wenn das in voller Kraft daraus folgte, was man erſt damit ſagen wollte, mit eben denſelben Gründen bewieſen werden könnte: „daß wir nicht mehr den Mund auftun ſollten.“ Ich will mich erklären:

Was iſt alle Sprache anders, woraus beſteht ſie anders, als aus Wörtern, die allgemeine Begriffe bezeichnen? die Eigenthumsnamen der Menſchen, Häuſer, Städte, Plätze, bisweilen auch einiger Thiere, ausgenommen.

Was iſt aber ein jedes Wort, das einen allgemeinen Begriff bezeichnet, anders, als der Name einer Klaſſe von Dingen, oder Eigenſchaften, Beſchaffenheiten, die ſich einander ähnlich ſind und in Manchem noch unähnlich. Tugend und Laſter ſind zwei Klaſſen von Handlungen und Fertigkeiten; iſt aber nicht eine jede ſogenannte tugendhafte Handlung wieder von der andern verſchieden und bis auf den Punkt, wo das Laſter angeht, ſo auf unzählige Weiſe verſchieden, daß dieſe Klaſſifikation ſo oft auch nichts taugt?

„Sie haben ſich Alle ſehr gefreut“! — was iſt nun dieß Freuen wieder anders, als der Name einer Klaſſe von Empfindungen, die in jedem Individuum, in jedem individuellen Zuſtande desſelben Individuums wieder ganz anders modificirt iſt? Ihr habt die Wörter Freude, Munterkeit, Aufgeräumtheit, Luſtigkeit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, frohes Weſen, Entzücken, Wonne, Muthwillen — thut noch zwanzig Wörter hinzu: — wie viele Millionen Nüancen und Grade gehören dazwiſchen hinein! wie viele tauſend Fälle, die unter keine dieſer Klaſſen ganz gehören! Iſt's nicht alſo ſogar mit den Buchſtaben? werden nicht eine Menge Buchſtaben ausgeſprochen, die nicht geſchrieben werden können? die kein Zeichen haben, als die Zeichen ihrer Klaſſe? Soll man denn um dieſer Unvollkommenheit willen entweder für jede individuelle Situation, jede Veränderung, jede Nüance, jeden Hauch, jede Regung

ein eigenes mittheilbares Zeichen haben? ein Wort ſchaffen, das heißt, Gott ſein? oder ſoll man nicht mehr ſprechen, weil alles Reden ein ewiges Klaſſificiren, alles Klaſſificiren aber ein unvollkommenes mangelhaftes Ding iſt?...

Zwölftes Fragment.

Von der Leichtigkeit der Phyſiognomik.

Die geringſte, gemeinſte Kenntniß ſcheint ſchwer, wenn ſie neu iſt, wenn ſie bloß in Worten vorgetragen, bloß ſchriftlich oder mündlich gelehrt wird, ſo lange ſie noch keine praktiſche Erfahrungsſache oder tägliche Uebung iſt. Welche unzählige Schwierigkeiten laſſen ſich gegen Alles in der Welt machen, was dennoch da iſt, was täglich durch Menſchen geſchieht und mit einer Leichtigkeit durch ſie geſchieht, die kaum glaublich ſein würde, wenn ſie nicht eben ſo unläugbar wäre!

Was ließe ſich gegen die Möglichkeit der Schifffahrt auf dem offenen, weiten Weltmeere, was gegen die Möglichkeit einer Taſchenuhr, einer Ringuhr, was gegen unzählige Kunſtwerke, Kunſtſtücke, Kunſtſtreiche ſagen und einwenden, wenn wir nicht täglich Gelegenheit hätten, ſie mit Augen zu ſehen! Welche unzählige Schwierigkeitem laſſen ſich gegen die Arzneiwiſſenſchaft machen! und dennoch iſt es möglich, wo nicht hunderttauſend, doch zehntauſend Schwierigkeiten, die man dagegen machen könnte und gemacht hat, zu überwinden und zu zernichten.

Was man nicht verſucht hat, über deſſen Möglichkeit, Leichtigkeit oder Schwerheit ſoll man nicht zu ſchnell, nicht zu voreilig entſcheiden. Das Leichteſte kann dem ſchwer ſein, der es nicht oft verſucht hat. Wer öftere Verſuche macht, kann ſich das Schwerſte leicht machen.

„Der gemeinſte Gemeinplatz!“ wird man ſagen, und doch be-

ruht darauf der Beweis von der Leichtigkeit, Phyſiognomik zu ſtudiren, und von der intoleranten Seichtigkeit desjenigen Kopfes, der lieber die Möglichkeit dieſer Kunſt beſtreiten, als ihre Wirklichkeit betaſten will.

Du haſt es vielleicht noch nicht verſucht, und kannſt alſo nicht davon reden. Ich habe es verſucht, und kann wenigſtens etwas darüber ſagen; ich, der ich von zwanzig Eigenſchaften, die ich an einem Phyſiognomiſten für nöthig halte, kaum Eine mir beimeſſen kann. Ein äußerſt kurzes Geſicht, durchaus keine Zeit; keine Geduld; keine Feſtigkeit, zu zeichnen; unendlich wenig Weltkenntniß; ein Beruf, der alles eigentliche fortgeſetzte Studium mir unmöglich macht; Mangel an anatomiſcher Kenntniß, Mangel an Sprachreichthum und Sicherheit des Ausdrucks, die nur eine weitläufige, wohlverdaute Lectüre der beſten Schriftſteller, beſonders der epiſchen und dramatiſchen aller Nationen und Zeitalter geben kann: — welche Nachtheile! Und dennoch iſt beinahe kein Tag, der mir nicht alte Beobachtungen beſtätigt oder neue zuführt.

Wer nur die mindeſte Fertigkeit hat, zu beobachten und zu vergleichen, wer nur einmal auf einem Wege iſt, den die Natur ſelbſt ihm vorzeichnet, der wird, wenn ihm auch noch mehrere Kenntniſſe fehlen ſollten, als mir, jeden Tag, mitten unter alle dem Heere von Schwierigkeiten, womit er ſich freilich unaufhörlich umringt ſehen wird, dennoch ſehr leicht einige Schritte weiter gehen können.

Die Menſchen ſind doch immer vor unſern Augen, auch in der kleinſten Reichsſtadt ein ſteter Ab- und Zufluß von unzähligen; — Menſchen des verſchiedenſten, des entgegengeſetzteſten Charakters; unter dieſen viele, deren Charaktere uns, ohne Rückſicht auf die Phyſiognomie, bekannt ſind, von denen wir gewiß wiſſen, ſie ſind gütig, ſind hart, ſind leichtſinnig, ſind argwöhniſch, ſind verſtändig, ſind dumm, ſind mittelmäßig, ſind ſchwach; Menſchen, deren Geſichter eben ſo verſchieden ſind, als ihre Charaktere, und deren Geſichtsverſchieden-

heiten ſich eben ſo wohl beſtimmen, angeben, beſchreiben oder zeichnen laſſen, als die Verſchiedenheit ihrer uns ſonſt bekannten Charaktere ſich angeben und beſtimmen läßt.

Täglich erfahren wir die Menſchen in der Nähe; ihre Angelegenheiten verweben und ſtoßen ſich mit den unſrigen. Wie ſie immer ſich verſtellen mögen: die Leidenſchaft ſtößt ihnen nur allzu oft die Larve vom Geſicht und zeigt uns, wenigſtens blitzweiſe, ihre wahre Geſtalt oder doch eine Seite derſelben.

Und dann, ſollte die Natur ihre Sprache dem Ohr und Auge des Menſchen ſo ganz unverſtändlich oder ſo gar ſchwer gemacht haben? ihm Aug' und Ohr, Gefühl, Nerven, innern Sinn gegeben haben und ſelbſt die Sprache der Oberflächen ihm ſo unverſtehbar, ſo kaum erforſchbar gemacht haben? Sie, die die Töne für das Ohr, das Ohr für die Töne gemacht hat, ſie, die den Menſchen ſo bald ſprechen und die Sprache verſtehen lehrt, ſie, die Licht für's Auge und das Auge für das Licht ſchuf, ſollte unzählig verſchiedene Geſtalten und Ausdrücke unſichtbarer Anlagen, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gebildet haben, dem Menſchen Sinn und Trieb und Gefühl, die ſich offenbar darauf beziehen, gegeben, und bei allen dieſen ihren mächtigen Reizungen, es ihm unmöglich gemacht haben, ſeinen Wiſſensdurſt auch in dieſer Abſicht zu befriedigen? Sie, die dem Menſchen wohl noch tiefere und doch weniger brauchbare, der Geſellſchaft viel gleichgültigere Geheimniſſe darbot und ſeinem forſchenden Blicke aufſchloß, ſie, die ihm Wege zeigte, die Bahn der Kometen auszuſpähen und ihre Krümmung zu meſſen, ſie, die dem Menſchen das Fernglas in die Hände gab, die Trabanten der Planeten auszuſpüren, und Verſtand in ſeine Stirne, die Finſterniſſe derſelben auf Jahrhunderte zu berechnen, — dieſe zärtliche Mutter ſollte es ihren Kindern, ihren Wahrheit ſuchenden Schülern, den edlen, menſchenfreundlichen Seelen, die ſich ſo gerne der Herrlichkeit des Allherrlichen in ſeinem Meiſterſtücke freuen möchten, ſo ſchwer

machen, in dem immer offenen, immer nahen Antlitze des Menſchen zu leſen? des Menſchen, des ſchönſten aller ihrer Werke, des Menſchen, dieſes Inbegriffs aller Dinge, dieſes Spiegels der Gottheit, dieſes Wiederſcheines von Himmel und Erde, des Menſchen, der uns in allen Abſichten das Wichtigſte und in ſo mancher Abſicht unſer Bruder iſt?

O, Menſch mit geſundem Verſtande, kannſt du ſolches glauben? dieſes der beſten, der zärtlichſten aller Mütter zutrauen? O, Menſch, dir ſollte Alles leicht werden können, was du entbehren kannſt, und nur das ſchwer bleiben, was dir am nächſten und wichtigſten iſt?

O, erwache, die dir tauſendfach begegnende Menſchheit anzuſchauen! Du kannſt hier unendlich Vieles lernen! Entſchütte dich deiner Trägheit! Komm' und ſiehe! Du kannſt dir das Schwerſte leicht machen, wenn es dir wichtig wird und wenn du Muth haſt!

Fühle das Bedürfniß ſicherer Menſchenkenntniß und glaube, daß ein großer Theil dieſes Bedürfniſſes befriedigt werden könne; durch dieſes doppelte Gefühl wirſt du dir das Schwerſte leicht machen.

Das große Geheimniß, ſich Alles leicht zu machen, beſteht in der Analyſirung (Zergliederung) der Dinge. Nimm Eines nach dem Andern vor dich und fange beim Leichteſten an, am Ende wirſt du Wunder gethan haben. Die höchſte Stufe, wenn ſie je erreicht werden kann, kann es auf keine andere Weiſe, als wenn du erſt die unterſte, ſodann die zweite und dritte zu betreten anfängſt und beſonders keine überſpringen willſt.

Welche Wiſſenſchaft, ſo ſehr ſie mit Schwierigkeiten umgeben geweſen ſein mag (und welche war es nicht?), welche hat in dem menſchlichen Beobachten, Nachdenken und Fleiß nicht mächtige Erleichterung und Aufheiterung gefunden?

Wenn ich von der Methode rede, wie vielleicht die Phyſiognomik ſtudirt werden ſollte, ſo wird der nachdenkende Leſer urtheilen können, ob es ſo gar ſchwer und unmöglich ſei, in dieſem Studium

Land zu gewinnen und festen Fuß zu setzen, wie so Viele aus so ganz verschiedenen Gründen behaupten wollen.

Dreizehntes Fragment.

Vom Nutzen der Physiognomik.

Ob deutlichere, bestimmtere, richtigere, ausgedehntere, hiemit vollkommnere Menschenkenntniß an sich nützlich sei oder nicht, ob hiemit auch die Kenntniß innerer Eigenschaften aus äußerlicher Bildung und Zügen Nutzen haben könne oder nicht, das ist eine Frage, deren Beantwortung in diesen Fragmenten eine der ersten Stellen verdient. Wäre die Antwort auf dieselbe bei mir nicht vor allem Andern die ausgemachteste Sache gewesen, diese Fragmente würden wohl niemals das Licht der Welt erblickt haben. Es ist aber auch eine Frage, die für mich nicht schwer zu beantworten war und es mir auch nicht für Andere scheint.

Für's Erste gehört sie unter die allgemeinere Frage, ob überhaupt Kenntnisse und ihre Vermehrung und Verbesserung den Menschen nützen? Mich dünkt, jedem uneingenommenen Menschen sollte es zum Voraus lebhaft ahnen, wie diese Frage zu beantworten ist. Man muß in der That die Natur des Menschen und der Dinge oder das Verhältniß der menschlichen Glückseligkeit zu seinen Kräften und Trieben, das so sehr in die Augen springt, ganz verkennen; man muß durch sehr einseitige Urtheile sehr geblendet sein, wenn man nicht einsieht, daß der proportionirte Gebrauch jeder Kraft und die proportionirte Befriedigung jedes Triebes, die im Menschen liegen, gut, nützlich, zur menschlichen Wohlfahrt unentbehrlich sei. So gewiß der Mensch körperliche Kräfte und einen Trieb hat, zu wirken, zu schaffen, seine Kräfte zu brauchen, so gewiß ist es gut, ist es nützlich, daß er seine körperlichen Kräfte brauche. So gewiß er

Fähigkeit und Kraft zum Lieben hat und Trieb zum Lieben, so gewiß ist es gut, ist es nützlich, daß er liebe. Und eben so nun auch: so gewiß der Mensch Erkenntniß, Vermögen und Wißtrieb hat, so gewiß ist es gut, nützlich, nothwendig, daß er in gehörigem Maße auch diesen Trieb befriedige, auch diese Kraft brauche. Wie gekünstelt kommen alle Beweise heraus, daß die Wissenschaften, daß Kenntnisse dem Menschen mehr schädlich seien und ein Zustand der Unwissenheit dem allem vorzuziehen sei!

Ich kann es und muß es an diesem Orte voraussetzen, daß Physiognomik für's Erste wenigstens den Anspruch auf innere Nutzbarkeit habe, den man vernünftiger Weise allen menschlichen Wissenschaften und Kenntnissen überhaupt zugestehen muß.

Welch' ein Vorzug der Wichtigkeit und Nutzbarkeit ist nun aber billig der Menschenkenntniß von jeher gegeben worden! Was geht den Menschen mehr an, als der Mensch? Welche Kenntniß kann mehrern Einfluß auf seine Wohlfahrt haben, als die Kenntniß seiner selbst? Physiognomik ist es also auch da wieder, die sich dieß besondere Verdienst von Nutzbarkeit zueignen darf.

Noch mehr: Von Allem dem, was sich immer vom Menschen wissen läßt, von Allem, was sich immer über ihn, und zwar über seinen Geist, raisonniren läßt, ist das, was aus Zeichen, die in die Sinne fallen, erkannt wird, was hiemit Erfahrungserkenntniß gibt, immer das Zuverlässigste und Brauchbarste, und der Nutzen desselben hiemit um so viel sicherer. Welcher Philosoph wird nicht den empirischen Theil der Psychologie allem Uebrigen vorziehen?

Als Kenntniß überhaupt, als Menschenkenntniß demnach und endlich als empirische Menschenkenntniß hat auch schon ohne Weiteres die Physiognomik das dreifache Verdienst der Nutzbarkeit.

Wer sich nun noch eigentlicher von dem Nutzen der Physiognomik überzeugen will, der lasse sich einen Augenblick sein, daß alle, auch die undeutlichen physiognomischen Kenntnisse, aller physiogno-

mische Sinn aus der Welt heraus gehoben würden; welche Verwirrung, welche Unzuverlässigkeit und Unsicherheit, welche Ungereimtheit würden nicht in tausend und Millionen menschlicher Handlungen entstehen! Was ist die ewige Unsicherheit im Handeln für eine immerwährende Plage und ein schreckliches Hinderniß in Allem, was wir unmittelbar mit den Menschen zu thun haben! und wie unendlich würde alsdann die Sicherheit, die auf einer Summe angeblicher oder bloß confus gedachter, deutlich bemerkter oder bloß empfundener Wahrscheinlichkeiten beruht, geschwächt! wie viele Millionen Handlungen und Unternehmungen, die die Ehre der Menschheit sind, würden unterlassen werden!

Der Umgang mit den Menschen ist ja das Erste, was uns in der Welt aufstößt; der Mensch ist berufen, mit Menschen umzugehen. Kenntniß des Menschen ist ja die Seele des Umganges, das was den Umgang lebendig, angenehm und nützlich macht; Kenntniß des Menschen ist etwas, das bis auf einen gewissen Grad einem jeden Menschen schlechterdings unentbehrlich ist. Wie nun aber den Menschen leichter, besser, sicherer kennen lernen, als durch Physiognomik (im weitern Sinne des Wortes), da man sie in so vielen tausend und tausend Fällen nicht aus den Handlungen kennen lernen kann?

Man bedenke nur, wie mancherlei Eigenschaften eines Menschen ich in so manchen Fällen, wo ich etwas mit ihm zu thun habe, wo ich ihn zu etwas brauchen, ihm etwas auftragen ꝛc. soll, kennen muß. Mit den unbestimmten Wörtern gut und böse, verständig oder schwach — wie wenig ist noch mit diesen gesagt, wenn es darum zu thun ist, einen Menschen zu kennen!

Du sagst, das ist ein guter und verständiger Mensch, allein ich habe den Menschen noch nie gesehen. Wie wenig weiß ich noch mit diesen zwei Prädicaten, und was wollen die sagen bei den Millionen Arten und Graden der Güte und den Millionen Arten und Graden des Verstandes, welche meinst du? — Ja, wenn du mir noch so

viel Prädicate von ihm herzählst — die Wörter alle, wie unbestimmt ist ihr Sinn und Grad? wie unsicher bin ich bei deiner Beobachtung, deiner Art, zu schließen u. s. f. — Hingegen: ich sehe den Menschen, sehe ihn in seinen Bewegungen und Geberden, höre ihn reden — welche Bestimmtheit für mich bekommen plötzlich alle die Prädicate, die du mir von ihm hersagtest; wie schnell modificiren und bekräftigen sie sich mir, oder widerlegen deine Urtheile, oder setzen mich in Zweifel! Und wie Vieles weiß ich, fühl' ich von diesem Menschen, seitdem ich ihn gesehen habe, wie viele Convenienzen oder Inconvenienzen an ihm, die du mir nicht beschrieben hast, nicht hättest beschreiben können, anders, als eben auch wieder aus seinem Aeußerlichen, als Physiognomist hiemit, und so beweisest du also gleich wiederum den Nutzen der Physiognomik! — Ich hoffe, ihr seht, fühlet doch etwas von dem unaussprechlichen Werthe der Physiognomik!

Laßt nun den Physiognomisten Beobachtungen machen, Mannigfaltigkeiten und Erfahrungen, feinere Unterschiede bemerken, Kennzeichen angeben, immer neue Wörter zu neuen Bemerkungen machen, allgemeinere Sätze abstrahiren, physiognomische Wissenschaft, Sprache und Sinn vermehren, verfeinern und vervollkommnen, so steigt und wächst also auch mit diesem die Brauchbarkeit und der Nutzen der Physiognomik.

Man denke sich in die Sphären eines Staatsmannes, Seelsorgers, Predigers, Hofmeisters, Arztes, Kaufmannes, Freundes, Hausvaters, Ehegenossen hinein, und schnell wird man empfinden, wie mannigfaltigen, wichtigen Gebrauch Jeder in seiner Sphäre von physiognomischen Kenntnissen machen kann. Man könnte für jeden dieser Stände eine besondere Physiognomik schreiben.[1] (Von dem

1 In Strykii dissertationibus iuridicis findet sich eine de Physiognomia, die verschiedenes Lesenswürdiges enthält, obgleich sie sehr mangelhaft ist. Es ist die XIII., S. 461. T. V.

Charakter des Phyſiognomiſten und von den Behutſamkeiten im Urtheilen werden wir auch noch zu reden Gelegenheit haben, und ich muß meine Leſer zum Voraus bitten, die Fragmente über dieſe Stücke mit doppelter Aufmerkſamkeit zu leſen und durchzudenken.)

* * *

Ferner: Man muß, wenn man von dem Nutzen der Phyſiognomik redet, nie bloß auf das ſehen, was im ſtrengen Sinne wiſſenſchaftlich heißen kann, und was in dieſer Abſicht geleiſtet wird, vielmehr muß man dieſes in Verbindung mit einer unmittelbaren Folge betrachten, die alle öffentlichen Beiträge zur Phyſiognomik ohne Zweifel haben, ich meine die Erweckung und Veranlaſſung zur Verfeinerung der Beobachtung und des phyſiognomiſchen Sinnes.

Wenn nun aber dieſer phyſiognomiſche Sinn je mit der Empfindung des Schönen und Häßlichen, mit Gefühl der Vollkommenheit und Unvollkommenheit gepaart geht (und welcher wohldenkende phyſiognomiſche Schriftſteller wird nicht immer beide zugleich üben und reizen wollen?), welchen wichtigen, ausgebreiteten Nutzen kann nicht da die Phyſiognomik haben! Wie erhebt ſich meine Bruſt bei der Ahnung, daß ſo viel Gefühl für das Edle und Schöne, ſo viel Abſcheu vor dem Niedrigen und Unedeln erweckt wird, daß ſo viele Reize zum Guten auf jeden Menſchen, der ſein Auge phyſiognomiſch übt, wirken müſſen; daß der Menſch, der nunmehr im Anſchauen und unmittelbaren Gefühle von der Schönheit der Tugend und Häßlichkeit des Laſters wandelt, ſo mächtig, ſo ſanft, ſo mannigfaltig und unaufhörlich angereizt wird und erweckt zu Vervollkommnung ſeiner Natur!

* * *

Die Phyſiognomik iſt eine Quelle der feinſten und erhabenſten Empfindungen; ein neues Auge, die tauſendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken, um den anbetenswür-

digen Urheber der menschlichen Natur, der so unaussprechlich viel Wahrheit und Harmonie in dieselbe gelegt hat, in neuen Liebenswürdigkeiten zu erblicken. Wo das stumpfe, das ungeübte Auge des Unaufmerksamen nichts vermuthet, da entdeckt das geübte des Gesichtkenners unerschöpfliche Quellen des geistigsten, sittlichsten und zärtlichsten Vergnügens. Nur er versteht die schönste, beredteste, richtigste, unwillkürlichste und bedeutungsvollste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellectuellen Genies, die Natursprache der Weisheit und Tugend. Er versteht sie im Gesichte derjenigen, die selbst nicht wissen, daß sie dieselbe sprechen. Er kennt die Tugend, so versteckt sie immer sein mag. Mit geheimer Entzückung durchdringt der menschenfreundliche Physiognomist das Innere eines Menschen, und erblickt da die erhabensten Anlagen, die sich vielleicht erst in der zukünftigen Welt entwickeln werden. Er trennt das Feste in dem Charakter von dem Habituellen, das Habituelle von dem Zufälligen. Mithin beurtheilt er den Menschen richtiger: er beurtheilt ihn bloß nach sich selbst.

Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben, das ich so oft, das ich beinahe täglich empfinde, wenn ich unter einem Haufen unbekannter Menschen Gesichter erblicke, die, wenn ich so sagen darf, das Siegel Gottes auf ihrer Stirne tragen! wenn ein Fremder in mein Zimmer tritt, dessen Gesicht mich durch seine leuchtende Redlichkeit, seinen triumphirenden Verstand sogleich ergreift! — Wie da Menschenseligkeit gefühlt, Sinn und Geist und Herz aufgeschlossen, wie da Kraft gegen Kraft rege wird! Wie da die Seele emporgetragen, begeistert, um einige Stufen höher geführt wird! — O, du Menschen durch Menschen segnender Gott! — In einer solchen Stunde sollte ich vom Nutzen der Physiognomik schreiben!

Die Physiognomik reißt Herzen zu Herzen; sie allein stiftet die dauerhaftesten, die göttlichsten Freundschaften. Auf keinem unumstößlicheren Grunde, keinem festern Felsen kann die Freundschaft

ruhen, als auf der Wölbung einer Stirne, dem Rücken einer Naſe, dem Umriß eines Mundes, dem Blicke eines Auges! —

Die Phyſiognomik iſt die Seele aller Klugheit. Indem ſie das Vergnügen des Umgangs über den Ausdruck erhöhet, ſagt ſie zugleich dem Herzen, wo es reden und ſchweigen, warnen und ermuntern, tröſten und ſtrafen ſoll.

* * *

Furchtbar iſt die Phyſiognomik dem Laſter! Laßt phyſiognomiſchen Sinn erwachen und wirken in den Menſchen, und da ſtehen ſie gebrandmarkt die Kammern und Conſiſtorien und Klöſter und Kirchen voll heuchleriſcher Tyrannei, Geizhälſe, Schmeerbäuche und Schälke u. ſ. f., die unter der Larve der Religion ihre Schande und Vergifter der menſchlichen Wohlfahrt waren.

Abfallen, wie welkes Herbſtlaub, wird alle Ehrfurcht, Hochachtung und Zuneigung, die das betrogene Volk zu ihnen hatte. Man wird empfinden lernen, daß es Läſterung ſei, ſolche bedauernswürdige Figuren für Heilige, für Säulen der Kirche und des Staates, für Menſchenfreunde und Religionslehrer zu halten.

* * *

Indem ich dieſes ſchreibe, erhalte ich einen Theil meines Manuſcriptes aus den Händen des Cenſors zurück. Dieſer überaus ſcharfſichtige Mann hat die Gütigkeit, ſich unter ſeine Würde gegen mich herabzulaſſen und mir einige ſehr feine Einwendungen und wichtige Anmerkungen mitzutheilen, die ich mit ſeiner Erlaubniß, an gehörigen Orten größtentheils anzuführen mir die Freiheit nehmen werde. Unter dieſen Anmerkungen befindet ſich eine, die gerade hieher gehört: „Wenn es möglich wäre“, ſagt dieſer eben ſo kluge, als philoſophiſche Kopf, „dieſe Wiſſenſchaft zu ihrer Evidenz und Stärke durchzuführen, ſo würde ich einen erſtaunlichen Nutzen daraus prophezeien. Ich ſage von dem erhabenen Nutzen nichts, von welchem Sie reden. Ich vermuthe, es würde ein thätiges Mittel ſein, das Laſter aus-

zurotten oder doch einzuſchränken und zu vermindern. Wenn wir einmal die Charakteriſtik kennten, einmal den überwiegenden moraliſchen Hang eines Menſchen in ſeinen Geſichtszügen eingeprägt ſehen könnten; ja, wenn es unter das gemeine Volk käme, daß man das Laſter im Geſicht erkennen könne, daß in jeder Stadt nur zwei Perſonen, nur zwei Gelehrte ſeien, die dieſes können: — wie ſehr würde das Laſter erſchrecken! Auch der determinirte Böſewicht will nicht laſterhaft ſcheinen, zum wenigſten nicht heißen. Wie viele, bloß zufällig, bloß aus Unbedachtſamkeit und Leichtſinn Laſterhafte, die ſich vor Gott und den Ideen von Gott nicht ſcheuen, würden ſich vor dem Auge des Beobachters ſcheuen, würden in ſich ſelbſt gehen, ihre Unarten beſiegen, um mit einem tugendhaften Geſichte zu erſcheinen!"

Es wäre bloß vom Nutzen der Phyſiognomik ein ganzes großes Buch zu ſchreiben, eine Menge Bücher. Der gewiſſeſte, aber geringſte Nutzen iſt für die Maler, deren ganze Kunſt nichts iſt, wenn ſie nicht Phyſiognomik iſt; und der größte iſt die Bildung, Leitung und Beſſerung der menſchlichen Herzen. Ich werde häufige Gelegenheit haben, einzelne Anmerkungen anzubringen, die dieſen Nutzen fühlbar genug machen werden. So viel will ich nur noch zum Beſchluß dieſes, ach, wie unvollkommenen Fragmentes ſagen, was ich zum Theil auch ſchon habe ſagen müſſen: „Das Bißchen phyſiognomiſche Kenntniß, daß ich mir erworben, und die Erweiterung meines phyſiognomiſchen Gefühls iſt mir nicht nur täglich unbeſchreiblich nützlich, ſondern ich darf ſagen, beinahe unentbehrlich, und ich darf, aus Furcht vor dem Vorwurfe des Enthuſiasmus, den man jedem Liebhaber einer Sache ſogleich zu machen pflegt, nicht den zehnten Theil von dem Nutzen bekannt machen, den ich für meine Perſon theils daraus geſchöpft habe, theils für mich und andere Menſchen daraus zu ſchöpfen mir noch verſprechen darf, und deſſen Ueberdenkung allein mich nicht nur unter der Laſt dieſer

gleichſam verſtohlener Weiſe erfochtenen Arbeit unterſtützt, ſondern auch oft Freudenthränen entlockt."

Vierzehntes Fragment.

Vom Schaden der Phyſiognomik.

„O du, der du ſonſt ein Freund der Religion und der Tugend biſt, was machſt du da?" höre ich mir eine redliche Seele entgegenrufen. „O, wie viel Unheil wirſt du ſtiften mit deiner Phyſiognomik! Du willſt den Menſchen die unſelige Kunſt lehren, ſeinen Bruder auch aus jeder zweideutigen Miene zu richten? Des Splitterrichtens, der Tadelſucht, des Auflauerns auf Anderer Mißtritte ſoll noch nicht genug ſein? Du willſt die Menſchen auch noch lehren auflauern auf des Herzens Geheimniſſe, die tiefſten Fehler, auf jeden Mißtritt der Gedanken? — Sieh' von nun an, mit ſcharfem Blick, mit bewaffnetem Auge, überall nur Beobachter! nur Phyſiognomienbeobachter in Geſellſchaften, bei Leichenbegängniſſen, in der Kirche! wo ſie hinkommen, dieſe Beobachter, ſie hören nichts mehr, empfinden nichts, nehmen an nichts Antheil; ſie beobachten nur Phyſiognomieen, belauſchen nur Herzen! Dieſe alle haſt du, hat dein Werk entzündet, und es flammt und wüthet in ihnen das unreine Feuer der Richter- und Tadelſucht und verzehrt jeden Reſt von Tugend und Menſchenliebe in ihrem Herzen!"

„O, du ſprichſt von dem Nutzen deiner Phyſiognomik, daß du die Menſchen Schönheit des Ausdruckes der Tugend und der Häßlichkeit des Laſters erkennen und fühlen lehrſt, und ſie ſo zur Tugend reizeſt! ſie mit Abſcheu vor dem Laſter auch durch das Gefühl ſeiner äußerlichen Häßlichkeit erfülleſt! Dieß käme alſo, genauer betrachtet, auf das hinaus, daß der Menſch ſoll lernen, gut werden, damit er gut ſcheine! daß das ſo ſchon eitle Geſchöpf, das gern immer nur

„um Lob handelt, gern immer nur scheint, was es sein sollte, noch eitler werde! nicht nur mit jeder That und jedem Wort, sondern selbst noch mit Mienen, jeglicher Miene, um Hochachtung und Liebe und Lob der Menschen buhle! Statt diese nur allzumächtige Triebfeder menschlicher Handlungen zu schwächen und eine bessere zu stärken; statt den Menschen in sich zu weisen, sein Inwendiges zu bessern, ihn zu lehren in Stille gut sein und unschuldig, ohne über den schönen Ausdruck des Guten, des Häßlichen, des Bösen mit ihm zu raisonniren!"

Ich bin schwer angeklagt und die Klage hat großen Schein der Wahrheit. Aber wie leicht ist mir die Vertheidigung, wie angenehm gegen Jeden, der diese Klage aus menschenliebendem Kummer hervorbringt, und nicht aus Sentimentsprahlerei!

Die Klage ist gedoppelt: „Ich befördere die Menschenrichterei und die Eitelkeit; ich lehre den Menschen mehr richten und tadeln, und ich mache ihn eitel und scheingut!"

Ich will auf jede antworten, und es denke ja Niemand, daß ich das, was Wahres an diesen Vorwürfen sein mag, mir selbst nicht schon oft gesagt, nicht sehr oft in aller Stärke gefühlt habe.

Der erste Vorwurf betrifft einen zu erwartenden möglichen Mißbrauch dieser Wissenschaft.

Freilich kann eine gute Sache nicht gemißbraucht werden, bis sie da ist, und wenn sie da ist, so fängt sie an, diesen Schaden zu stiften, weil sie unschuldiger Weise von nun an Gelegenheit gibt, gemißbraucht zu werden. Deßwegen nun sollte eine gute Sache nicht sein?

Alle wehmüthige Klage über den möglichen, sehr wahrscheinlichen und, wenn man will, unvermeidlichen Mißbrauch dieser Sache hat am Ende doch nur ihr bestimmtes Gewicht; denn wer billig sein will, läßt sich durch kein Declamiren über den Schaden allein einnehmen.

Er wiegt den Nutzen dagegen, und wenn das Uebergewicht des-

selben augenscheinlich ist, so beruhigt er sich und sucht den Schaden so gut wie möglich abzuwenden und zu vermindern.

Wer kann diese heldenmüthige Standhaftigkeit bei etwas Gutem, das auch Böses mit sich führt, besser in uns nähren, wer uns mehr heilen von jener kleinmüthigen Aengstlichkeit, die sich durch jede unvermeidliche böse Nebenfolge vom Guten abschrecken läßt, als der große Unternehmer und Stifter des größten Guten, der, bei aller seiner zärtlichen Menschlichkeit, bei aller seiner Geräusch hassenden Friedfertigkeit, so kühn sprach:

„Ich bin nicht gekommen, Friede auf Erden zu senden, sondern das Schwert!"

Leid um jede schlimme Folge seines Thuns ist es ihm gewesen, aber ruhig war er doch bei Allem, was an sich gut war, was überwiegend gut in seinen Folgen sein mußte.

Leid will ich es mir sein lassen um jede beiläufige schlimme Folge dieses Buches, aber ruhig will ich sein bei dem großen Uebergewichte des Guten, das es wirken wird. Ich sehe sie deutlich und bestimmt voraus, ich verberge sie mir nicht, alle die schädlichen Wirkungen, die unfehlbar oder doch sehr wahrscheinlich, besonders in den ersten Monaten oder Jahren, und bei denen, welche sich mit den **leves gustus** in göttlichem und menschlichem Wissen begnügen, durch diese Schrift werden veranlaßt werden; ich vergegenwärtige sie mir so sehr wie möglich, um mich beständig im mächtigen Triebe zu erhalten, alle meine Kräfte aufzubieten, es so unschädlich, es so nützlich wie möglich zu machen. Diese beständige Vergegenwärtigung aller schlimmen Wirkungen, die es, wie jede gute, jede rein göttliche Sache sogar, haben muß, ist indessen nicht vermögend, mich muthlos zu machen, da ich bei jedem Fortschritte meiner Arbeit in der Ueberzeugung fester werde, „daß ich etwas Gutes schaffe, und daß jeder, jeder Mensch, der mich mit einiger Aufmerksamkeit liest und nicht das verdorbenste Herz hat, eher besser, als schlimmer, werden muß!"

Dieß überhaupt, und nun noch nähere Antwort auf den erſten Vorwurf.

I.

1) Ich lehre nicht eine ſchwarze Kunſt, ein Arkanum, das ich hätte für mich behalten mögen, das tauſend Mal ſchadet und ein Mal nützt, und eben darum ein ſo ſelten entdeckbares Arkanum iſt. Ich lehre nur, oder lieber: ich theile Empfindungen, Beobachtungen und Schlußfolgen mit, in einer Kenntniß oder Wiſſenſchaft, die die allgemeinſte, die alleroffenſte, die das Loos und Theil jedes Menſchen iſt.

Man vergeſſe ja nie, daß äußerer Ausdruck ja eben deßwegen da iſt, daß das Innere daraus erkannt werde! Man vergeſſe ja nicht, daß der Menſch gar nichts mehr wiſſen müßte, noch dürfte, wenn er nicht aus Aeußerem Inneres ſollte erkennen lernen? Man vergeſſe ja nicht, daß jeder, jeder Menſch, wer er auch ſei, mit einem gewiſſen Grade des phyſiognomiſchen Sinnes geboren ſei, ſo gewiß Jeder, der keine Mißgeburt iſt, zwei Augen im Kopfe hat. Man vergeſſe ja nicht, daß immer und immer, in allen Zuſammenkünften, in allem Verkehr und Umgang der Menſchen mit einander phyſiognomiſch, nach dunklen Gefühlen oder klaren Bemerkungen phyſiognomiſch geurtheilt werde! daß alſo bekanntlich, wenn auch phyſiognomiſche Wiſſenſchaft niemals in ein Syſtem gebracht würde, faſt ein Jeder, nach dem Maße, daß er mit vielen und mancherlei Menſchen im Verkehr ſteht, ſich auf ſeine Menſchenkenntniß aus dem erſten Anblick wirklich etwas zu gute thun würde und es längſtens gethan hat, ehe ich dieſen Verſuch wagte. Ob es nun hierin ſo viel ſchaden könne, wenn man die Menſchen, anſtatt dunkler, etwas klarer und deutlicher urtheilen lehrt; anſtatt ſie mit grobem Gefühl unrichtig und verworren urtheilen zu laſſen, ſie mit verfeinertem Gefühl richtig urtheilen lehrt; anſtatt ſie derb hineintappen und mit phyſiogno-

mischen Urtheilen um sich hauen zu lassen, sie durch das Beispiel erfahrner Physiognomisten und durch Regeln der Klugheit und Behutsamkeit und durch die erhobene Stimme der Menschenliebe, wo sie Böses zu sehen vermeint, mißtrauisch in ihre Physiognomik und behutsam im Urtheilen zu machen strebt; ob dieß alles so sehr schaden könne, laß ich Jedem zu beurtheilen über.

Das sage ich laut und feierlich auch bei dieser Gelegenheit: „Wer aller meiner Warnungen nicht achtet; nicht achtet aller angeführten Gründe und Beispiele von der leichten Möglichkeit, sich noch zu irren; nicht achtet alles dringenden Zurufs der Menschenfreundlichkeit — und hingeht und wie mit einem Messer in der Hand umher wüthet und seiner Brüder Redlichkeit und guten Namen damit ermordet, der thue es auf seinen Kopf, und meine Seele sei rein von seiner Schuld, wenn einst alles Böse an's Licht kommen und seine Strafe empfangen wird, und unter Allem die schärfste das unbrüderliche Richten."

2) Ich glaube, behaupten zu dürfen, daß sehr wenige Menschen um deßwillen von Neuem anfangen werden, andere Menschen unbrüderlich zu belauern, zu beobachten und zu richten, die es sonst nicht gethan haben.

Leider, auch ohne daß die Physiognomik Anlaß dazu gibt, wissen Viele ihren Geist und ihr Herz, für sich allein und im Umgange, mit nichts Anderem zu nähren und zu unterhalten, als mit Beurtheilung Anderer und was Andere thun und lassen, was Andern begegnet und warum es ihnen begegnet, was sie seien und nicht seien, was sie im Schilde führen und was von ihnen zu erwarten stehe, was ihr Charakter, ihr Herz werth sei u. s. f. -- Ja das alles wird beobachtet, belauert, erzählt, gewogen, beurtheilt, behauptet, herumgeträscht von solchen Leuten.

Und was ist's denn, was in tausend Fällen das Fundament der kühnsten und entscheidendsten Urtheile über den Geist und vornehmlich über das Herz und den Charakter eines Menschen abgibt? Eine

Handlung, ein Wort, eine Anekdote, die herumgeboten wird, vielleicht etliche Handlungen, etliche Anekdötchen, die aber ganz gewiß wahr sein sollen. Nun, wir wollen es sein lassen, wollen sehen, was denn das für ein sicheres Fundament der Beurtheilung der Charakter sei!

„Diese schlimme Handlung, und hier eine unrechte, und dort eine zweideutige!“ sagt ihr. Nun gut; aber ist sie auch pünktlich erzählt? Wie schwer ist dieß! und in welchen Umständen allen? in welcher Verbindung? mit welchen dabei vorgegangenen Gemüthsbewegungen? mit welchen dabei erregten Trieben und Empfindungen? „Das wissen wir freilich nicht alles so genau.“ Das glaube ich wahrlich! ihr wißt das eben nicht alles so genau! und das soll nun das sichere Fundament der Beurtheilung — des entscheidenden Urtheils über den Charakter, über das Herz eines Menschen sein? —

O, wie lobe ich mir da das weit sicherere Fundament der Beurtheilung eines Menschen, die Physiognomie seines Angesichtes, seiner ganzen Gestalt und Geberden, als einige Handlungen außer ihrem Zusammenhange mit allen Umständen heraus geschnitten!

Ich höre, K . . . . ist ein hitziger, jähzorniger Mann. Woher weiß man das? Aus Handlungen. Gut; ich bekomme ihn zu sehen und erstaune über den Ausdruck der Sanftmuth und des bescheidenen Wesens, den ich in seinem Angesicht und seinem ganzen Wesen erblicke. Ich sehe in ihm einen sanften, aber geistreichen Mann, der allenfalls zürnen kann (wer es nicht kann, ist kein Mann; wer es nicht kann, dessen Sanftmuth ist keine ächte Tugend); ich sehe ihn — aber gar nicht den hitzigen, den jähzornigen Cholerikus. Nun ruhe ich nicht, bis ich die Anekdoten, die ihn als einen hitzigen Mann taxirten, bis auf den Grund weiß. Und siehe da! der Mann hat sich einige Male in unbescheidenen Ausdrücken vergangen; und warum? Ach, ein stolzer vornehmer Herr reizte ihn durch die ungerechteste Zumuthung!

Ein Anderer; er soll sehr große Einkünfte haben; und dennoch

seine Tafel, sein Hausgeräthe und seine Kleider, wie eingeschränkt! Diese Mäßigkeit gefällt mir; ich lobe sie und gleich fährt man zu: „Was Sie sagen! Sie sind an den Rechten gekommen! Der Knicker mag sich das Essen kaum gönnen!“ Ich zucke die Achseln und denke und sage: „Dieß weiß ich mit dem edeln gütigen Wesen seines Angesichtes, der offenen Natürlichkeit seines Betragens nicht zusammenzureimen.“ Und nach kurzer Zeit werde ich inne, daß dieser Edle, den die ganze Stadt für einen Knicker ausschreit, alles Mögliche aufhebt und seinem angesehenen, aber ehemals verschwenderischen Vater zusendet, um ihn von einer drückenden Schuldenlast zu befreien!

„Dieser Jude hat nicht den mindesten Respekt für seine Obrigkeit und seine Lehrer. Er peitscht mit Stricken die Leute, die ihm wohl nie was zu Leide gethan. Er geht zu Gaste, wo man ihn nur haben will, und läßt sich es wohl sein. Er ist ein rechter Händelstifter. Neuerlich sagte er selbst zu seinen Konsorten: Ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert.“ Welch' ein Urtheil werdet ihr hier aus etlichen Handlungen fällen? Stellet hingegen den Mann vor euch hin, nur wie ihn — nicht Raphael, nicht der größte Maler, nur wie ihn etwa ein Holbein sich gezeichnet hat, habt nur ein wenig physiognomisches Gefühl, o mit welcher überschwenglichen Sicherheit und Richtigkeit werdet ihr gerade das Gegentheil aus seinem Anblick urtheilen?

Kurz, man überlege das wohl, wie viel mehr die Physiognomie einen ganzen Menschen einem geübten Auge zeigt und darstellt, wie laut sprechend und wie richtig sprechend, welch' ein lebendiger, tausendzüngiger Ausdruck des ganzen Inwendigen der Mensch ist, der vor euch dasteht, so wird man gewiß, des unbesonnenen und unrichtigen Richtens und Urtheilens halber gewiß, nicht mehr, wohl aber weit weniger von der Physiognomik zu besorgen haben, wenn diese das

Glück haben ſollte, allgemein zu werden und das Gefühl der Menſchen mehr zu ſchärfen.

II.

Der andere Vorwurf, den man der Phyſiognomik macht, iſt dieſer: „Sie vereitle den Menſchen noch mehr, indem ſie ihn reize, nur deßwegen gut zu werden, um ſchön zu ſein.“

Wie du dieß oben ſagteſt, Beſchützer der Unſchuld, o wie war es ſo hinreißend geſagt! Aber, wie leid es mir auch thue, ich muß dir ſagen, „daß dein Ideal aus einer Unſchuldswelt herabgegriffen iſt und nicht in unſere Welt paßt.“

Die Menſchen, die du beſſern willſt, ſind nicht Kinder, die gut ſind und nicht wiſſen, daß ſie es ſind. Es ſind Menſchen, die Gutes und Böſes durch Erfahrung unterſcheiden lernen ſollen, Menſchen, die, um vollkommen zu werden, nothwendig ihr Böſes, und hiermit ganz gewiß auch ihr Gutes kennen müſſen. Laß neben dem Triebe edler Güte das Verlangen nach dem Wohlgefallen der Guten immer auch mitwirken, immer eine Stütze, wenn du willſt, eine Krücke menſchlicher Tugend ſein; laß den Menſchen immerhin erkennen und fühlen, daß Gott das Laſter mit Häßlichkeit brandmarkt und der Tugend unnachahmliche Schönheit zum Gepräge gibt. Laß ihn ſich deß immerhin freuen, wenn er die Verſchönerung ſeiner Züge mit der Veredlung ſeines Herzens zugleich fortgehen ſieht; nur ſage ihm dabei, „daß Güte aus Eitelkeit nie lautere Güte, ſondern Eitelkeit ſei, daß Eitelkeit ewig ihr eigenes unedles Gepräge habe, und wahre Tugendſchöne gerade durch nichts anders, und ewig nichts anders, als durch Tugend ſelbſt, hiemit auch durch Reinigung von Eitelkeit, erlangt werde.“

Siehſt du die Thräne im Auge des Jünglings, der von der Tugendbahn wich, und dem ſein Spiegel, oder der beſtürzte, traurig verweilende Blick eines phyſiognomiſchen, das iſt, eines feinfühlenden

Freundes, ſeinen Verfall, und jedes edle Ideal eines edlen Malers die Würde der menſchlichen Natur zeigt; laß ihn, es flammt von nun an ein Entſchluß in ſeiner Bruſt, eine würdigere Zierde der ſchönen Gottesſchöpfung zu werden, als er es bisher war!

Fünfzehntes Fragment.

Der Phyſiognomiſt.

Jeder Menſch hat Anlage zu Allem, und dennoch läßt ſich ſicherlich behaupten, daß er zu ſehr Wenigem beſondere Anlage habe.

Alle Menſchen haben Anlagen zur Zeichnungskunſt; denn alle können gut oder ſchlecht ſchreiben lernen. Aber unter Zehntauſenden wird nicht Einer ein guter Zeichner. So mit der Beredſamkeit und Dichtkunſt. So mit der Phyſiognomik.

Alle Menſchen in der Welt, die Augen und Ohren haben, haben Anlagen zur Phyſiognomik. Aber unter Zehntauſenden wird nicht Einer ein guter Phyſiognomiſt werden. Es wird alſo wohl einiger Unterſuchung werth ſein: „wer keine, wer große Anlagen habe, Phyſiognomiſt zu werden, mithin ein Bild des wahren Phyſiognomiſten zu entwerfen.“

Ich wünſchte ſehr, daß mir dieſes Fragment vor allen andern gelingen möchte, weil mir unendlich viel daran liegt, Jeden von dem eigentlichen Studium der Phyſiognomik wegzuſchrecken, der nicht vorzügliche Anlagen und Talente dazu hat. Ein Afterphyſiognomiſt mit ſchlechtem Kopf und ſchlimmem Herzen iſt wohl das verächtlichſte und ſchädlichſte Geſchöpf, das auf Gottes Erdboden kriecht.

* * *

Keiner ohne gute Bildung wird ein guter Phyſiognomiſt werden. Die ſchönſten Maler wurden die größten Maler. Rubens, Vandyk,

Raphael, drei Stufen von Männerschönheit! drei Stufen malerischen Genies! Die wohlgebildetsten Physiognomisten, die besten! So wie die Tugendhaftesten am besten über Tugend, die Gerechten am besten über Gerechtigkeit urtheilen können, so die besten Gesichter am besten über das Gute, Schöne und Edle der menschlichen Gesichter, mithin auch, wie schon bemerkt worden, über das Unedle und Mangelhafte. Die Seltenheit wohlgebildeter Menschen ist sicherlich ein Grund, warum die Physiognomik in einem so üblen Rufe steht und so vielen Bezweifelungen ausgesetzt ist.

Wie waren die Alten hierin so überlegend und scharf prüfend! wie können's, ach! so Wenige unter uns sein, „in unsern lauen polizirten lieben Verfassungen und Himmelsstrichen; denn was noch von physischer Kraft aus den Lenden unserer Väter zu uns übergedunstet sein mag, ist durch schöne Wissenschaften und warme Stuben, und die elende Speise, und den tödtlichen Genuß unserer neuweltischen Getränke so verdünnt oder versäuert, daß ich gar nicht davon reden oder hören mag.“ [1]

„Wer einen Leibesmangel hatte, blind oder lahm war, oder eine eingedrückte Nase hatte, oder Glieder, die sich nicht schicken, oder höckericht, oder unnatürlich dünn war, der durfte sich nicht hinzunahen zum Altar des Herrn.“ [2] Und ins Heiligthum der Physiognomik soll sich Keiner wagen, der eine krumme Seele, eine verworrene Stirn, ein schiefes Auge, einen verzogenen Mund hat.

„Das Auge ist des Leibes Licht: wenn nun dein Auge einfältig ist, so ist auch dein ganzer Leib heiter; wenn es aber böse ist, so ist auch dein Leib finster. So siehe nun, ob nicht das Licht, das in dir ist, Finsterniß sei. Denn wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß!

1 Aus einem Schreiben eines Freundes.
2 III. Bch. Moses. XXI. 17—23.

ſein? Wenn aber dein ganzer Leib heiter iſt, alſo daß er keinen finſtern Theil hat, ſo wird es eben ſo viel ſein, als ob ein Licht dich mit Glanz erleuchtete."

Dieſe Worte kann der nicht genug erwägen, nicht tief genug erforſchen, der Phyſiognomiſt werden will.

Einfältiges Auge, und das Alles ſieht, wie es iſt, nichts hineinſehen, nichts überſehen, nichts ſchief ſehen, Alles nur gerade ſehen will, was und wie es ſich ihm darſtellt, o du vollkommenſtes Bild der Vernunft und Weisheit! Was ſage ich, Bild? Du einzig wahre Vernunft und Weisheit! ohne dich, helles Licht, wird Alles in und um den Phyſiognomiſten herum dunkel ſein.

Wer dieß nicht verſteht, nie unterſtehe ſich der, ein Wort über Phyſiognomie oder Phyſiognomik zu faſeln. Hier, flüchtige Leſer und ſeichte Beurtheiler, ohne Augen und ohne Licht, hier ein Zielpunkt eures Spottes und ein Ruheplatz ſeelenloſen Gelächters.

Wer in ſeinem Leben einmal geſagt hat, oder es hätte ſagen können: „Es gilt mir gleichviel, wie der Menſch ausſehe, ich gehe auf ſeine Thaten, und nicht auf ſein Geſicht;" einmal geſag hat, oder es hätte ſagen können: „Mir ſcheinen alle Stirnen gleich, ich kann an den Ohren keinen Unterſchied bemerken;" oder ſo was, der unterſtehe ſich nie, über die Phyſiognomik ein Wort zu reden.

Wer nicht ſehr oft beim erſten Anblick einzelner Menſchen, die ſich ihm nähern, um etwas von ihm zu verlangen, oder etwas mit ihm zu behandeln, eine geheime Bewegung, Zu- oder Abneigung, Anziehung oder Widerſtand fühlt, der wird in ſeinem Leben nie Phyſiognomiſt werden.

Wer einmal ein Wort davon fallen gelaſſen, daß er Kunſt mehr ſuche, als Wahrheit, maleriſche Manier höher ſchätze, als Sicherheit der Zeichnung; wen der übermenſchliche Fleiß im Banderwerf und ſein polirtes elfenbeinernes Fleiſch mehr rührt, als ein Kopf von Tizian; wer ſich nicht gern in Geßner's Landſchaften hinein-

träumt, in Bodmer's Arche keinen Ort findet, wo sein Fuß ruhen kann, in Klopstock's Apostoln nicht die edelste Menschheit, in seinem Cloa nicht den Erzengel, in seinem Christus bei Samma nicht den Gottmensch fühlt; wem Göthe nur witzig, Herder nur dunkel, Haller nur hart ist; wessen Herz nicht still und innig zittert vor dem Kopfe des Antinous; wen Apollo's Erhabenheit nicht erhebt, wer sie Winkelmann nicht wenigstens nachfühlt, wer beim ersten Anblick dieser Trümmer alter idealischer Menschheit nicht über Verfall der Menschheit und ihrer Nachahmerin, der Kunst, beinahe Thränen vergießt; wer auf den ersten Anblick in den trefflichsten antiken Gemmen, im Cicero nicht den offenen Kopf, im Cäsar nicht den unternehmenden Muth, im Solon nicht tiefe Klugheit, im Brutus nicht unüberwindliche Festigkeit, im Plato nicht göttliche Weisheit, und in den neuern Medaillen eines Montesquieu nicht die höchste menschliche Sagacität, in Hallern nicht den heitern Blick voll Ueberlegung und den untadelhaften Geschmack, in Locke nicht den tiefen Denker, in Voltaire nicht den witzreichen Satyr auf den ersten Blick entdeckt, wird in seinem Leben kein erträglicher Physiognomist werden.

Wer nicht verweilt beim Anblick und anbetendem Betrachten eines unbemerkt sich glaubenden Wohlthäters; wen die Stimme der Unschuld und der unerfahrene Blick unentheiligter Keuschheit, wen der Anblick eines schlafenden hoffnungsvollen Kindes im Arme der auf seinen Odem niederhorchenden Mutter, wen der Händedruck eines treuen Freundes und sein Blick, der in einer zerflossenen Zähre schwimmt, wen das nicht rührt, wer darüber weghüpfen kann, sich dem Anblick entreißt und spottlächelt, der wird eher seinen Vater erwürgen, als ein Physiognomist werden.

Und was fordern wir denn von einem Physiognomisten? Welches werden denn seine Anlagen, Talente, Eigenschaften und Fertigkeiten sein müssen?

Vor allen Dingen, wie zum Theil ſchon bemerkt worden, ſoll der Phyſiognomiſt einen wohlgebauten, wohlgeſtalteten und fein organiſirten Körper, und ſcharfe Sinne haben, welche der geringſten Eindrücke von außen fähig und geſchickt ſind, dieſelben getreu und unverändert bis zum Gedächtniß, oder, wie ich lieber ſagen wollte, zur Imagination fortzuführen und den Fibern des Gehirns einzuprägen. Beſonders muß ſein Auge vorzüglich ſein, hell, ſcharf, ſchnell und feſt ſein.

Dieſe feinen Sinne müſſen ſeinen Beobachtungsgeiſt bilden, und hinwiederum durch den Beobachtungsgeiſt ausgebildet und zum Beobachten geübt werden. Der Beobachtungsgeiſt muß Herr über ſie ſein.

Die ſchärfſten Augen ſind nicht alle Mal, ſind ſelten bei dem beſten Beobachter. Die gemeinſten Köpfe haben ſehr oft das beſte Geſicht, und der blinde Sanderſon würde beim ſchwächſten Geſicht ein trefflicher Beobachter geworden ſein.

Beobachten oder Wahrnehmen mit Unterſcheiden iſt die Seele der Phyſiognomik. Es iſt Alles. Der Phyſiognomiſt muß den feinſten, ſchnellſten, ſicherſten, ausgebreitetſten Beobachtungsgeiſt haben. Beobachten iſt Aufmerken. Aufmerken iſt Richtung der Seele auf etwas Beſonderes, das ſie ſich aus einer Menge Gegenſtände, die ſie umgeben, oder die ſie zu ihrer Betrachtung wählen könnte, ausnimmt; Aufmerken iſt, Etwas mit Beiſeitſetzung alles Andern abſonderlich betrachten, und die Merkmale und Beſonderheiten davon zergliedern, folglich unterſcheiden. Beobachten, Aufmerken, Unterſcheiden, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, Verhältniß und Mißverhältniß entdecken, iſt das Werk des Verſtandes. Ohne einen ſcharfen, hohen, vorzüglichen Verſtand wird alſo der Phyſiognomiſt weder richtig beobachten, noch ſeine Beobachtungen reihen und vergleichen, noch viel weniger die gehörigen Folgen daraus herleiten können. Die Phyſiognomik iſt die größte Uebung des Verſtandes, die Logik der körperlichen Verſchiedenheiten. Welch' eine Feſtigkeit, Sicherheit, Reife des

Verſtandes erfordert es, recht zu ſehen, nicht mehr und nicht weniger zu ſehen, als ſich der Beobachtung darſtellt, nicht mehr und nicht weniger zu ſchließen, als richtige Beobachtungen und Prämiſſen in ſich faſſen! Welche Uebung des Verſtandes, den Punkt zu wiſſen, wo man der ſichern, zuverläſſigen, beſtimmten Beobachtungen genug hat, die verſchiedenſten Wege zur phyſiognomiſchen Wahrheit zu entdecken, ihren verhältnißmäßigen Werth zu ſchätzen und Jeden brauchbar zu machen!

Mit dem hellſten und tiefſten Verſtande verbindet der wahre Phyſiognomiſt eine lebhafte, ſtarke, vielfaſſende Imagination und einen feinen und ſchnellen Witz; Imagination, um ſich alle Züge nett und ohne Mühe einzuprägen und ſich, ſo oft er will, mit Leichtigkeit zu erneuern; in ſeinem Kopfe die Bilder, wie er will, zu reihen, als ob ſie ihm vor dem Auge ſtänden, als ob er ſie mit ſeinen Händen hin und her verſetzen könnte, ſo muß er es mit der Imagination zu thun im Stande ſein.

Witz iſt ihm eben ſo unentbehrlich, um die Aehnlichkeit gefundener Merkmale mit andern Dingen leicht zu finden. Er ſieht, zum Exempel, einen ſolchen oder ſolchen Kopf, ſolch' oder ſolche Stirne, die etwas Charakteriſtiſches haben. Dieß Charakteriſtiſche prägt ſich ſeiner Imagination ſogleich ein, und ſein Witz führt ihm Aehnlichkeiten herbei, die ſeinen Bildern mehr Beſtimmtheit, Feſtigkeit und Ausdruck leihen können. Er muß die Fertigkeit beſitzen, Approximationen zu jedem bemerkten charakteriſtiſchen Zuge zu bemerken und die Grade dieſer Approximationen vermittelſt des Witzes zu bezeichnen. Ohne einen großen Grad von geübteſtem Witze wird es ihm unmöglich ſein, ſeine Beobachtungen auch nur einigermaßen erträglich auszudrücken. Der Witz allein bildet und erſchafft die phyſiognomiſche, jetzt noch unausſprechlich arme Sprache. Ohne einen unerſchöpflichen Reichthum der Sprache wird Keiner ein großer Phyſiognomiſt werden können. Der höchſtmögliche Reichthum der Sprache iſt Armuth

gegen das Bedürfniß der Phyſiognomik. Der Phyſiognomiſt muß die Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt haben, er muß ein Schöpfer einer neuen Sprache ſein, die eben ſo beſtimmt als angenehm, natürlich und verſtändlich iſt. Alle Reiche der Natur, alle Nationen, alle Werke des Geiſtes, der Kunſt und des Geſchmackes, alle Magazine der Wörter müſſen ihm zu Gebote ſtehen und ihm darleihen, was er bedarf.

Unentbehrlich iſt ihm, wenn er in ſeinen Urtheilen ſicher und in ſeinen Beſtimmungen feſt ſein will, die Zeichnungskunſt. Ein Maler von beſtimmter Theorie, der zugleich Uebung hat, ein Arzt von beſtimmter Theorie, dem zugleich die wichtigſten Krankheiten ſchon durch die Hände gegangen, wie unendlich richtiger und ſicherer werden die von Malerei und Arzneikunſt ſprechen oder ſchreiben können, als gleich große, vielleicht als viel größere Theoriſten ohne Uebung? Zeichnung iſt die erſte, die natürlichſte, die ſicherſte Sprache der Phyſiognomik, das beſte Hülfsmittel für die Imagination, das einzige Mittel, unzählige Merkmale, Ausdrücke und Nüancen zu ſichern, zu bezeichnen, mittheilbar zu machen, die nicht mit Worten, die ſonſt auf keine Weiſe zu beſchreiben ſind. Der Phyſiognomiſt, der nicht zeichnen kann, ſchnell, richtig, beſtimmt, charakteriſtiſch zeichnen, wird unzählige Beobachtungen nicht einmal zu machen, geſchweige zu behalten und mitzutheilen im Stande ſein.

Auch ſoll er die Anatomie des menſchlichen Körpers, und nicht nur derjenigen Theile, welche ſich dem Geſichte darſtellen, richtig verſtehen, er muß die Verbindung und den Gang, auch die Aeußerung der Muskeln kennen, genau kennen die Proportion und den Zuſammenhang aller menſchlichen Gefäße und Gliedmaßen, das höchſte Ideal eines vollkommenen menſchlichen Körpers wohl inne haben, nicht nur, um jede Unregelmäßigkeit, ſowohl in den feſten, als in den muskulöſen Theilen ſogleich zu bemerken, ſondern auch, um alle dieſe Theile ſogleich nennen zu können, und alſo in ſeiner phyſiognomiſchen

Sprache feſt zu ſein. Eben ſo unentbehrlich iſt ihm die Phyſiologie oder die Lehre von der Vollkommenheit des menſchlichen geſunden Körpers. Er muß ferner die Temperamente genau kennen, nicht nur die äußerlich durch die verſchiedenen Blutmiſchungen beſtimmten Farben des Körpers, ſein Air und ſo fort, ſondern auch die Beſtandtheile des Geblütes und die verſchiedene Proportion derſelben, vorzüglich aber die äußerlichen Zeichen der Beſchaffenheit des ganzen Nervenſyſtemes wiſſen, worauf bei Erforſchung der Temperamente ſo viel mehr ankommt, als auf die Kenntniß des Blutes.

Aber welch' ein geübter, tiefer Kenner des menſchlichen Herzens und der Welt ſollte er ſein! wie tief ſich ſelbſt zu durchſchauen, zu beobachten, zu ertappen gewohnt! Dieſe ſchwerſte, dieſe nöthigſte, dieſe wichtigſte aller Kenntniſſe ſollte der Phyſiognomiſt auf die vollkommenſte Weiſe beſitzen, wie es nur möglich iſt. Nur nach dem Maße, als er ſich kennt, wird er Andere zu kennen fähig ſein. Nicht nur überhaupt iſt ihm dieſe Selbſtkenntniß, dieſes Studium des menſchlichen, und beſonders ſeines eigenen Herzens, der Genealogie und Verſchwiſterung der Neigungen und Leidenſchaften, der Symptome und Verwandlungen derſelben unentbehrlich, dieſe genaueſte Selbſterkenntniß iſt ihm auch noch um eines andern Grundes willen äußerſt nöthig. „Die beſondern Nüancen," (ich bediene mich hier der Worte eines Recenſenten meiner erſten kleinen Verſuche, von denen ich das wenige Brauchbare nun dem gegenwärtigen Werke einſchmelze, des einzigen Recenſenten, der ſich die Mühe genommen und die Billigkeit gehabt hat, in den Körper und Geiſt dieſer Brochüren einzudringen und mich gegen die unbeſonnenen Verurtheilungen ſo mancher Witzlinge, ohne mit mir in dem geringſten Verhältniſſe zu ſtehen, in Schutz genommen hat, wiewohl er ſonſt in hundert andern Dingen ſo verſchieden wie möglich von mir denkt; dieſes Mannes Worte will ich hier anführen:) „die beſondern Nüancen in den Empfindungen, die der Beobachter an dem Objekte vorzüglich wahrnimmt, be-

ziehen sich oft auf seine eigene Seele und werden ihm nur durch die Art, mit der seine eigenen Geisteskräfte gemischt sind, durch die besondere Art, mit der er alle Gegenstände in der physikalischen und moralischen Welt betrachtet, vorzüglich vor andern sichtbar und erscheinen ihm auch unter einem besondern Augpunkte. Daher sind eine Menge solcher Beobachtungen nur bloß für den Beobachter selbst, und so lebhaft sie auch von ihm empfunden werden, können sie von ihm doch nicht leicht Andern mitgetheilt werden. Gleichwohl haben diese seinen Beobachtungen sicherlich einen Einfluß in das Urtheil. Der Physiognomist muß also, wenn er sich selbst kennt, (und dieß sollte man billig, ehe man Andere wollte kennen lernen,) das Resultat seiner Beobachtungen wieder mit seiner eigenen Denkensart vergleichen, und dasjenige, was allgemein zugegeben ist, von demjenigen absondern, was aus seiner individuellen Beobachtungsart entsteht." [1] Ich lasse diese wichtige Anmerkung jetzt unberührt. Ich habe oben schon in dem Stücke von den Schwierigkeiten, die Physiognomik zu studiren, und noch früher schon eine ähnliche Anmerkung gemacht.

Also will ich jetzt nur noch bekräftigen, daß Kenntniß, genaue, tiefe Kenntniß seines eigenen Herzens eine der trefflichsten Ingredienzien zu dem Charakter des Physiognomisten ist.

O, wie merke ich es mir an, wie ahne ich es mir in meinem Gesichte, wie muß ich die Augen niederschlagen und das Angesicht wegwenden, wie Menschenauge und Spiegel fliehen, wenn ich eine unedle Regung in mir wahrnehme! Wie fürchte ich mich vor meinem eigenen prüfenden Blicke, oder dem beobachtenden Blicke Anderer, wenn ich mein Herz über einem unredlichen Kunstgriffe gegen sich selbst oder Andere ertappe. O Leser! wenn du nicht oft über dir selber erröthest, wenn dich, und wärest du auch der beste aller Men-

1 Allgem. deutsche Bibliothek, XXIII. Bd., II. St., S. 327.

ſchen, denn auch der beſte aller Menſchen iſt Menſch, — wenn dich dieſe Scham nicht ſehr oft durchwandelt, wenn du nicht oft dein Auge vor dir und Andern um deinetwillen niederſchlagen mußt, wenn du nicht dir und deinem Freunde geſtehen kannſt, daß du die Wurzel aller Laſter in deinem Herzen fühleſt, wenn du dich nicht tauſend Mal in der Einſamkeit, wo Niemand als Gott dich ſah, Niemand als dein Herz mit dir ſprach, vor dir ſelber tief geſchämt haſt, wenn du nicht Stärke genug haſt, dem Gange deiner Leidenſchaften bis auf den erſten Fußtritt nachzuſpüren und den erſten Stoß zu deinen guten und ſchlimmen Handlungen zu erforſchen und dir zu geſtehen, Gott und einem Freunde zu geſtehen, wenn du keinen Freund haſt, dem du es geſtehen darfſt, keinen Freund, dem du dich ganz zeigen darfſt, der dir ſich ganz zeigen darf, dem du Repräſentant des Menſchengeſchlechts und der Gottheit biſt, der dir Repräſentant des Menſchengeſchlechts und der Gottheit iſt, in dem du dich erſpiegeln kannſt, der ſich in dir erſpiegeln kann, wenn du nicht ein guter, edler Menſch biſt, ſo wirſt du kein guter, würdiger Menſchenbeobachter, Menſchenkenner, Phyſiognomiſt werden.

Soll dir deine Beobachtungskunſt nicht zur Qual und deinem Nebenmenſchen nicht zum Nachtheil gereichen, wie gut, wie ſanft, unſchuldig und liebreich muß dein Herz ſein! Wie willſt du Liebe ſehen, ohne Liebe zu haben? Wenn Liebe dir die Augen nicht ſchärft, die Züge der Tugend, die Ausdrücke edler Geſinnungen ſogleich zu bemerken, wie viel tauſend Mal wirſt du ſie in einem durch dieſen oder jenen Zufall, dieſe oder jene Aeußerlichkeit verunſtalteten Geſichte überſehen? Wenn niedrige Leidenſchaften wie eine Leibwache um deine Seele herumſtehen, wie viele falſche Nachrichten, wie ſchiefe Beobachtungen werden ſie dir hinterbringen! Feindſchaft, Stolz, Neid, Eigennutz ſeien ferne von dir, oder dein Auge wird böſe und dein ganzer Leib finſter ſein! du wirſt Laſter auf der Stirne leſen, wo Tugend geſchrieben ſteht, und dem Andern die Fehler andichten, deren dein

eigenes Herz dich anschuldigt! Wer eine Aehnlichkeit mit deinem Feinde hat, der wird alle die Fehler und Laster an sich haben müssen, die deine gekränkte Eigenliebe dem Feinde selbst aufbürdet! die schönen Züge wirst du übersehen, die schlechtern verstärken, und allenthalben Karikatur und Unregelmäßigkeit wahrnehmen.

Hätte ich etwas vom Geiste jener erhabenen Menschenkenner, die mit Gottes Gewißheit Geister prüften und die Gedanken der Menschen lasen, so würde ich, ach! wie viel mehr noch von dem Herzen der Physiognomisten fordern dürfen! Ich eile zum Beschluß.

Daß der Physiognomist Kenner der Welt sein, mit den verschiedensten Menschen in den verschiedensten Angelegenheiten und Verhältnissen Umgang haben müsse, daß er nicht in einem Winkel seines Hauses eingesperrt leben oder nur selten des Umganges mit den Menschen, und nur mit gemeinen, nur immer mit einerlei Menschen pflegen müsse; daß besonders Reisen und weitläufige, mannigfaltige Bekanntschaften, daß genauer Umgang mit Künstlern, Menschenkennern, sehr lasterhaften und sehr tugendhaften, sehr weisen und sehr dummen Personen, am meisten aber mit Kindern, daß Literatur und Geschmack an Malerei und allen Werken bildender Künste, daß dieß und noch vieles Andere ihm unentbehrlich sei, wird dieses eines Beweises bedürfen? Ich fasse zusammen: Der Physiognomist verbindet mit einem wohlgebildeten und wohlorganisirten Körper, mit einem feinen Beobachtungsgeiste, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit vorzüglichem Witze und mit manchen andern Kunstfertigkeiten und Kenntnissen ein starkes, sanftes, heiteres unschuldiges, von menschenfeindlichen Leidenschaften freies, mit sich selbst wohlvertrautes Herz. Gewiß versteht Niemand die Blicke der Großmuth und die Züge erhabener Eigenschaften, als wer selbst großmüthig, edel und erhaben denkt und großer Thaten fähig ist.

Sechszehntes Fragment.

Von einigen Phyſiognomiſten.

Wenn ich ſo gelehrt wäre, als ich ſein ſollte, um ein phyſiognomiſches Werk zu ſchreiben, ſo könnte ich, ſollte ich hier ein Verzeichniß einiger berühmter, warum eben berühmter? nur guter, geübter Phyſiognomiſten liefern, ſollte Nachrichten von ihnen mittheilen und über ihre Schriften, Bemühungen oder Urtheile — meine Achſeln zucken. Allein ich bekenne meine große Unwiſſenheit in dieſem Stücke und danke auch dafür dem guten Geber beſſerer Gaben.

So viel iſt zum Voraus wahrſcheinlich und wird bei der Unterſuchung gewiß, daß nicht Alle, die über die Phyſiognomik geſchrieben haben, gute Phyſiognomiſten ſind; ſo wenig Alle, die, wenn auch nicht ſchlecht, von der Arzneikunſt oder über die Sittenlehre geſchrieben haben, gute Aerzte oder große Tugendhelden ſind. Doch von phyſiognomiſchen Schriftſtellern ein anderes Mal.

Jetzt nur etwas Weniges von ehemaligen und noch lebenden großen Phyſiognomiſten.

Plato, Pythagoras und Zopyrus ſcheinen dieſes feine Menſchengefühl in einem hohen Grade beſeſſen zu haben.

Von Demokritus werden feine Bemerkungen erzählt, deren Zuverläßigkeit ich aber bloß deßwegen, weil ſie mir nicht unmöglich ſcheinen, nicht behaupten darf.

Von Julius Cäſar Scaliger leſe ich, „daß er eine bewunderungswürdige Feinſichtigkeit zur Erkenntniß der Sitten und der Neigungen der Menſchen aus ihren Mienen und Geſichtszügen gehabt, und daß er ſich in ſeinen Urtheilen hierüber ſehr ſelten geirrt habe.“[1]

---

1 Éloges des savans tirés de l'histoire de Mr. de Thou. P. I. Mém. de l'acad. de Berlin XXV. 769 et 459. 59.

Herr Pernetty führt den Matthäus Tafurius von Soleto an, „daß er in dieſer Kenntniß ſo ſtark geweſen, daß er das Schrecken der Einen, die Bewunderung und das Erſtaunen der Anderen geworden.“

In ſeiner Abhandlung[1] wird ein Beiſpiel angeführt, welches ich hier auszuſchreiben mir erlauben will. „J'ai vu un exemple semblable à Paris: Un étranger qui se nommait Kubisse, et se disait sujet du héros monarque, qui gouverne cet état-ci avec tant de sagesse et de gloire, passant dans une salle chez Mr. de Langes, fut tellement frappé à la vue d'un portrait qui y était avec plusieurs autres, qu'il oublia de nous suivre; il s'arrêta à considérer ce tableau. Environ un quart d'heure après, ne voyant pas venir Mr. Kubisse, nous fumes à lui, et le trouvâmes les yeux encore fixés sur le portrait. Que pensez-vous de ce portrait? lui dit Mr. de Langes. N'est ce pas celui d'une belle femme? Oui, répondit Mr. Kubisse. Mais si ce portrait est bien ressemblant, la personne qu'il représente a l'ame la plus noire: ce doit être une méchante diablesse. C'était le portrait de la Brinvilliers, célèbre empoisonneuse, presqu'aussi connue par sa beauté, que par ses forfaits, qui l'ont conduite sur le bucher.“

* * *

Von dem verſtorbenen Herrn Doktor Kämpf hat mir ſein würdiger Sohn, Herr Hofrath und Medicus Kämpf, der die Schrift von den Temperamenten herausgegeben, die glaubwürdigſten und erſtaunlichſten Dinge erzählt. Und wo ich nicht irre, ſind noch lebende Zeugen ſeiner beinahe unglaublichen Geſchicklichkeit in dergleichen Beurtheilungen vorhanden. Unter dieſen ſoll ein großer Monarch ſein, der aber ſelbſt wie man mich zuverläſſig verſichert, einer der

1 T. XXV. p. 471.

größten Physiognomisten sein soll, obgleich ich vermuthe, daß er über diese Versuche, wenn sie ihm je zu Gesichte kommen sollten, herzlich lächeln würde.

* * *

Von einem gewissen Herrn Fielding in England (wofern ich mich in dem Namen nicht irre) ward mir von einem glaubwürdigen Reisenden erzählt, daß er, ungeachtet seiner völligen Blindheit, die Schuldigen und Unschuldigen bloß an dem Ton und Charakter ihrer Stimme sehr oft so sicher unterschieden, daß die nachherigen Bestätigungen der Schuldigen dieses sein feines Gefühl dergestalt rechtfertigten, daß er für ein Orakel angesehen ward.

* * *

Wie weit es ein Garrik in der Physiognomik gebracht habe, ist weltbekannt; so weit, daß er den Charakter beinahe von jeder Physiognomie durch seine eigene ausdrücken kann! So ein Gesicht, wie seines, muß es aber auch sein, um so fein und so tief zu sehen! Ich vermuthe, das bekannte Bild von ihm sei äußerst vergröbert, und dennoch, wer kann unbeobachtend genug sein, um nicht noch in diesem unvollkommenen Nachrisse, diesem scharfen Blicke, dieser Falte am Vorbug, dieser so kurzen, so schiefen, so umrissenen Stirne, dieser weder stumpfen, noch spitzigen, weder aufgedumpften, noch niederwärts hängenden Nase, diesem horizontalen Nasloche, diesen von Geist und Empfindungskraft beinahe zitternden Lippen, diesem Kinn und dieser Kinnlade, diesen Zügen allen zusammen den feinen, tiefsehenden, schnellbeobachtenden Menschenkenner zu entdecken?

Unter diese großen Physiognomisten wird auch Rousseau gezählt.

Winkelmann war es vermuthlich in einem außerordentlichen Grade, obgleich er es seinem Mörder nicht ansah.

Anton Raphael Mengs, muß es, so viel ich vermuthe, in

einem hohen Grade sein. Eine Handschrift über die Gesichtszüge, die ich aber nicht zu sehen bekommen konnte, ist in den Händen eines seiner Freunde, eines seinen Kunstkenners, des Herrn Baron von Edelsheim in Karlsruhe. Wie viel Physiognomik scheint hin und wieder hervor in seinen Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. Er sagt zum Beispiel von Raphael: „Sein hoher Geist führte ihn weiter bis zur Untersuchung der Bedeutung jeder Form. Er erkannte dadurch, daß gewisse Gesichtsstriche auch gewisse Bedeutungen hatten, und insgemein ein gewisses Temperament mit sich führen, so auch, daß zu einem solchen Gesichte eine gewisse Art Glieder, Hände und Füße gehören; diese fügte er mit der größten Bescheidenheit zusammen.“ [1] Diese Bemerkung von der Homogeneität des menschlichen Körpers, wovon wir auch schon ein Wort gesprochen, ist eine gute Grundlage physiognomischer Einsicht. Wie viel Physiognomik liegt aber in den wenigen Zeilen in eben diesem Versuche: „Die gemalten Menschen können leicht schöner als die wahrhaftigen sein. Wo werden wir in einem Menschen zugleich die Größe der Seele, die Uebereinstimmung des Leibes, ein tugendhaftes Gemüth und gleichgeübte Glieder finden? ja nur die vollkommnere Gesundheit und Genesung, da alle Aemter und Verrichtungen der Menschen ihn belästigen? Hingegen in der Malerei kann dieses leicht bedeutet werden, wenn man die Einförmigkeit in Umrissen, die Größe in der Gestalt, die Freiheit in der Stellung, die Schönheit in den Gliedern, die Macht in der Brust, die Leichtigkeit in den Beinen, die Stärke in Schultern und Armen bezeichnet, die Aufrichtigkeit in der Stirn und Augenbraunen, die Vernunft zwischen den Augen, die Gesundheit in den Backen, die Lieblichkeit in dem Munde

1 S. 90.

bedeutet."[1] So viel noch über dieſe Stelle anzumerken, hie und da zu berichtigen, wenigſtens näher zu beſtimmen wäre, ſie zeigt immer deutlich genug einen großen Phyſiognomiſten.

Unter den mir bekannten trefflichen Phyſiognomiſten iſt einer der erſten, ſcharfſichtigſten und dabei menſchenfreundlichſten der vortreffliche Prinz Ludwig Eugen von Würtemberg. Mit einer kaum begreiflichen Sicherheit entdeckt dieſer große Menſchenkenner auf den erſten Blick das Gute, das Treffliche, das ſich Auszeichnende in jedem ihm vorkommenden, ihm vorher ganz unbekannten Charakter.

Von Zimmermann ſage ich nichts. So ſehr er es ſich und der Welt verbergen und mir ableugnen will, es iſt nichts gewiſſer, als daß er es in der Menſchenkenntniß vermittelſt der Phyſiognomie auf einen erſtaunlich hohen Grad gebracht, und daß ich ihm allein ſehr viel mehr hierin zu danken habe, als keinem andern, weder mündlichen noch ſchriftlichen Unterrichte der beſten Menſchenkenner.

Nach ihm iſt der Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers, Herr Doktor Hirzel, mir als ein ſehr glücklicher Beurtheiler menſchlicher Geſichter bekannt.

Ich habe unter meinen Freunden, ſogar unter ſolchen, die nichts weniger als Phyſiognomiſten ſein wollen, die voll Vorurtheile gegen die Phyſiognomik ſind, die nichts darüber geleſen, keine eigentlichen analyſirten Beobachtungen darüber angeſtellt haben, keine einzige Regel zu geben im Stande wären, natürliche Phyſiognomiſten, die mich ſehr oft beſchämen, die zu meinem Erſtaunen über jedes ihnen vorkommende Geſicht, wenn ſie am wenigſten darauf denken, mit einer Richtigkeit und Gründlichkeit urtheilen, die vermuthen läßt, daß ſie die größten Phyſiognomiſten hätten abgeben können, wenn ſie ſich Mühe gäben, ihre Begriffe, oder vielmehr ihre Empfindungen, mehr feſt zu halten und zu entwickeln.

---

1 S. 43.

Wer mehr in der Welt lebt, wie ich, wer mit mehr Arten von Menſchen Umgang hat, dem müſſen ohne Zweifel Leute genug bekannt ſein, welche dieß Talent in einem hohen Grade beſitzen.

Eine Bemerkung, die hieher zu gehören ſcheint, kann ich nicht vorbeigehen. Einfältige, nicht dumme, aber redliche, wohlgebaute und nicht ganz unerfahrene Landleute, faſt alle fein organiſirten Kinder, am allermeiſten aber das ſchöne Geſchlecht, ſcheinen mir weitaus die beſten Phyſiognomiſten zu ſein.

Meine Frau, die an allen meinen phyſiognomiſchen Arbeiten nicht den mindeſten wiſſenſchaftlichen Antheil nimmt, hat ſich meines Wiſſens in dieſer Sache niemals geirrt; ſo oft urtheilte ſie von fremden, ihr ſchlechterdings unbekannten Perſonen, die ich mit andern Augen anſah, erſt zu meiner Befremdung, nachher zu meinem Erſtaunen ſo richtig, daß ich kaum mehr vor ihr urtheilen wollte, obgleich ſie, die Augen ausgenommen, kein beſonderes Kennzeichen, das ſie vorzüglich bemerkt hätte, angeben konnte. Bei dem völligſten Mangel aller Literatur, ohne Alles, was man Kultur des Geiſtes, Uebung der Logik oder ſo etwas heißen kann, durch das bloße Gefühl, welches ſie auch gar nicht durch meine phyſiognomiſchen Schriften zu berichtigen, zu ſchärfen oder zu verderben ſucht, hat ſie es ſo weit gebracht, daß ich mich nie im Mindeſten vor ihr verſtellen, weder die geringſte Freude, noch den mindeſten Verdruß vor ihr verbergen kann.

Dergleichen Beiſpiele ſind ohne Zweifel unzählig, und ſie beweiſen zum wenigſten, daß in ſehr vielen Menſchen der natürliche phyſiognomiſche Sinn ſo weit empfindend und lebendig werden kann, daß ſie als wirkliche Zeugen von der Wahrheit der Phyſiognomik angeſehen werden können. Es muß alſo, füge ich hinzu (ich glaube, Baco ſagt es irgendwo), es muß eine künſtliche Phyſiognomik geben, weil es unſtreitig eine natürliche gibt.

Noch einen der größten Phyſiognomiſten will ich nicht ſowohl

nennen, als anführen, der mir viel wichtige allgemeine und besondere Bemerkungen mitgetheilt hat. Ein Mann, dessen einfachster, schnellster Blick den schnellsten und verworrensten Blick Anderer ergreift, festhält, entwickelt, mit wenigen, aber sehr zeichnenden Worten ausdrückt.

Siebenzehntes Fragment.

Giorgione oder Georgius Barbarelli.

Viele, die diesen Kopf gesehen, haben ihn beim ersten Anblick für einen Christuskopf gehalten. Das ist dem ersten Anblicke zu verzeihen, aber nicht dem zweiten.

Ein offenes, gerades Gesicht eines großen Mannes ist es gewiß, ist es im schattirten Originale nach Titian weit mehr noch, als in diesem dürftigen Umrisse.

Ein Gesicht, das die Kühnheit, die unerreichbare Freiheit seines geistvollen Pinsels trefflich ausdrückt.

Es ist nicht das Gesicht eines langsamen, profunden Denkers, auch nicht eines mühsamen, langsamgeduldigen, jeden Strich auspolirenden Künstlers.

Obgleich vermuthlich durch die zu große, schattenlose Unterlippe der Mund etwas Verachtendes hat, welches jedoch dem feuervollen Künstler sehr natürlich hätte gewesen sein können, so ist dennoch in der Mittellinie des Mundes, (das ist, der Linie, welche aus der Zusammenfügung beider Lippen entsteht,) obgleich auch diese mit zu dem Eindrucke der Verachtung hilft, etwas, das uns Ehrfurcht einflößt, weil es Kraft zeigt.

Die Nase ist in diesem Gesichte unstreitig eins der besten Empfehlungsmittel. So ist sicherlich keine Nase eines Menschen, der kein schöpferisches Genie, keinen fruchtbaren Geist hat.

Bemerke beſonders an dieſer Naſe die Höhlung unten am ſichtbaren Knorpel.

Auch der Wuchs des Bartes zeugt von dem Feuer ſeines Pinſels und von der Fruchtbarkeit ſeiner Geſtalten.

Michel Schüppach.

Einen Mann, von dem ſo viel Sagens im Lande iſt, öffentlich zu beurtheilen, iſt wohl das ſchwerſte Unternehmen von der Welt. Doch, ich beurtheile nicht den Mann, denn ich kenne ihn nicht, ſondern ſein Bild, und dieß ſoll nicht ſeinen ganzen Geiſt ausdrücken; doch, welches Bild thut es? Des geiſtreichſten Mannes geiſtreichſtes Bild, wie viel unähnlicher immer, als des Thoren thörichtes! Alſo ein Wörtchen über das Bild, das wir vor uns haben.

Der Mann, den wir hier ſehen, hat gewiß nie einen Plan entworfen, das zu werden, was er geworden iſt; der hat gewiß nicht gedacht, berühmt, und durch ſeinen Ruhm reich zu werden. Kleinſüchtiges, ängſtlich Geiziges iſt nichts in dieſem Geſichte, nichts Verzogenes, Schiefes, das euch Argwohn in ſeine Abſichten einflößte; auch ſieht der euch gewiß nicht wie ein Dummkopf an. Dieſes gerade, offene, leicht und ungezwungen vor ſich hinſchauende, helle, ruhige Auge lieſt in eurem Geſichte mehr, als in eurem Waſſer! Feinheit ohne krumme Argliſt ſpricht aus dieſem Auge, das ſo ganz Auge iſt! Keine Vielfachheit in dieſem Blicke! Kein ſtreitendes Intereſſe! Es iſt auch nicht das Auge eines tiefen Forſchers, eines heißen, hartnäckigen Verfolgers ſeiner Ideen! es ſchaut ſo in ſeiner Einfalt hin, ſchaut einen halben Zoll tief unter die Oberfläche und ſieht nur Eins.

Die Augenbraunen ſind nicht haarreich und nicht angeſtrengt! Dieß harmonirt ſehr mit der betrachtenden Ruhe des in ſich ſatten, in ſich unerſchütterlichen Beobachters.

Michel Schüppach.

Kleinjogg.

Dieſe ganze Miene ſucht nicht, ſie nimmt nur mit ſtiller Ruhe an!

Dieſe Stirne, ſo wie ſie hier zum Vorſchein kommt, iſt ſo gemein, ſo uncharakteriſtiſch wie möglich. Das einzige, was mir daran gefällt, mit dem ganzen Geſichte harmonirt, iſt ihre Ruhe und Heiterkeit.

Mir gefällt auch der breitliche, beinahe parallele Rücken der ſonſt nichts weniger als großſprechenden, unternehmenden Naſe.

Die beinahe horizontale Mittellinie des Mundes zeigt mehr Redlichkeit als Schalkheit an.

Die Ober- und Unterlippe ſind zu unbeſtimmt, als daß ſich Vieles darüber ſagen ließe; doch ſind ſie weder dumm noch böſe.

Der untere Theil des Geſichtes zeigt den ſatten, phlegmatiſchen Mann, der einen ganzen Tag auf Einem Flecke ſitzt, und mit derſelben Unbeweglichkeit und Einfalt dem Fürſten und dem Bettler Audienz gibt. Zugleich läßt ſie weder Hunger, noch Durſt, noch magere Lebensart vermuthen.

Kleinjogg.

Sollte nicht auch ein Portrait von einer ganz ſchönen, ganz edeln Seele unter die Uebungen in dieſem Fragmente gehören? Ja, wäre es nicht am beſten geweſen, ſtatt aller Ideale bloße Portraite im ganzen Buche vorzulegen, um die Harmonie phyſiſcher und moraliſcher Schönheit und Schlechtigkeit außer allen Zweifel zu ſetzen? um alle phyſiognomiſchen Kenntniſſe bloß auf unmittelbare Erfahrungen zu gründen? Ja, mein Freund! aber Portraite von ſchlechten Menſchen würden beleidigen, und Portraite von guten ſtolz machen. Das will ich eben nicht ſagen, aber man kann ſie nicht machen. Das Schönſte wird ſchlecht auf dem Papier! Welch' ein Unterſchied, das bewegſamſte Fleiſch und das harte und zähe Kupfer! Welch' ein

Unterſchied die Wölbung eines Muskels, der aus wallendem Licht und Schatten zuſammenſchmelzende Zug der Augen oder Lippen, und eine wie mit einer Pflugſchar gezogene, oder mit einſchneidendem Aetzwaſſer ausgefreſſene Furche! und dann noch Leben und Lebloſigkeit! Ein Punkt und Millionen ſich fortwälzende Punkte!

Daß man eigentlich gar kein Menſchengeſicht ganz richtig zeichnen kann, ſo wenig ſich der Charakter eines Menſchen von irgend einem Menſchen richtig beſchreiben läßt, das iſt bei mir die ausgemachteſte Sache von der Welt.

Je origineller ein Menſch iſt, deſto weniger iſt ſein Geſicht zu zeichnen, ſein Charakter zu beſchreiben, obgleich ſich viel mehr von ihm zeichnen, gewiß mehr von ihm erzählen läßt, als von tauſend Alltagsgeſichtern und gemeinen Charaktern.

Man könnte es faſt als eine Regel annehmen: Je mehr von einem Menſchen geſagt werden kann, deſto weniger kann von ihm geſagt werden. So, wie es bei mir wenigſtens ausgemachte Wahrheit iſt: Je mehr du Gott kennſt, deſto mehr weißt du, daß du ihn noch nicht kennſt. Je mehr man von deinem Herzen Gutes zu erzählen weiß, deſto mehr Gutes iſt unerzählbar und deſto mehr Böſes. Je herrlicher ein Menſchengeſicht, deſto unnachahmlicher.

Und nun auf Kleinjogg, oder den philoſophiſchen Bauer! Gerade ſo ein Geſicht, gerade ein ſolcher Charakter!

Wenn Herr Hirzel kein Verdienſt hätte, (und er hat ſo viele erkannte und unerkannte,) als daß er den philoſophiſchen Bauer geſchrieben, oder, wie ich lieber ſagen will, dieſen Mann ſaſirt und empfindbar gemacht hat, der ſo ganz Menſch iſt, ſo würde ſein Verdienſt ſchon ſehr groß ſein. So oft ich Kleinjogg ſehe, ſo oft danke ich es Hirzeln auf's Neue, daß er ihn aus der Dunkelheit hervorgezogen hat.

Wenige Menſchen habe ich ſo ſcharf geprüft, von ſo manchen

Seiten, in ſo verſchiedenen Situationen beobachtet, und keinen, nicht einen durchaus ſich ſo gleich, ſo feſt, ſo zuverläſſig, ſo lauter, ſo rein, ſo unbeſtechlich, ſo ſelbſtſtändig, ſo in ſich lebend, ſo einfach, ſo ganz nur das, was er iſt, nur das, was er ſein will, ſo einzig in ſeiner Art gefunden, wie dieſen in meinen Augen ganz unvergleichbaren Mann.

Ich lege die neueſte Ausgabe ſeiner Lebensbeſchreibung dieſen Augenblick weg, und mußte oft lächeln, wenn ſein Xenophon ſich mehrmals in eine Schwärmerei dahingeriſſen glaubt, wenn er von gewiſſen ſchönen Situationen ſpricht, in denen er ſeinen Sokrates geſehen. Entſchuldigung wird es doch wohl nicht bedürfen, wenn man mit einiger Wärme von dieſem Manne ſpricht. Kein Menſch, der Kleinjogg genau kennt, keiner wird ſagen, daß zu viel von ihm geſagt worden, und verzeihen wird man mir, wenn ich eher das Gegentheil glaube, das heißt, wenn ich glaube: Kleinjogg kann mit der Feder ſo wenig beſchrieben, als mit dem Bleiſtift gezeichnet, oder mit dem Pinſel gemalt werden.

Schon ſo oft habe ich ihn beredet, zu ſitzen; drei ſehr geſchickte und im Treffen glückliche Portraitmaler haben ihre Kräfte an ihm verſucht. Ich habe Alles aufgeboten, daß er erreicht werde. Alle Zeichnungen waren kennbar, aber vollkommen ähnlich keine, alle mehr oder weniger Karikatur. Ich gebe alle Hoffnung auf, daß ſein herrliches Geſicht jemals vollkommen abgebildet und der Welt und Nachwelt überliefert werden könne.

Wie es den Malern mit Kleinjogg's Geſicht ging, ſo, glaube ich, dürfte es den Beſchreibern ſeines Charakters gehen. Alles, was Hirzel von ihm ſagt, iſt reine Wahrheit, dieſer, jener Zug vollkommen; aber das ganze Gemälde — ja, es iſt Kleinjogg, wenn es nicht neben ihn geſtellt wird! wird es neben ihn geſtellt, wer muß nicht geſtehen: Kleinjogg kann nicht gezeichnet werden. So wenig ich die Schuld auf die Maler werfen will, ſo wenig auf ſeinen

Geſchichtſchreiber. Es kann ſchwerlich Jemand für ſeine Talente und für ſeine Verdienſte mehr Hochachtung haben, wie ich, ſchwerlich Jemand ſein Buch mit mehr Vergnügen leſen, wie ich, und ich darf hinzuthun, ſchwerlich Jemand die Wahrheit ſeiner Beſchreibung tiefer empfinden; und dennoch muß ich geſtehen: das Original iſt mir über die Kopie! oder, mit anderen Worten: es iſt keine Kopie von einem ſolchen Originale möglich! Und dann muß ich auch das nicht vergeſſen: Hirzel wollte nur Geſchichtſchreiber, nicht Panegyriſt ſein.

Wenn ich es verſuche, auch eine Kopie zu ſkizziren, unvermerkt kommen mir eben die Züge, die Ausdrücke alle nach einander wieder, womit ſein würdiger Biograph ihn zeichnete; und dennoch will auch ich einen Verſuch wagen.

So oft ich bei Kleinjogg war, ſo rief ſeine Gegenwart und ſeine Wirkſamkeit in mir eine Art von Gefühl auf, das noch in keines Menſchen Gegenwart in meinem Herzen rege wurde. Nicht ein warmes enthuſiaſtiſches Gefühl; es war, wie wenn ein dunkles Menſchenideal in meiner Seele lebendig und beleuchtet werden wollte. So was Einfaches, Zartes, Unausdrückbares regte ſich ſanft in mir. Es war nicht Ehrfurcht, nicht Liebe, nicht Freundſchaft; es war eine ſtille Erweiterung meiner Seele, ein ſanftes Ahnen der unverdorbenen Menſchheit, die vor mir ſtände.

Dieſe ganze, wahre Menſchengeſtalt vor mir! Der ganze Menſch Bauer, der ganze Bauer Menſch! So ohne Sorgen, ohne Anſtrengung, ohne Plan! Ein Licht ohne Blendung, Wärme ohne Hitze! So inniges Gefühl ſeiner ſelbſt ohne Selbſtſucht! Solch' ein Glaube an ſich ohne Stolz! Nicht glänzender, nicht tiefer Verſtand, aber ſo geſund, ſo unanſteckbar vom Hauche des Vorurtheils! So unbeſtechlich, ſo durch keine Labyrinthe verführbar! Immer in Arbeit und Ruhe! Voll edler Betriebſamkeit und einfältiger Gelaſſenheit! So immer in ſeinem Kreiſe! So eine Sonne in ſeiner Welt! So ſchön in ſeiner Thätigkeit, in ſeiner Unangeſtrengtheit, ſeiner Offenheit, ſo

herrlich! So ſeine ganze Seele herausgebend, und ohne es zu fühlen, ohne daran zu denken, daß er gibt! So treffend Alles, was er ſagt, immer Gold und Erdenklos, oft Diamant auf dem Miſt! Immer ſo ein Ganzes, Alles ſo fließend aus ſeiner Ganzheit, ſo rückfließend in ſie! Das Gemeinſte, das Trivialſte, was er ſagt, wie iſt es in ihm und aus ihm, wie hat es das Gepräge ſeiner Individualität! Was ich ihm immer, und wenn auch noch ſo getreu, nacherzählte, wie war es nie das, was ich erzählen wollte! immer Schaum, abgeſchöpft von der ſprudelnden Quelle, Körper ohne Seele, Alltagsgeſchwätze, was in ihm ſo ruhiges Anſchauen, ſo ungelerntes, unnachgeſprochenes Urgefühl iſt! Wie iſt er mir ſo ſicherer Thermometer des Verſtandes, der Redlichkeit, des Menſchengefühls aller derer, die mit ihm umgehen![1] Wie iſt er mir ſo ſehr Statthalter der ſchöpfenden Gottheit![2] Und wie vollkommen wahr iſt es, und was läßt ſich Ganzeres, Vollſtändigeres von Kleinjogg, und was mehr von einem Menſchen ſagen, als: „Denken, Reden und Handeln ſind bei ihm immer in der größten Harmonie!“[3] Ein Zug, der Alles zeichnet und Meiſterhand verräth!

Und nun noch ein paar Worte über ſeine Phyſiognomie und ſein Portrait. Hirzel ſagt von ihm: „Seine feurigen Augen lachen beſtändig aus ſeinem röthlichen, geſunden Geſichte, und entdecken jedem Kenner der Geſichtszüge bei dem erſten Anblicke die Schönheit ſeiner Seele?“[4] Bloß feurige Augen ſind eigentlich niemals ein Zeichen einer ſchönen Seele; lichtvolle, leuchtende Augen ſollte es ohne Zweifel heißen, und ſolche hat Kleinjogg, nicht

1 Hirzel, S. 147.
2 S. 263.
3 S. 151 der neueſten Ausgabe.
4 S. 143 der neueſten Ausgabe.

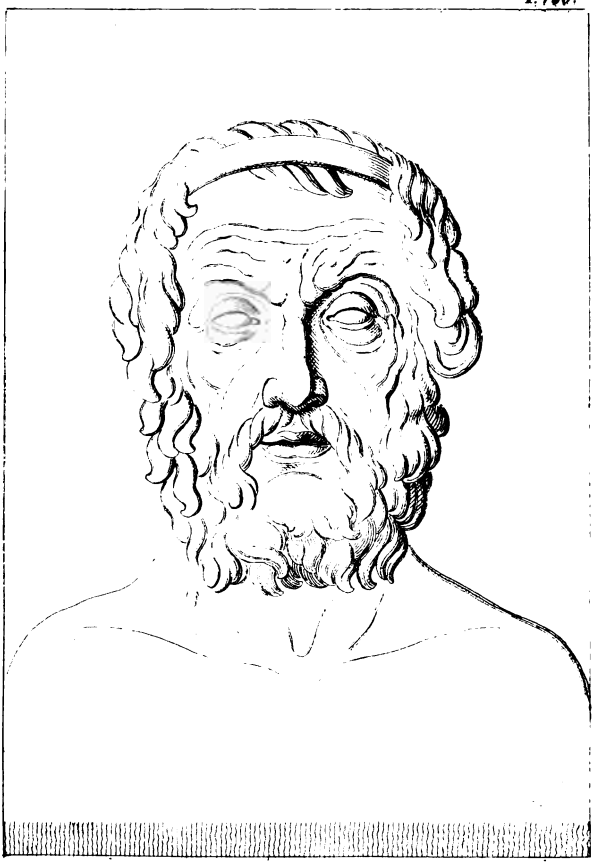
tief, nicht hervorstehend, nicht halb verschlossen, nicht aufgesperrt, so aufgesperrt nicht, wie in unserm Portrait. Seine schwarzen, gebogenen Augenbraunen unter einer weder geraden, noch schiefen, noch zu stark gebogenen, weder hohen noch niedern Stirne kleiden ihn trefflich. Seine Nase ist äußerst fein und vergröbert sich in allen Zeichnungen; sie scheint mir im Originale etwas spitzer und zärter. Die wahrhaft fürstlichen Prinzessinnen von Darmstadt, die von der heitern, offenen Natürlichkeit unsers lieben Mannes äußerst gerührt waren, versicherten, daß sie der Nase ihrer verstorbenen hochseligen Frau Mutter ähnlich wäre, und ich weiß nicht, ob das der trefflichen Prinzessin, oder dem Kleinjogg mehr Ehre macht. Bei dieser Gelegenheit muß ich meinen Lesern zum Voraus sagen, daß, man mag sagen, was man will, und lachen, wie man will, unzähligen Beobachtungen zufolge, die Nase, auch an sich betrachtet und ohne alle Rücksicht auf den übrigen Theil des Gesichtes, einer der wichtigsten, der entscheidendsten, sensibelsten und zugleich unverstellbarsten Theile des menschlichen Angesichts ist.

Ich komme auf Kleinjogg zurück. Sein unnachahmlicher Mund auch in diesem ziemlich harten Portrait, wie sprechend ist er dennoch in seiner edlen Ruhe! wie ist Unschuld und Güte, Klugheit und Entschlossenheit so glücklich darin ausgedrückt!

Ausnehmend gefällt mir auch das Kinn. So viel Männlichkeit ohne Härte! so viel Verstand ohne Schlauigkeit! so nichts von Weichlichkeit und Verzärtelung! Nur gewinnen, nicht verlieren kann Kleinjogg bei einem gesunden physiognomischen Auge! Alle Falten und Schattirungen seiner Backen geben seinem Gesichte den zusammenstimmenden Ausdruck der Gesetztheit, Mäßigkeit, Festigkeit, Gemüthsruhe!

Auch stimmt das Ohr mit seiner bestimmten Zeichnung, seiner Rundung, seinen Umrissen allen mit ein.

Ein Fehler in diesem Bilde, der schwer zu finden und dennoch



Homer.

wichtig ist, muß wohl im äußersten Umrisse des Profils liegen. Ich denke, der Umriß unsers Bildes ist im Ganzen genommen zu perpendikulär, zu wenig gebogen, und um etwas zu gedehnt oder zu gespannt. Auch scheint mir der Vorbug am Stirnbeine zu flach zu sein. Dadurch verliert das Bild etwas Wesentliches vom Original, die höchste, behaglichste Natürlichkeit.

Homer, nach einem in Konstantinopel gefundenen Bruchstücke.

Ein gutes, väterliches, vertrauliches Gesicht, voll Bonhomie und Treuherzigkeit! Solche Stirne, vergleiche sie mit der forschenden, entwickelnden Kraft, die Mendelssohn's Stirne oben so wölbt, unten so schärft, solche Stirne ist des Sehers, nicht des Forschers. Die Nase ist des Feinfühlenden, keines Süßzärtlichen und keines Rohen. Voll Güte und Weisheit ist der Uebergang von der Nase zur Oberlippe.

Der Homer in der nachstehenden Vignette ist mehr Mann, ohne alle Rohigkeit, auch sanfter, fühlender Beobachter. Nein! Seher, Hörer! ein gerades, redliches, liebes Gesicht, dem jede gerade, redliche Seele herzlich wohl will.

Also in beiden nicht Homer! Darum sei mir erlaubt, die Gefühle über dessen Büste, die in Gypsabguß vor mir steht und die jeder Liebhaber so oft zu sehen Gelegenheit hat, hier niederzulegen, bis etwa in folgenden Theilen eine glückliche Nachbildung desselben aufgestellt werden kann.

Trete ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sage ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Hauptes ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr

iſt alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen ſich hinauf um die lebendigen Geſtalten zur ſprechenden Wange herabzukeiten. Niemals haben ſich dieſe Augenbraunen niedergedrängt, um Verhältniſſe zu durchforſchen, ſie von ihren Geſtalten abgeſondert zu faſſen, hier wohnt alles Leben willig mit und neben einander.

Es iſt Homer!

Dieß iſt der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden ſo viel Raum haben, als im weiten Himmel und der grenzenloſen Erde. Hier iſt es, wo Achill

μέγας μεγαλωστὶ τανυσθείς
Κεῖτο!

Dieß iſt der Olymp, den dieſe rein erhabene Naſe wie ein anderer Atlas trägt und über das ganze Geſicht ſolche Feſtigkeit, ſolch eine ſichere Ruhe verbreitet.

Dieſe eingeſunkene Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft, ſtrengt das innere Leben immer ſtärker und ſtärker an und vollendet den Vater der Dichter.

Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet, ſind dieſe Wangen, dieſe Redemuskeln, die betretenen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabſteigen. Der willige Mund, der nur die Pforte ſolcher Erſcheinungen iſt, ſcheint kindiſch zu lallen, hat alle Naivität der erſten Unſchuld; und die Hülle der Haare und des Bartes verbirgt und verehrwürdigt den Umfang des Hauptes.

Zwecklos, leidenſchaftlos ruht dieſer Mann dahin; er iſt um ſein ſelbſt willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, iſt ihm Beſchäftigung und Belohnung. — (Ob von Göthe? O.)

Anſon.

Ein vermuthlich ſehr ähnliches und ſehr unähnliches Portrait dieſes Mannes! Eins von den Geſichtern, die man immer kenntlich, nie ähnlich zeichnet! Auch dieſe Kopie iſt unter dem Originale, beſonders die ſpätern retouchirten Abdrücke. Immer aber iſt auch noch die unvollkommenſte Kopie hinreichend, uns einen großen Mann zu zeigen.

Sein Blick iſt immer Adlersblick des Forſchers, und wenn uns nichts übrig bliebe, als ſeine Augenbraunen über einem ſolchen Auge, ſo würde mir immer ſein großer, edler, forſchender, männlicher Verſtand unzweifelhaft ſein.

In den beiden erbärmlichen Karikaturumriſſen dieſes herrlichen Geſichtes war doch der Verſtand nicht zu vertilgen.

Man kann die Stirne rümpfen, daß man einem Dummkopfe ähnlich ſieht, aber die Knochen bleiben immer ebendieſelben. Man kann ein Geſicht erbärmlich verunſtalten: ſo lange man aber nur noch etwas vom Umriſſe der Stirne, der Augenbraunen und des Auges übrig läßt, wird immer noch Charakter übrig bleiben.

Die Stirne in allen drei Portraits, beſonders im erſten Umriſſe, wirſt du ſchwerlich jemals bei einem natürlichen Dummkopfe antreffen.

Aber kann ein Mann mit dieſem Auge, dieſen Augenbraunen, dieſer Stirne nicht ein Narr werden? Und was wird dann deine Phyſiognomik dazu ſagen?

Wenn er ein Narr wird, und das kann der Weiſeſte werden, ſo wird der Umriß ſeiner Stirne ganz, ſeiner Augenbraunen, ſeiner Augen vielleicht größtentheils bleiben; aber das Feuer, der Blick, die Schnellkraft ſeiner Augen wird nachlaſſen; ſeine Lippen werden ſchief werden, der Mund ſich nicht mehr feſt ſchließen, die Elaſticität der Muskeln wird nachlaſſen. Das Feſte wird bleiben, das Weiche

wird sich nach dem Maße der Schwachheit ändern. Dann wird der weise Physiognomist sagen: „Die treffliche Anlage hat ein Zufall zerrüttet.“ Doch davon einmal ein besonderes Fragment und eine Induction zur Beilage.

Du wirst in diesem Gesichte auch festen Muth und Entschlossenheit, keinen Schwätzer und lustigen Knaben, sondern einen Mann erblicken, der sagen dürfte: ich will, ich kann, der es aber vielleicht nicht sagt, sondern nur so will und kann.

Achtzehntes Fragment.

Vermischtes.

Ich eile zum Beschlusse dieses ersten Bandes, obgleich ich noch eine unzählige Menge von Sachen zu sagen hätte, die ich kaum einem zweiten Versuche aufsparen darf.

Ich habe in diesem ganzen Bande noch wenig oder keine Regeln, keine Schlüssel gegeben, noch nichts von dem Wichtigsten, (freilich nicht für bloß neugierige Leser Wichtigsten,) von der Methode, Physiognomik zu studiren, gesagt, noch wenige Einwendungen angeführt und beantwortet; ich hoffe aber, nicht das, was ich noch nicht gesagt, sondern das, was ich gesagt, sei der Prüfung des menschlichen Lesers nicht unwürdig.

Ich verachte keine Einwendung, ich werde gewiß manche, werde nach und nach alle beantworten, die mich von einiger Erheblichkeit zu sein dünken und bekannt werden. Ueberhaupt aber dünkt mich, daß es besser sei, ein Gebäude, oder wenigstens einige Hauptbruchstücke des Gebäudes darzustellen, als mit Worten die Einwendung zu bestreiten, „daß es unmöglich sei, so ein Gebäude aufzuführen.“

Es verhält sich mit den Einwendungen gegen die Physiognomik sehr oft, wie mit Disputen über die Pflichtmäßigkeit und Moralität

gewiſſer Handlungen. Man kann tauſend Sophiſtereien dagegen ſagen, die ſich nicht ſogleich mit Worten beantworten laſſen. Der Tugendhafte, dem nichts unerträglicher iſt, als Geſchwätz und Gezänk über Tugend, hört es, ſpricht umſonſt, ſchweigt, zürnt oder lächelt, und geht ſtill hin und thut, worüber Andere einen ganzen Tag geſtritten haben: „ob's recht, ob's gut, ob's möglich ſei?“ Und wenn es dann Schwätzer ſehen, ſo ſagen freilich nicht alle, aber alle empfinden es: Recht! Schön! Vortrefflich!

Hunderte werden ſich Tage lang über die Phyſiognomik zanken, Einwendungen machen, die ſich nicht ſogleich beantworten laſſen, der Phyſiognomiſt hört es, ſchweigt, lächelt der Lacher, und geht und umfaßt aus der Menge einen mißkannten Menſchen, freut ſich und ruft: „Mein Bruder! mein Bruder!“ und fühlt im neugefundenen Menſchen Gewißheit und Genuß, eine Wonne, die ſich ſo wenig als das Bewußtſein, „recht und großmüthig gehandelt zu haben,“ wegſophiſtiſiren läßt.

„Kann auch aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ Was läßt ſich darauf antworten, als: „Komm und ſiehe!“

Aber wer ſieht es, wer fühlt es? „Ein rechtſchaffener Iſraelit, in welchem kein Falſch iſt!“

* * *

Die Sympathie und Antipathie jedes einzelnen Menſchen gegen die Geſtalten, die ihn umgeben, machen den Hauptgrund aus, warum es keine allgemeine Phyſiognomik geben kann. Auf jedes Individuum machen die Gegenſtände einen eigenen Eindruck, durch den es regiert wird; denn Liebe, Freundſchaft, Haß werden gar ſehr, doch in wunderbarer Verbindung mit dem Innern, durch das Aeußere angezündet und unterhalten.“ — Unwiderſprechlich! und dennoch wird dadurch die abſtrakte Beſtimmbarkeit gewiſſer Kräfte und Triebe durch äußerliche ſichtbare Zeichen nicht aufgehoben.

* * *

Das physiognomische Gefühl möchte ich eigentlich einen warmen Antheil an einem sichtlichen Gegenstande nennen, wodurch ich das ganze Verhältniß seiner Existenz erkenne.

Wie Viele unter Tausenden werden nun Physiognomisten werden?

Die Schönheit zieht uns an, die Häßlichkeit stößt uns weg, und Verlangen und Ekel hindern uns, beides zu erkennen.

Aber müssen wir denn erkennen? immer oder nur erkennen?

Ich halte dafür, daß jedem Menschen sein Theil Physiognomik zugetheilt ist, womit er zu seiner Nothdurft auskommt.

* * *

Ich fühle an mir, daß die sinnlichen Gegenstände ganz anders auf mich wirken, als vor Jahren; und doch könnte es sein, daß diese Veränderung nicht eben wachsende Erkenntniß wäre. Die Veränderung meiner selbst kann andere Verhältnisse der übrigen Dinge gegen mich hervorgebracht haben.

* * *

Physiognomik ist ein dichterisches Gefühl, das die Ursache in der Wirkung erkennt. Die meisten Menschen ergötzen sich am Gemälde, wie am Gedichte, an Schönheit oder Aehnlichkeit, oder Karikatur.

Der Kritiker vergleicht die Verhältnisse unter sich selbst und mit dem Originale, aber beide stehen vor der Schöpfung des Dichters, wie vor der Schöpfung Gottes. Von der Kraft, die es hervorbringt, haben sie keine Ahnung.

* * *

Aus den Urtheilen über diese Versuche werden wir Beiträge zur Physiognomik selbst überflüssig gewinnen. Bayard's Wahlspruch »**sans pour et sans reproche**« kann nicht lebendiger mit seinem herrlichen Gesichte übereinstimmen, als die Recensionen so mancher junger Magister mit ihrem Kinn und ihren Halsbinden übereinstimmen werden.

* * *

Freilich wünſchte ich, wenn Wünſchen was hülfe, daß noch kein Wort, weder Gutes noch Böſes, darüber geſprochen würde, bis ich dahin gekommen wäre, durch Inductionen Einwendungen zu beantworten, die unbeantwortlich ſchienen.

* * *

So viel kann ich nur vorläufig verſichern, daß ich noch keine Einwendung von Jemanden gehört habe, die nicht durch den Unterſchied der feſtern und weichern Theile, der Anlage und der Uebung der Kräfte auf die ſimpelſte Weiſe gehoben werden könnte.

Es iſt Alles am Menſchen, wenn ich ſo ſagen darf, Zettel und Eintrag! Wurzel und Zweige! Anlage und Uebung! Bein und Fleiſch!

Entwickle dieſen Gedanken, verfolge ihn, ſo tief du kannſt, und er wird dir Schlüſſel zur ganzen Phyſiognomik ſein.

* * *

Von Sokrates, und was daher für und wider die Phyſiognomik folgt;

von der Aehnlichkeit des Menſchen mit den Thieren, und wie daher Licht und wie viel Licht auf die Phyſiognomik falle;

von der menſchlichen Bildung überhaupt, von der Empfängniß an bis zum Tode;

von den verſchiedenen Temperamenten, von den Einflüſſen der Erziehung, der Lebensart, des Klima und ſo fort;

von National-Familien-Sektenphyſiognomien;

von der Verſtellung und Aufrichtigkeit;

von der Veränderung der Phyſiognomien durch Zufälle und Natur;

von der Verſchönerung und Veredlung der menſchlichen Bildung und Geſichtszüge;

von diesen und noch so manchen wichtigen hieher gehörenden Dingen gedenken wir unsere Leser, wenn Gott Leben, Kräfte und Muße gönnt, in den folgenden Bänden zu unterhalten.

Für alle mir schwer aufliegenden Unvollkommenheiten dieses Versuches soll und darf ich den billigen Leser um Nachsicht und Verzeihung bitten.

Ein Anderer, der mehr Muße hätte, als ich, würde diese Nachsicht nicht fordern dürfen.

Wenn einmal die Sorge für die Tafeln und den Detail, die nun, hoffe ich, bald zu Ende geht, mir abgenommen ist, so werde ich die Zeit und Kraft, die mir daher zu gut kommen wird, mit auf die Vervollkommnung und Ausarbeitung des Textes zu verwenden suchen.

Uebrigens, wenn nun Alles, was ich in diesem Bande geleistet, weiter nichts wäre, als Charakteristik von einigen wirklichen Menschen, wenn es nichts wäre, als eine kleine Gallerie von Menschengesichtern, Menschencharaktern, die Harmonie von beiden mit nichts angedeutet, nirgends fühlbar gemacht wäre, würde ich schon nichts Unnützes gethan zu haben glauben. Ich bin aber fest überzeugt, daß jeder Nachdenkende, der dieses Werk nicht bloß als einen kindischen Zeitvertreib betrachten und lesen will, aus dem Wenigen, was ihm vorgelegt worden, (unendlich wenig gegen das, was ihm vorgelegt werden könnte,) sein physiognomisches Auge und Gefühl zu üben Gelegenheit genug gehabt haben, und in den Stand gesetzt sein wird, sich bereits einige zuverläßige und feste Zeichen zu abstrahiren, oder wenigstens auf den Weg gestellt sein wird, daß er nun selbst weiter gehen und meine Beobachtungen oder Empfindungen prüfen kann.

* * *

Nur noch eins: Herzlich aufrichtig, und so dringend es mir möglich ist, verbitte ich mir von allen nahen und fernen, bekannten

und unbekannten Freunden und Feinden alle mündlichen und schriftlichen Fragen über dieß oder jenes Gesicht, so herzlich, innig und dringend ich Jedem danken werde, der mir von außerordentlich trefflichen Personen getreue, ins Kleine gezeichnete Silhouetten zukommen lassen wird, ohne schriftliche Antwort oder Dank zu erwarten.

Neunzehntes Fragment.

Seltenheit des physiognomischen Beobachtungsgeistes.

So allgemein das dunkle, unbestimmte physiognomische Gefühl ist, so selten ist der physiognomische Beobachtungsgeist. So viele Menschen physiognomisch *fühlen*, so wenige *denken* physiognomisch.

Keine leichtere Sache scheint zu sein, als Beobachten, und keine ist seltener. *Beobachten* heißt, bei den Mannigfaltigkeiten einer Sache verweilen; eine Sache erst theilweise betrachten, und dann sie ganz mit andern neben ihr existirenden oder möglichen Sachen vergleichen; sich das, was sie auszeichnet, bestimmt, zu derjenigen Sache macht, die sie ist, klar und deutlich vorzeichnen und einprägen, sich das Individuelle einer Sache im Ganzen und stückweise vergegenwärtigen, so daß man diese Merkmale dergestalt inne hat, daß man dieselbe mit nichts in der Welt, und wenn's ihr auch noch so ähnlich wäre, verwechseln kann.

Nun darf man nur zum Beispiel die Urtheile einer Menge Menschen über ein und ebendasselbe Portrait anhören, so wird man sich sogleich von dem allgemeinen Mangel des genauen Beobachtungsgeistes überzeugen können. Nichts aber hat mich so sehr, und wider alle meine Erwartung, von dieser äußersten Seltenheit des wahren Beobachtungsgeistes, selbst an Männern von Genie, selbst an wirk-

lich berühmten und ruhmwürdigen Beobachtern, selbst an weit größeren Physiognomisten, als ich in meinem Leben je zu werden mir schmeicheln kann, — nichts, sage ich, hat mich von der Seltenheit des echten Beobachtungsgeistes, selbst an großen Männern, so sehr überzeugt, wie die Vermischung ganz verschiedener Portraite und Schattenrisse. Man hat die treffendsten, vollkommensten Aehnlichkeiten zwischen namenlosen Portraiten und Schattenbildern im ersten Theile und zwischen lebenden Personen gefunden; man hat die Urtheile, die darüber gefällt wurden, für höchst ungegründet, wenigstens äußerst unvollständig erklärt, und das war ganz natürlich; denn ich recensirte Schattenrisse von Zürchern und Schweizern, und man suchte die Urbilder dazu in Berlin und Hannover. Die Mißbeobachtung ist sehr leicht, und eben dasselbe ist mir vermuthlich schon mehrmals widerfahren; allein alles dieß beweist nur, wie selten der echte, scharfe Beobachtungsgeist ist, wie oft er selbst die verläßt, die sich geflissentlich mit Beobachtungen abgeben.

Mir schauert oft die Haut, wenn ich an die schiefen Vergleichungen gedenke, die man von Portraiten und Schattenrissen mit lebenden Personen macht, wie man jede Karikatur für wahres Portrait, oder vielleicht bisweilen gar für ein Ideal halten kann. Die vollkommenste Analogie sehe ich in diesen Urtheilen mit den Urtheilen gemeiner Menschen über den Charakter Anderer. Jede Verleumdung, die nur noch etwas Wahres enthält, wird, ach! so leicht für reine, ganze Wahrheit hinein verschlungen, so wie viele tausend elende Portraite, die kaum eine entfernte Aehnlichkeit haben, für kenntlich ausgerufen werden.

Unzählige elende physiognomische Urtheile entstehen daher, und unzählige sehr gegründet scheinende und dennoch äußerst ungegründete Einwendungen gegen die Physiognomik.

Man nennt ähnlich, was nicht ähnlich ist, weil man sich nicht gewöhnt hat, fest und scharf zu beobachten.

Selbſt Portraitmaler, (doch ich werde in einem beſonderen Fragmente über die Portraitmalerei mir die Freiheit nehmen, über den Mangel des Beobachtungsgeiſtes unter ihnen nicht mein Herz zu leeren, ſondern nur ein paar erweckende Worte fallen zu laſſen,) ſelbſt Portraitmaler ſind von ſolchen Uebereilungen nicht frei.

Was ich ſage, ſage ich nicht, um zu tadeln, oder zu beleidigen, ſondern um zu warnen und zu belehren.

Zu warnen vor ſchnellen, ſchiefen Beurtheilungen und Vergleichungen, bis man ſicher iſt, daß man zwei unähnliche Geſichter nicht mehr für ähnlich, und zwei ähnliche nicht für dieſelben halten kann.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich die zwar ſehr allgemeine, aber nichts deſto weniger äußerſt wichtige Anmerkung nicht zurückbehalten: „daß junger Kinder Aufmerkſamkeit wohl durch nichts ſo ſehr geübt, ihr Beobachtungsgeiſt wohl durch nichts leichter und ſicherer geſchärft werden kann, als durch Vorlegung erſt merklich unähnlicher, dann immer ähnlicherer Zeichnungen, deren Unterſchiede ſie ſorgfältig aufzuſuchen und genau anzugeben hätten.“ Auge ſowohl als Sprache würden dadurch viel gewinnen.

Alle Menſchen haben Beobachtungskraft, Beobachtungsfähigkeit, ſo gewiß Alle Augen haben; aber die meiſten beobachten nicht, weil ſie nicht geübt worden ſind; ſie ſehen a, b, c, d auf einmal, b, wenn ſie a, und c, wenn ſie b anſehen ſollen; ſie eilen immer vor, greifen immer vor, die meiſten Menſchen, beſonders die meiſten Maler. Sie vereinfachen die Beobachtung nicht, ſie heften ihren Blick nicht auf Eins, ſie fliehen alles Beſtimmte, weil ihnen von jeher eine unaustilgbare Furcht vor Härte eingepredigt worden iſt. Daher das unſichere: ich weiß nicht, was; daher unzählige blendende Modemanieren in Zeichnung, Grabſtichel, Kolorit und worin nicht. O du weiches, zartes, verblaſenes, ſeidenes Jahrhundert! wer will deinem Blicke Feſtigkeit, deinem Tritte Muth, deiner

Hand Keckheit, deinen Werken Zuversicht und Bestimmtheit geben? das heißt, wer gibt dir eigene Augen, zu sehen? Beobachtungsgeist?

Einige Beobachtungen über Neugeborne, Sterbende, und Todte.

Ich beobachtete einige Kinder etwa eine Stunde nach ihrer nicht harten Geburt. Ich bemerkte eine frappante, freilich verjüngte Aehnlichkeit ihres Profils mit dem ihres Vaters. Diese Aehnlichkeit verlor sich in wenigen Tagen beinahe gänzlich. Der Einfluß der offenen Luft und der Nahrung, vermuthlich auch der Lage, veränderten die bestimmte Zeichnung so sehr, daß man einen ganz anderen Menschen vor sich zu sehen glaubte. Ich sah diese Kinder, das eine etwa sechs Wochen, das andere etwa vier Jahre nach der Geburt, todt, und etwa zwölf Stunden nach ihrem Sterben bemerkte ich vollkommen wieder das halbe Profil, das ich etwa eine Stunde nach ihrer Geburt an ihnen bemerkt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß das Profil des todten Kindes, wie natürlich etwas fester, und gespannter war, als des lebenden; etwas von dieser Aehnlichkeit aber verlor sich am dritten Tage wieder merklich.

Ich sah Männer von fünfzig und siebenzig Jahren, die in ihrem Leben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit ihren Söhnen zu haben schienen, deren Gesichter beinahe aus einer ganz verschiedenen Klasse zu sein schienen, todt; am zweiten Tage nach ihrem Sterben war das Profil des einen dem Profil seines ältesten, und das Profil des andern dem Profil seines dritten Sohnes gerade so frappant ähnlich, wie das Profil der oben angeführten todten Kinder ihrem lebenden Profile eine Stunde nach der Geburt war; freilich stärker, und nach dem Malerausdruck härter; aber auch hier verlor sich am dritten Tage etwas von der Aehnlichkeit.

So viele Todte ich gesehen, habe ich dabei die einförmige Beobachtung gemacht, daß sie etwa sechszehn, achtzehn, vierundzwanzig Stunden nach ihrem Tode, (je nachdem sie eine Krankheit gehabt hatten,) eine schönere Zeichnung hatten, als sie in ihrem Leben niemals gehabt hatten, viel bestimmter, proportionirter, harmonischer, homogenischer, edler, viel edler, erhabener.

Dürfte nicht vielleicht, dachte ich, bei allen Menschen eine Grundphysiognomie sein, durch die Ebbe und Fluth der Zufälle und Leidenschaften verschwemmt, vertrübt, die sich nach und nach durch die Ruhe des Todes wieder herstellte, wie trüb gewordenes Wasser, wenn's unzerrüttet stehen kann, hell wird?

Bei einigen Sterbenden, die nichts weniger als einen edlen, großen oder erhabenen Charakter in ihrem Leben gehabt hatten, habe ich einige Stunden vor ihrem Tode, bei einigen bloß einige Augenblicke vorher, (die eine war im Delirio,) eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen. Man sah einen neuen Menschen vor sich; Kolorit und Zeichnung und Grazie, Alles neu, Alles morgenröthlich, himmlisch, unbeschreiblich edel, erhaben. Der Unaufmerksamste mußte sehen, der Unempfindlichste empfinden. Ebenbild Gottes sah ich unter den Trümmern der Verwesung hervorglänzen, mußte mich wenden, schweigen und anbeten. Ja, du bist noch, bist noch, Herrlichkeit Gottes! auch in den schwächsten, fehlervollsten Menschen. Wenn das dürre Holz noch so blühen kann, wie wird's das grüne?

Zwanzigstes Fragment.

Beantwortung einiger vermischter besonderer Einwendungen gegen die Physiognomik.

Erste Einwendung.

Man sieht, sagt man, Leute, die beständig, von frühen Jahren an, ohne Krankheit, ohne Schwelgerei, ein wahres hippokratisches Todtengesicht bis ins höchste Alter, und doch immer die stärkste und unverrückteste Gesundheit hatten."

Beantwortung.

Diese Fälle sind selten. Es sind immer tausend Menschen, deren Gesichtsfarbe und Umriß ihrer Gesundheit entspricht, gegen Einen, bei dem diese sich zu widersprechen scheinen. Ich vermuthe indeß, diese seltenen Fälle rühren gemeiniglich von Eindrücken auf die Mutter während der Schwangerschaft her. „Unter andern hier einschlagenden Räthseln", schreibt mir ein Freund, „will ich Ihnen nur eine Gattung vorlegen: die Erbkrankheiten. Rachitische, venerische Affekte, die die Kinder erst in einem gewissen Alter als ihr Erbtheil bemerken, die Arthritis, das Podagra sind allzu bekannt. Aber Borelli erzählt einen Vorfall von zwei Jünglingen, die ohne eine äußerliche Verletzung in ebendemselben Jahre, nämlich im fünfzehnten, da ihr Vater durch einen besonderen Zufall lahm geworden, gleichen Fehler bekommen." So kann's, wie viel leichter, mit dem hippokratischen Gesichte sein. Wie kann ein Schrecken der schwangern Mutter diese Blässe so viel erklärbarer verursachen, als so ein Fall, Gott weiß, nach welchem uns unerforschbaren Gesetze der Einbildungskraft, oder Sympathie, oder Influenz, verursacht worden? Solche Fälle können als Ausnahmen, deren zufällige Ursachen jedoch so schwer nicht zu ergründen sind, angesehen werden.

Man kann, däucht mich, daher so wenig gegen die Physiognomik

ſchließen, als daraus, daß es Zwerge und Rieſen und disproportionirte Mißgeburten gibt, ſich wider die Regeln von dem Verhältniſſe und Ebenmaße des menſchlichen Körpers ſchließen läßt.

Zweite Einwendung.

Derſelbe Freund ſchreibt mir: „Ich kenne einen der ſtärkſten Menſchen, der, die Hände ausgenommen, genau ſo ausſieht, wie einer der ſchwächſten, und ſo von Jedem, der es nicht weiß, taxirt wird.“

Beantwortung.

Ich möchte dieſen Mann ſehen. Ich zweifle ſehr, ob ſeine Stärke bloß in den Händen ausgedrückt ſei? Geſetzt aber auch, es wäre, ſo wäre es hiemit doch in den Händen; und wenn auch kein Ausdruck der Stärke auffallend wäre, ſo könnte dieß eine Ausnahme, ein Beiſpiel ohne Beiſpiel ſein. Wie geſagt aber, ich zweifle an der Behauptung. Ich habe noch keinen Starken geſehen, dem's nicht leicht hier und dort anzuſehen geweſen wäre.

Dritte Einwendung.

„Man ſieht Helden- und Waghalsgeſichter, die immer die Erſten auf der Flucht geweſen ſind.“

Beantwortung.

Je weniger man iſt, deſto mehr will man ſcheinen.

Wie ſehen dieſe Waghalsgeſichter aus? wie der farneſiſche Herkules? Ich zweifle. Man zeichne ſie, man führe ſie vor. Der Phyſiognomiſt wird vielleicht auf den zweiten, wo nicht auf den erſten Blick ſagen: **Quanta species!** Auch kann Krankheit, Zufall, Hypochondrie den Muthigſten muthlos machen; aber auch dieß Gemiſche wird dem Phyſiognomiſten immer fühlbar ſein.

Vierte Einwendung.

„Man ſieht äußerſt ſtolz ſcheinende Menſchen, die in ihren Handlungen niemals das allergeringſte Merkmal von Stolz verrathen.“

Beantwortung.

Man kann ſtolz ſein und Demuth affektiren. Erziehung und Umgang kann die Miene des Stolzes geben, wenn das Herz demüthig iſt. Aber dieß demüthige Herz wird durch die Miene des Stolzes durchſcheinen, wie Sonnenſtrahl durch dünne Wolken.

Fünfte Einwendung.

„Man ſieht Mechaniker, die bei unglaublicher Geſchicklichkeit, die allerfeinſten Arbeiten zu verfertigen und ſie zur größten Vollkommenheit zu bringen, wahre Bären- und Holzhackerhände und Körper hatten; feine Frauenzimmerhände, die zu allen ſubtilen mechaniſchen Verrichtungen ganz unfähig waren.“

Beantwortung.

Man ſtelle, wenn ich bitten darf, dieſe groben und feinen Körper neben einander und vergleiche ſie. Die meiſten Naturgeſchichtsſchreiber geben dem Elephanten ein plumpes und dummes Anſehen, und befremden ſich in Rückſicht auf dieſe anſcheinende Dummheit oder vielmehr dieſen angedichteten Schein von Dummheit, über ſeine mannigfaltigen feinen Geſchicklichkeiten. Man ſtelle aber den Elephanten neben das zartere Lämmlein; welches zeigt, ohne Proben, bloß durch den Bau und die Gelenkſamkeit ſeines Körpers, mehr Geſchicklichkeit?

Es kommt nicht ſo faſt auf die Maſſe, als auf die Natur, die Beweglichkeit, innere Empfindſamkeit, die Nerven, den Bau, die Gelenkſamkeit des Körpers an.

Ferner: Zartheit iſt nicht Kraft. Kraft iſt nicht Feinheit. Apelles zeichnet mit einer Kohle beſſer, als mancher Miniaturmaler mit dem feinſten Pinſel. Der Mechaniker kann grobe Werkzeuge und eine feine Seele haben. Die feine Seele arbeitet durch den plumpen Finger beſſer, als die ſtumpfe Seele durch den feinen.

Wenn's der Künſtler, von dem Ihr ſprecht, nirgends in ſeinem Geſichte, ſeinem Aeußerlichen zeigt, was er iſt, ſo habt Ihr gewon-

nen; aber ehe Ihr hierüber entſcheidet, müßt Ihr die mannigfaltigen Kennzeichen des mechaniſchen Genies wiſſen. Habt Ihr die Helle, Schärfe oder Tiefe ſeiner Augen, habt Ihr die Schnelligkeit und treffende Beſtimmtheit und Feſtigkeit ſeines Blickes, habt Ihr ſeine ſcharfen Augenknochen, habt Ihr den Bogen, den Vorbug ſeiner Stirn, die Gelenkſamkeit ſeiner zarten oder maſſiven Glieder, habt Ihr das alles bemerkt, beobachtet, gewürdigt? Es iſt bald geſagt: „Man ſieht's ihm nicht an!“ Es wird darauf ankommen, wer dieſer Mann ſei.

Sechste Einwendung.

„Man ſieht äußerſt ſcharfſinnige Leute mit einem nichts bedeutenden Geſichte.“

Beantwortung.

Das Faktum muß beſtimmter erwieſen werden.

Ich wenigſtens habe, nach vielen hundert Fehlſchüſſen, zuletzt alle Mal gefunden, daß ich nur nicht recht beobachtet habe. Ich ſetzte anfangs zum Exempel die Charaktere von Einer Eigenſchaft zu ſehr an Eine Stelle, ſuchte ſie anfangs nur da und fand ſie nicht; wußte ſonſt ganz zuverläſſig, daß zum Exempel außerordentliche Kraft da war, und konnte den Sitz ihres Charakters lange nicht finden; warum? Ich ſuchte ihn nur an Einem Orte. Dieß geſchah mir beſonders bei ſolchen Menſchen, die ſich nur in Einem beſondern Fache auszeichneten, übrigens aber die gemeinſten Köpfe zu ſein ſchienen, Menſchen, deren ganze Seelenkraft auf Ein gewiſſes Feld, Einen beſondern Gegenſtand zielte, oder bei ſolchen, die eine ſehr unbeſtimmte Kraft hatten. Ich drücke mich unrecht aus, eine Kraft, die ſich nie an etwas recht verſucht und ausgearbeitet hatte.

Ich habe vor vielen Jahren einen großen Mathematiker, das Erſtaunen von Europa, geſehen, der im erſten Anblicke, und lange nachher, die gemeinſte Phyſiognomie von der Welt zu haben ſchien.

Ich zeichnete ein gut getroffenes Bild von ihm nach und ward alſo beſſer zu beobachten genöthigt. Ich fand einen beſondern Zug, der ſeinem Blicke eine eigene Beſtimmung gab, eine Beſtimmung, die ich erſt einige Jahre nachher an einem andern, himmelweit von dieſem verſchiedenen, aber ebenfalls trefflichen Kopfe entdeckte, der ſonſt auch eine, alle meine Phyſiognomik irre machende, flache Geſichtsbildung hatte. Seither habe ich dieſen Blick bei keinem Menſchen, wenn er auch ſonſt noch ſo einfältig ſchien, angetroffen, der nicht irgend etwas ganz Außerordentliches hatte.

Dieß kann zeigen, wie ſehr das Urtheil: „der Mann ſieht einfältig aus und hat doch große Geiſteskraft“, wahr und nicht wahr ſein kann.

Man ſchreibt mir von d'Alembert, zur Beſtreitung der Phyſiognomik, daß er die gemeinſte Miene von der Welt habe. Ich kann nichts ſagen, bis ich d'Alembert geſehen. So viel aber iſt gewiß, daß das Profil von ihm, von Cochin, welches doch weit unter dem Original ſein ſoll, anderer ſchwerer anzugebender Merkmale nicht zu gedenken, eine Stirn, und zum Theil eine Naſe hat, die ich noch an keinem mittelmäßigen, geſchweige ſchlechten, Kopfe geſehen habe.

Siebente Einwendung.

„Aber äußerſt Dumme mit feuervollem Geſichte gibt's doch?“

Wer ſieht dergleichen nicht täglich? Meine ganze Antwort, die ich tauſend Mal geben werde und mit dem probehaltigſten Rechte geben kann, iſt dieſe: „Die Anlagen der Natur können trefflich ſein, die Gewohnheiten verdorben.“ Es iſt Kraft da, aber ſchlecht angewandte Kraft. Feuer, der Wolluſt geopfert, kann der Erforſchung und Ausbreitung der Wahrheit nicht mehr geopfert werden; oder Feuer, ohne Licht? oder Feuer, das zu keiner Abſicht brennt?

* * *

So viel kann ich auf meine Ehre versichern, daß mir unter allen mir bekannten, sehr verständigen und gemüthvollen Menschen, (und ich kann sagen, daß ich das Glück habe, viele der besten Köpfe, wenigstens in Deutschland und in der Schweiz, persönlich zu kennen,) daß mir, sage ich, unter diesen allen keiner bekannt ist, nicht Einer, der nicht, gerade nach dem Maße seiner Geistes- oder Empfindungs- oder Schöpfungskraft, sich auch durch seine Gesichtszüge, und vornehmlich durch den Bau seines Kopfes auszeichnete.

Kein Geschöpf, das beobachten kann, darf sich schämen, beobachtet zu werden. Was Gott geschaffen hat, darf sich nicht schämen, geschaffen zu sein, und so gebildet zu sein, wie es ist; also, hoffe ich, werden's die Männer, oder die männlichen Seelen, die dieß Buch lesen (und nur für solche, nicht für Kinder schreib' ich), nicht unbescheiden finden, wenn ich, zur Bestätigung dessen, was ich so eben gesagt habe, aus dem Haufen noch einige Lebende nenne, an denen sich alle Augenblicke der Beweis sehen läßt. Und dieß sei ein neuer Wink zur Bestätigung der Allgemeinheit des physiognomischen Gefühles, weil ich wohl gewiß sein kann, daß Niemand, der das Glück hat, diese Männer zu kennen, mir widersprechen werde.

Man erlaube mir also, Namen anzuführen. Vater Bodmer! erlaube mir, bei Dir anzufangen.

Wer sieht in Bodmer nicht den naiven, vernunftvollen, attischen Selbstdenker, Dichter, Jünglingsfreund?

in Breitinger (doch von dem ein besonderes Fragment) nicht den festen, durchdringenden, ordnenden, unüberwindlichen, klugen Geschäftsmann?

in Geßner nicht den schwebenden Schauer und den geschmackvollen Verschönerer der Natur? den Mann, der lauter Auge und Geschmack ist?

in Sulzer nicht den gesunden, lichtvollen Denker, gewiß seiner Sache, fest, ohne Härte, nachgebend, ohne Schwäche?

in Mendelssohn nicht den Mann, „in keinem Sinne zum Athleten geboren?“ den lichthellen Verstand voll unbefleckter Politur?

in Zimmermann das seltenste Gemisch der edelsten Feinheit und der zermalmendsten Stärke? „die tiefste Kenntniß der menschlichen Natur unter das Laubgewand des philosophischen Satyrs verborgen? so viel warmes Herz mit so viel Weisheitsheiterkeit, so viel Laune als Ernst, und Ernst als Laune?“

in Spalding den bescheidenen und dennoch in sich festen, sanften, eleganten, empfindsamen Denker?

in Haller den wolfischen Geist und den kernhaften Geschmack?

in Rousseau den äußerst reizbaren, nervenreichen Redner?

in Basedow den unverdrossenen, redlichen, thätigen, tiefen Durchforscher, die Leibwache der Vernunft?

in Lambert den allverschlingenden, allumfassenden, in sich grabenden, lichtstrahlspaltenden Ordner und Darsteller aus Licht in Licht, oder aus Nacht in Licht?

und daß ich nicht nur Gelehrte nenne, in Herzog Karl von Würtemberg den Mann voll unerschöpflicher Schöpfungs- und Zerstörungskraft?

in Friedrich, dem Könige von Preußen, nicht den Wirker und Vollender dessen, was er will?

Ich behaupte noch mehr: Unter allen mir bekannten guten Portraiten von großen Männern — und wie viele sind mir durch die Hände gegangen! — ist mir keines erinnerlich, das ohne sichtbare Merkmale dieser Größe gewesen wäre.

Ich führe aus dem unzähligen Haufen abermals nur folgende Namen an: Karl XII., Ludwig XIV., Turenne, Sülly, Polignac, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Newton, Clarke, Maupertuis, Pope, Locke, Swift, Lessing, und so weiter.

Sokrates.

Ich glaube, dieſer Charakter von Größe zeichne ſich ſogar in jedem genau entworfenen Schattenriſſe aus, und ich könnte eine Menge anführen, von denen jedes geübte Auge kaum ein einziges verkennen würde.

Einundzwanzigſtes Fragment.

Sokrates, nach einem alten Marmor von Rubens.

Es iſt faſt Schande, in einem phyſiognomiſchen Werke nicht von Sokrates zu reden, und Schande, von ihm zu reden, ſo viel iſt ſchon über ſeine Phyſiognomie geredet worden.

Man hat die bekannte Anekdote von Zopyrus Urtheil über ihn, „daß er dumm, viehiſch, wollüſtig und der Trunkenheit ergeben ſei,“ und des Sokrates Antwort an ſeine, den Geſichtsdeuter auszizſchenden, Schüler, „daß er von Natur zu allen dieſen Laſtern geneigt wäre, allein durch Uebung und Anſtrengung dieſe Neigungen zu unterdrücken geſucht hätte,“ man hat, ſage ich, dieſe Anekdote für und wider die Wahrheit der Phyſiognomik tauſend Mal angeführt. Laßt uns alſo auch ein Wort darüber ſagen.

Sokrates Bildniſſe alle, ſo viel ich deren geſehen, haben ſehr viel Aehnlichkeit unter ſich, und man kann daher in Anſehung ihrer im Ganzen genommenen Aehnlichkeit mit dem Urbilde ziemlich ſicher ſein, zumal wenn man dazu das nimmt, was Alcibiades, dem man gewiß richtige Beurtheilung und Gefühl der Menſchengeſtalt zutrauen darf, über ſein Geſicht ſagt: (ich verſtehe es nämlich nur von der Form des Geſichtes, überhaupt betrachtet,) „daß er einem Silenus ähnlich ſei.“ „Und ſchwerlich“, ſagt Winkelmann an einem Orte, „kann die menſchliche Natur tiefer erniedrigt werden, als in der Geſtalt eines Silenus.“ Und doch war Sokrates aus

Allem, was wir von ihm wissen, der unvergleichlichste, der weiseste, der edelste Mensch.

Ist dieß nicht ein unzerstörbares Argument gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik, da sich gegen keines von beiden, weder gegen die Häßlichkeit seiner Gestalt, noch gegen die Vortrefflichkeit seines Charakters etwas Wichtiges einwenden läßt?

Es ist dieß in der That so scheinbar, als je etwas in der Welt gewesen sein mag; und dennoch getraue ich mir, Verschiedenes auf die Einwendung zu antworten, ohne auf den sonderbaren, um nicht zu sagen lächerlichen, Gedanken zu verfallen, welchen Alcibiades[1], um seiner Aehnlichkeit mit einem Silen ein Kompliment zu machen, anführt.

Für's Erste könnte ich sagen:

Die Mißgestalt Sokrates, deren beinahe Alle gedenken, die etwas von ihm sagen, ist so etwas Auffallendes, Frappantes, daß sie Allen gleichsam als ein Widerspruch, als eine Anomalie der Natur vorkam, daß sie als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel angesehen werden könnte, die gegen die Wahrheit der Physiognomik so wenig beweisen würde, als eine Mißgeburt mit zwölf Fingern gegen die Wahrheit, „daß die Menschen fünf Finger an jeglicher Hand haben."

Wir könnten also für einmal seltene Ausnahmen zugeben:

Mißgriffe der Natur, Druckfehler, wenn ich so sagen darf, die die allgemeine Lesbarkeit und Erklärbarkeit der menschlichen Gesichtszüge so wenig aufhöben, als zehn, zwanzig, dreißig Druckfehler ein Buch unlesbar und unerklärbar machen.

---

1 Socratem affero persimilem Silenis istis, qui sedentes inter alias imagines a sculptoribus figurantur, ita ut fistulas tibiasve teneant, qui si bifariam dividantur, reperiuntur intus habere imaginem Deorum.

Platonis opera Marsil. Ficino interpr. p. 296.

Wir haben oben ſchon ein Wort davon geſagt: Sollten nicht geheime Urſachen ſolchen Mißgeſtalten, die jedoch die innere Kraft der Seele nicht zerſtören, nur anders wenden, vielleicht gar ſchärfen, in den Zufällen während der Schwangerſchaft der Mutter zu finden ſein?

Ferner bitte ich zu beherzigen, was ich ſchon ſo oft geſagt, umſonſt geſagt habe, und nicht genug ſagen kann, „daß Anlage und Anwendung von Entwickelung, Uebung, Bildung, oder wie wir's heißen wollen, wohl unterſchieden werden muß."

Ich habe ſchon bezeugt, daß die meiſten Einwendungen, die ich gegen die Phyſiognomik geleſen oder gehört habe, ſich durch dieſe ſimple Unterſcheidung heben und beantworten laſſen.

Ein Menſch mit den beſten Anlagen kann ſchlimm, der mit den ſchlimmſten Anlagen gut werden. Das, was man ſchlimme Anlagen nennt, kann dem Weſentlichen nach, zumal es in den feſteren Theilen ſeines Körpers ſeinen vornehmſten Sitz zu haben ſcheint, beinahe gleich ſtark hervorſcheinen, wenn auch Uebung, Weisheit, Tugend und glückliche Umſtände dieſen ſogenannten ſchlimmen Anlagen die beſtmögliche Richtung gegeben hätten.

Das Gröbere, das Feſtere der Bildung, welches überhaupt um ſo viel ſchneller in die Sinne fällt, ſich der Imagination um ſo viel tiefer einprägt, ſo viel leichter nachgeahmt wird, dieß kann ſo wenig, ſo unmerkbar verändert worden ſein; die Veränderungen, welche Uebung und Anſtrengung bewirkt haben mögen, können ſo fein, ſo leicht überſehbar, von dem ſtärkern Eindruck, den die Grundlage des Geſichtes auf uns macht, ſo leicht verdrängt werden, daß daher manche ſehr ſcheinbare, aber dennoch nur ſcheinbare, Einwendungen gegen die Phyſiognomik entſtehen können.

Doch noch ein Wort, ehe wir weiter gehen, von den ſogenannten guten und ſchlimmen Anlagen.

Schlimme Anlagen hat eigentlich kein Menſch, moraliſch gute, genau zu reden, auch keiner. Keiner kommt laſterhaft und Keiner

tugendhaft auf die Welt. Alle Menſchen ſind anfangs Kinder, und alle neugeborne Kinder ſind nicht Böſewichter und nicht Tugendhelden, ſind unſchuldig. Wenige Menſchen werden ſehr tugendhaft, wenige werden ſehr laſterhaft; alle aber ſündigen, ſo wie alle ſterben. Sünde und Tod kann Keiner ausweichen. In dieſem Sinne iſt die Erbſünde der philoſophiſch wahreſte und erweislichſte Satz.

Aber, philoſophiſch zu reden, das heißt, deutlich und der Erfahrung gemäß, es iſt anfangs im Menſchen nur phyſiſche Reizbarkeit und Kraft, nur Trieb, zu wirken, ſich auszubreiten, zu leben, ſeine Exiſtenz zu erweitern, und ſo weiter.

Iſt dieſe Reizbarkeit und Kraft ſo beſchaffen, daß ſie ſehr oft, daß ſie gemeiniglich moraliſch übel, das iſt, zur Zerſtörung mehrerer phyſiſcher Kräfte oder zum Schaden der Geſellſchaft angewandt wird, ſo beſchaffen, daß ſie beinahe anders nicht als ſchlimm angewandt werden kann, ſo heißt ſie moraliſch ſchlimme Anlage, und umgekehrt, moraliſch gute, wenn ſie zehn Mal, hundert Mal gegen Eins gut angewendet zu werden pflegt.

Nun iſt's, der allgemeinen Erfahrung nach, unwiderſprechlich, daß, wo viel Kraft und Reizbarkeit iſt, zugleich viele Leidenſchaften entſtehen müſſen, die größtentheils zu moraliſch ſchlimmen Geſinnungen und Thaten führen. „Der Mißbrauch der Gewalt (und jeder Kraft, deren man ſich bewußt iſt) klebt an der Gewalt, wie die Wirkung an der Urſache," ſagt der Exzantiphyſiognomiſt Helvetius, über den noch ein eigenes Fragment geliefert werden ſollte. Corneille hat ſchon geſagt:

Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus ce qu'il doit. Wer thun kann, was er will, will oft mehr als er ſoll.

Alſo ſieht man, in welchem Sinne man ſagen kann: „Ein Menſch hat ſchlimme Anlagen." Das kann eben ſo viel geſagt ſein, als: „Er hat die beſten Anlagen."

Sokrates hatte, nach dem Bilde zu urtheilen, das wir vor uns haben, sicherlich die größten Anlagen, ein großer Mann zu werden.

Zopyrus irrte, und Sokrates irrte, wenn jener diesen für dumm ansah, dieser seine Anlagen schwach glaubte. Sein kann's, daß Trägheit und Fette des Fleisches Nebel um den hellen Verstand herumdünstete, den die erhabene Stirn dem Zopyrus hätte verkündigen sollen! kann sein, daß Sokrates den Geist nicht fühlte, der in ihm war, daß Zufälligkeiten, die er, weil sie ihn von Jugend auf umgaben, für Anlage, für Natur hielt, die Helle und Kraft seines Geistes dämpften, daß er den Ausdruck dieses Stirngewölbes nicht kannte! Doch war's dieser Geist in ihm, der Einwohner dieser Stirn war's, der die Nebel der Lehre von der Erziehung, der physischen und moralischen, zertheilen wollte und konnte.

Das hohe, geräumige Gewölbe dieser Stirn, die Schärfe der Augenknochen, die Anstrengung der Muskeln zwischen den Augenbraunen, der breite Rücken der Nase, das tiefe Auge, das Aufsteigen des Augsterns unter dem Augendeckel, wie ist dieß alles sprechend, zusammenstimmend für große natürliche Anlagen des Verstandes und für wirklich entwickelte Kräfte! und was ist das, was wir vielleicht in der zwanzigsten Kopie vor uns haben, gegen das Original!

„Aber dieß Gesicht hat doch auch gar nichts von jener edlen Einfalt, jener kalten, anmaßungslosen, planlosen, sich Jedermann empfehlenden Offenheit? Es ist doch so offenbar, daß aus den Augen etwas Falsches und zugleich viehisch Wollüstiges herausblickt; und im Munde?"

Bedeckt einmal mit der Hand die obere Hälfte des Gesichts, setzet die Schiefheit, die durch den offenbar zu breiten Schatten auf der rechten Seite des Mundes verursacht wird, auf Rechnung des Zeichners oder Stechers, ihr werdet schon geneigter sein, euch mit

dieſem Munde zu verſöhnen. Ihr werdet wenigſtens ſicherlich etwas mehr als Gemeines darin finden.

In dem Obertheile des Kinn's iſt kraftvoller Verſtand, im Untertheile furchtbare Kraft.

Der unterſetzte, dicke, kurze Nacken iſt, nach dem allgemeinen, bei allen Nationen gleichen Urtheile, Ausdruck des unbeweglichen Sinnes, Hartnäckigkeit.

Das ſonderbare Geſicht hat Sokrates wenigſtens in eben dem Grade, in welchem ſein Charakter überhaupt ſonderbar und ausgezeichnet war. Dieß allein ſchon ſollte uns vorläufig auf die Vermuthung bringen, „es wäre noch Möglichkeit übrig, uns ſeinethalben mit der Phyſiognomik zu verſöhnen.“ Nun aber, wir haben noch mehr geſehen, haben geſehen, daß dieß Geſicht, ſo ſchlecht, ſo offenbar verzeichnet und vergröbert es iſt, dennoch voll der ſprechendſten Züge für einen großen Mann iſt; daß darin dasjenige, was den ſchlimmſten Eindruck macht, mehr dem Zeichner und dem Grabſtichel zuzuſchreiben iſt, als dem Originale. Aber ganz läßt ſich dadurch doch die Schwierigkeit noch nicht heben. Aber ließe ſie ſich nicht heben, wenn wir die lebende Natur vor uns ſähen?

Würden dieſe Augen jetzt in dieſem Standpunkte gezeichnet, jetzt feſtgeſtellt, nicht ganz anders reden, wenn ſie ſich bewegten, wenn ſie uns gerade dann in die Seele blickten, wenn der Edle uns Ehrfurcht gegen die Gottheit, Hoffnung der Unſterblichkeit, oder Einfalt und Beſcheidenheit lehrte?

Dieſer jetzt ſo fatale Mund in einem ſolchen Augenblick? O ihr Menſchenbeobachter und Menſchenfreunde, fühlt ihr nicht, daß er eine unendlich andere Geſtalt annehmen müßte?

O die Maler, die Bildhauer, die Zeichner, die Alles karikaturiren, wie viel mehr, was ſchon in der Natur Karikatur ſcheint, die ſo fertig ſind, gerade die fatalſten Momente, die Momente der ſchläfrigen Unthätigkeit, in welche der, der ihnen ſitzen oder ſtehen muß,

ſo leicht verſinkt und beinahe verſinken muß, die dieſe Momente ſo begierig aufhaſchen und, weil ſie am leichteſten nachzuzeichnen ſind, ſo gerne verewigen!

Noch einmal: Macht das boshafteſte Pasquill auf einen Menſchen, Tauſende werden ihn immer kenntlich und vielleicht kenntlicher finden, als im wohlgetroffenen Portraite. Man darf nur das feinere Lebende weglaſſen, nur das, was wenig ſchief iſt, mehr ſchief, was grob und fleiſchig iſt, noch gröber und fleiſchiger machen, o, an Tauſenden wird's nicht fehlen, die damit zufrieden ſind, die es bewundern!

Die glücklichen Momente wahrer Exiſtenz hingegen, wo die Seele in aller ihrer individuellen Kraft in's Geſicht tritt, wie die aufgehende Sonne, die das ganze Geſicht mit Himmel tingiren, wenn ich ſo ſagen darf, wer ſucht dieſe auf? wartet dieſe ab? zeichnet dieſe nach?

O, noch einmal: Es ſind keine Verleumder auf der Welt wie die Portraitmaler. Ihr ſchwächt die Natur, wo ſie ſtark, und vergröbert ſie, wo ſie zart iſt! Verzeihet mir, noch oft muß ich über euch klagen, noch oft rufen: O, wenn ich keinen andern Beruf hätte, als euern, nichts zu ſtudiren, als die äußerſte Oberfläche eines Menſchengeſichts in einem einzigen Standpunkte, wollte ich mich ſchämen, immer mich ſo von Regeln und Manier, von Mode und Zeitgeſchmack leiten oder an der Naſe herumführen zu laſſen, immer ſo weit hinter der Wahrheit zurückzubleiben! ſchämen, die herrliche Natur ſo ..... zu verleumden!

Sokrates auf der einen Seite geſteht: „Fleiß, Nachdenken, Uebung habe ſeinen Charakter verbeſſert, verfeinert", und dieß kann ſich, muß ſich in den feinſten, beweglichſten Theilen ſeines Geſichts zehn Mal ſtärker, als in den feſten ausgedrückt haben.

Und auf der andern Seite geſteht uns eine ſo gar ſchlechte und fehlervolle Kopie, daß Sokrates ſich ſelber in Anſehung

ſeiner Anlage zum Theil geirrt habe. Und hiezu kommt noch, daß immer ein großer Theil Verdorbenheit noch übrig geblieben ſein kann.

Dieß alles nun zuſammengerechnet, wird die Phyſiognomik durch Sokrates Geſicht gewinnen oder verlieren?

Doch was ſoll uns der entfernte, nicht mehr lebende Sokrates? Ein Augenblick ſeines lebendigen Daſeins vor uns, wie viel könnte der entſcheiden?

Gebt uns dafür irgend einen lebenden Pendant, und laßt ſehen, wer gewinne, „der Vertheidiger oder der Beſtreiter der Phyſiognomik?“

Führt uns den weiſeſten und beſten Menſchen vor, den weiſeſten und beſten mit der dümmſten und boshafteſten Phyſiognomie, wie ihr meint, den wollen wir kommentiren, und wenn ihr nur dann nicht geſtehen müßt, entweder: „der Mann iſt nicht ſo gut und ſo weiſe, als wir ihn wähnten“, oder: „es ſind die ſichtbarſten Züge vorzüglicher Weisheit und Güte da, die wir anfangs nicht bemerkten“, ſo will ich verloren haben.

Und nun noch ein Wort über die Vignette, die, wie mich deucht, für uns ſehr ſprechend iſt.

Wer ſieht nicht, daß es derſelbe Kopf iſt, den wir ſo eben größer vor uns hatten? dieſelbe hohe, vielfaſſende Stirn? Aber das Auge, wie viel weniger wollüſtig! der Mund, wie ungleich ſanfter, edler! wie herrlich, einfältig, huldreich! O Sokrates! wenn du nur ſo ausgeſehen haſt, und dieß Geſicht, wie unbeſchreiblich muß auch dieß, als hundertſte Kopie, hinter dem Originale zurück ſein.“ — ſo iſt kein ſtärkerer Beweis für die Wahrheit der Phyſiognomik, als du! Aber dann, heiliger Sokrates! bitte für deine Nachbilder, deinen Ariſtophanen ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern!

Zweiundzwanzigſtes Fragment.

Ueber die Portraitmalerei.

Die natürlichſte, menſchlichſte, edelſte, nützlichſte Kunſt, und die ſchwerſte, ſo leicht ſie ſcheint, ſo leicht ſie ſein ſollte, die Portraitmalerei.

Liebe hat ſie erfunden, dieſe himmliſche Kunſt. Ohne Liebe, wer kann ſie? und der Liebenden wer?

Da ein großer Theil dieſes Werkes, und der Wiſſenſchaft, welche den Inhalt desſelben ausmacht, auf dieſer Kunſt beruht, ſo iſt's natürlich, daß wir, wie wir ſchon verheißen oder gedroht haben, auch ein Wörtchen davon ſagen.

Ein Wörtchen; denn was ließe ſich nicht bloß über dieſe Kunſt für ein ganz neues, wichtiges, großes Werk ſchreiben? Und ich hoffe, zur Ehre der Menſchheit und der Kunſt, daß es noch geſchrieben werden wird. Ich denke nicht, daß es von einem Maler, ſo geſchickt er in ſeiner Kunſt ſein möchte, ich denke, daß es von einem verſtändigen, geſchmackvollen phyſiognomiſchen Freunde, einem täglich beobachtenden Vertrauten eines großen Portraitmalers geſchrieben werden ſollte.

Wenigſtens unter allen mir bekannten Portraitmalern ſcheint keiner zu ſein, der dieſe weitläufige Materie zu umfaſſen, zu erſchöpfen, und ins hellſte Licht zu ſetzen im Stande wäre. Sulzer wäre vielleicht der einzige Mann, der dieß zu thun im Stande geweſen wäre. Philoſoph, Kunſtkenner und Schwiegervater eines der größten Portraitmaler unſerer Zeit, des Herrn Anton Graf von Winterthur, churfürſtlich ſächſiſchen Hofmalers zu Dresden. Er, dieſer licht- und geſchmackvolle Weiſe, der Menſch genug iſt, die Wichtigkeit der Portraitmalerei als Intereſſe der Menſchheit zu empfinden, hat in ſeinem Wörterbuche unter dem Titel Portrait über dieſen Punkt ſo viel Treffliches geſagt; aber wie wenig läßt ſich in einem Wörter-

buche von dieſer Beſchränktheit eine Materie von dieſem Umfange erſchöpfen!

Wer ſich die Mühe nehmen mag, über dieſe Kunſt nachzudenken, wird finden, daß ſie alle erkennenden und wirkenden Kräfte der menſchlichen Natur zu beſchäftigen groß genug iſt, daß ſie nie ausgelernt werden, nie ſich zu einem Ideal von Vollkommenheit erheben kann.

Ich will es verſuchen, einige der vermeidlichen und unvermeidlichen Schwierigkeiten, womit dieſe Kunſt zu kämpfen hat, darzulegen. Beide zu kennen, ſcheint mir für den Künſtler und den Menſchenbeobachter allerdings der Mühe werth.

Portraitmalerei, was iſt ſie? Darſtellung eines beſondern wirklichen Menſchen, oder eines Theils des menſchlichen Körpers, Mittheilung, Aufbewahrung ſeines Bildes; die Kunſt, Alles, was man von einer einſeitigen Geſtalt des Menſchen ſagen, und eigentlich nie mit Worten ſagen kann, in Einem Momente zu ſagen.

Wenn es wahr iſt, was Goethe irgendwo ſagt, — und mich dünkt, Wahreres läßt ſich nichts ſagen, — „daß des Menſchen Gegegenwart, daß ſein Geſicht, ſeine Phyſiognomie der beſte Text zu Allem iſt, was immer über ihn geſagt und kommentirt werden kann", wie wichtig iſt die Portraitmalerei!

Ich habe bereits im erſten Bande dieſer Fragmente aus dem eben erwähnten vortrefflichen Werke des Herrn Sulzer unter den Zeugniſſen für die Phyſiognomik eine Stelle angeführt, die in dem Artikel Portrait allen übrigen Anmerkungen beinahe zum Grunde liegt. Ich will ſie hier nicht wiederholen; aber das wird meinen Leſern nicht unangenehm und unnützlich ſein, wenn ich einige der wichtigſten Stellen aus dieſem ſo ſehr hieher gehörigen Artikel hier einrücke und mit Anmerkungen begleite.

„Da kein einziger Gegenſtand unſerer Kenntniß", ſagt Sulzer, „wichtiger für uns ſein kann, als denkende und fühlende Seele, ſo

kann man auch daran nicht zweifeln, daß der Menſch nach ſeiner Geſtalt betrachtet, wenn wir auch das Wunderbare darin bei Seite ſetzen, der wichtigſte aller ſichtbaren Gegenſtände ſei."

Wenn der Portraitmaler dieß erkennte, fühlte, davon durchdrungen wäre, durchdrungen wäre von Ehrfurcht gegen das beſte Werk des beſten Meiſters, daran dächte, nicht mit Gewalt ſich anſtrengen müßte, daran zu denken, wenn's ihm ſo natürlich wäre, als Gefühl und Liebe ſeines Lebens, welch' eine wichtige, heilige Arbeit wäre ihm das Portraitmalen! Heilig wenigſtens, wie der Text heiliger Schriften dem Ueberſetzer ſein ſollte, ſollte ihm ein lebendes Menſchengeſicht ſein! wie ſorgſam er, nicht zu verfälſchen das Werk Gottes, wie ihrer ſo viele das Wort Gottes!

Welche Verachtung trifft billig den ſchlechten Ueberſetzer eines vortrefflichen Werkes! welche Verachtung gebührte dem wäſſernden, geiſtverſchwemmenden Ueberſetzer der göttlichen Schriften, die, wenn ſie auch nicht göttlich wären, als alte, allgemein verehrte Urkunden der Menſchheit und der Religion der Menſchheit nicht verunſtaltet und durch die Ueberſetzung verfälſcht zu werden verdienen! Und nun, man erlaube mir die, wie man bald ſehen wird, hieher gehörige Betrachtung, nun iſt's doch gewiß, die göttlichſten Schriften ſind doch im gewiſſen Sinne Werke der Menſchen! ſie, die Menſchen, dachten, ſie ſahen, ſie hörten, ſie fühlten, ſie ſchrieben; die Kräfte dazu waren nun einmal ihre Kräfte, wie ſie nun immer dazu gekommen ſein mögen, Gottes Werk und Kraft in ihnen, wie das Leben, das ihr Leben war, obwohl Gottes! Und nun, wie viel größer iſt jeder Wirker, als ſeine unmittelbare, abſichtliche Wirkung? wie viel ehrwürdiger, heiliger ein lebendiger Menſch, als Alles, was der Menſch wirken und hervorbringen kann? wie viel erhabener Sokrates, als Alles, was Xenophon von ihm erzählt, und als Alles, was Sokrates geredet und allenfalls geſchrieben hat? als Alles, was er in ſeinem ganzen Leben auf Erden hätte reden, ſchreiben und

wirken können? wie unendlich mehr Christus, als das neue Testament? So auch überhaupt, wie jeder Mensch, auch der schlechteste, mehr als Alles, was der Beste, Weiseste, Göttlichste, Inspirirteste geschrieben hat? Wie heilig und ehrwürdig also sollte dem Maler das gemeinste Menschenangesicht sein!

„Woher mag es doch kommen," fährt Sulzer fort, „daß man an einigen Orten einen schlechten Portraitmaler im Spasse einen Seelenmaler nennt, da der wahre Künstler dieser Gattung ein eigentlicher guter Seelenmaler ist?"

Vermuthlich daher, weil man damit sagen will: Er kann das Gesicht eben so wenig malen, als die Seele; oder: er kann nichts weiter als einen punktirten Schatten, wie man etwa die Seele zu malen pflegt, malen. Dem sei, wie ihm wolle, wer nicht die Seele im Gesichte sieht, kann sie nicht malen, und wer diese nicht malen kann, ist kein Portraitmaler.

Jedes vollkommene Portrait ist ein wichtiges Gemälde, weil es uns eine menschliche Seele von eigenem persönlichem Charakter zu erkennen gibt; wir sehen in demselben ein Wesen, in welchem Verstand, Neigungen, Gesinnungen, Leidenschaften, gute und schlimme Eigenschaften des Geistes und des Herzens auf eine ihm eigene und besondere Art gemischt sind. Dieses sehen wir sogar im Portrait meistentheils besser als in der Natur selbst, weil hier nichts beständig, sondern schnell vorübergehend und abwechselnd ist. Zu geschweigen, daß wir selten in der Natur die Gesichter in dem vortheilhaften Lichte sehen, in welches der geschickte Maler sie gestellt hat."

Wenn wir jedes Moment des Menschen in der Natur festhalten könnten, oder wenn es in der Natur stehende Momente gäbe, so wäre unstreitig unsere Beobachtung leichter an der Natur, als im Portrait; da aber das unmöglich ist, da noch überdieß kaum eine Person sich so beobachten läßt, daß man es Beobachten heißen könnte, so ist's mir einleuchtend wahr, daß sich aus einem recht

guten Portrait mehr Kenntniß des Menschen schöpfen läßt, als aus der Natur, insofern sie sich nur im Momente sehen läßt.

„Hieraus läßt sich also leicht die Würde und der Rang, der dem Portrait unter den Werken der Maler gebührt, bestimmen. Es steht unmittelbar neben der Historie. Diese selbst bekommt einen Theil ihres Werthes von dem Portrait; denn der Ausdruck, der wichtigste Theil des historischen Gemäldes, wird um so viel natürlicher und kräftiger, je mehr wirkliche, aus der Natur genommene Physiognomie in den Gesichtern ist. Eine Sammlung sehr guter Portraite ist für den Historienmaler eine wichtige Sache zum Studium des Ausdrucks."

Wo sind die Historienmaler, die wirkliche Menschen, illusionsweise versteht sich's, darstellen können? wie sieht man's allen an, daß sie Kopieen kopiren, kopiren freilich oft von ihrer Imagination, die aber nur von Modebildern ihrer oder der Vorzeit genährt oder gefüttert ist.

Dieß vorausgeschickt, laßt uns nun besonders von einigen vermeidlichen Hindernissen, mit denen die Portraitmalerei zu kämpfen hat, etwas sagen. Ich weiß, daß die Freimüthigkeit, mit der ich meine Gedanken sagen werde, beleidigen wird. Zu beleidigen aber ist nicht meine Absicht. Ich möchte belehren und der Kunst, das ist, der Nachahmung der Werke Gottes, aufhelfen. Ich möchte zur Verbesserung beitragen, und wie ist das möglich ohne kecke Aufdeckung des Fehlbaren und Mangelhaften?

So viel ich Portraitmaler gesehen, so viele Werke von Portraitmalerei, so oft bemerkte ich Mangel an philosophischer, das ist, richtiger, deutlicher und zugleich allgemeiner Kenntniß des Menschen.

Der Insektenmaler, der keine genaue Insektenkenntniß hat, nicht den Bau, das Allgemeine, das Besondere, das Eigenthümliche jedes Insektes kennt, wird, wenn er sonst überhaupt auch noch so ein guter

Kopist ist, unfehlbar schlecht Insekten malen. Der Portraitmaler könne noch so genau kopiren, (eine Sache, die jedoch weit seltener ist, als selbst große Kenner der Zeichnung denken mögen,) er wird schlechte Portraite malen, wenn er nicht die genaueste Kenntniß hat von dem Bau, der Proportion, dem Zusammenhange, der Gegeneinanderwirkung der gröbern und feinern Theile des menschlichen Körpers, insofern sie auf die Oberfläche einen merkbaren Einfluß haben; wenn er nicht den Bau jedes einzelnen Gliedes und Gesichtstheiles auf's genaueste ergründet hat; etwas, das ich noch schlechterdings an keinem einzigen mir bekannt gewordenen Portraitmaler gefunden habe. Ich selbst, so sehr ichs sein sollte, bin nichts weniger als ein genauer Kenner aller feinern, spezifiken Züge jedes Sinnes, jedes Gliedes, jedes Gesichtstheiles, und dennoch bemerke ich täglich, daß diese feinere, diese schlechterdings unentbehrliche Kenntniß überall noch unbearbeitet, unbekannt und selbst einsichtsvollen Malern kaum beizubringen ist.

Wer sich die Mühe nehmen mag, einen Haufen der verschiedensten, unausgesuchtesten Menschen stückweise zu betrachten, der wird finden, daß zum Beispiel jedes Ohr, jeder Mund, bei aller Verschiedenheit, dennoch seine kleinen Beugungen, Eckchen, Charaktere hat, die allen gemein sind, die stärker oder schwächer, schärfer oder stumpfer durchaus bei allen Menschen, die nicht Mißgeburten, wenigstens an diesen Theilen, sind, angetroffen werden.

Was hilft nun alle Kenntniß der größern Proportionen des menschlichen Körpers und menschlichen Gesichtes, (die abermals noch bei weitem nicht tief genug studirt sind und gewiß noch scharfer Revision bedürften, — ein künftiger physiognomischer Maler wird diesen Ausspruch rechtfertigen, und unterdessen mag dieß meinethalben bloß abgesprochen heißen,) was hilft, sage ich, alle Kenntniß der größern Proportionen, wenn die Kenntniß der feinern Züge, die eben so wahr, so allgemein, so bestimmt, und nicht weniger bedeutend sind

als die größern, wenn dieſe fehlt? und dieſe fehlt ſo ſehr, daß ich's auf die Probe ankommen laſſen wollte, ob mancher der geſchickteſten Maler, der tauſend Portraite gemalt hat, nur eine erträglich beſtimmte, allgemeine Theorie von dem Munde zum Exempel, nicht von dem innern Bau des Mundes, nein, nur von dem maleriſchen Munde hat, das iſt, von dem Munde, wie der Maler ohne anatomiſche Kenntniß ihn ſehen könnte, ſehen ſollte?

Es iſt unglaublich, aber es iſt wahr. Es verhält ſich hiemit, wie mit allen menſchlichen Wiſſenſchaften und Künſten, von der Theologie bis zur Schuhmacherkunſt. Man ſpricht immer nach, arbeitet immer nach und fängt nie von vorn an, ohne alle Vorausſetzung friſch auf zu unterſuchen; daher die allgemeine, unendliche Stümperei und Bodenloſigkeit, auf der wir herumtanzen!

Man durchgehe dreißig, vierzig Bände der trefflichſten Portraite von den größten Meiſtern und unterſuche, (ich habe unterſucht und darf alſo kühn ſprechen,) wie geſagt, nur zum Exempel den Mund [1], ſtudire vorher an neugebornen Kindern, Knaben, Jünglingen, Männern, Greiſen, Jungfrauen, Frauen, Matronen das Allgemeine des Mundes, und wenn man's gefunden hat, ſo vergleiche man, und man wird ſehen, daß den meiſten, daß beinahe allen Malern die Theorie des Allgemeinen des Mundes fehlt, und daß es ſehr ſelten geſchieht, wenn's geſchieht, bloß zufälliger Weiſe zu geſchehen ſcheint, daß ein Meiſter dieß Allgemeine richtig gefaßt hat. Und wie unbeſchreiblich viel beruhet auf dem? Was iſt alles Beſondere, alles Charakteriſtiſche anders, als Nüancen des Allgemeinen? Und wie es in Anſehung des Mundes iſt, ſo in Anſehung der Augen, der Augenbraunen, der Naſe und jedes Gliedes oder Geſichtstheils. Gerade ſo ein Verhältniß, wie die Geſichtsglieder zum Exempel gegen

1 Worin dieſe allgemeinen Züge des Mundes beſtehen, wird an ſeinem Orte gezeigt werden.

einander haben, gerade wie dieß Verhältniß bei allen, noch so verschiedenen, Gesichtern allgemein ist, gerade so ein Verhältniß ist in den einzelnen kleineren Zügen eines jeglichen Gesichtsgliedes. Unendlich verschieden ist die Verschiebung der ganzen Gesichtsglieder gegen einander bei derselben allgemeinen Proportion, und so unendlich verschieden auch die Nüancirung der kleinern Züge in jedem Gesichtsgliede bei derselben allgemeinen Aehnlichkeit.

Ohne genaue Kenntniß des Verhältnisses der ganzen Gesichtsglieder, wie zum Exempel der Augen, des Mundes, gegen einander wird es immer bloßer Zufall, und höchst seltener Zufall sein, daß dieß Verhältniß in den Werken des Malers zum Vorschein komme.

Ohne genaue Kenntniß der besondern constituirenden Theile und Züge eines jeden Gesichtsgliedes wird es immer ein bloßer Zufall, und höchst seltener Zufall sein, daß eines davon richtig gezeichnet sei.

Diese einzige Bemerkung kann den nachdenkenden Künstler aufmerksam genug machen, die Natur aus dem Grunde zu studiren, und ihm zeigen, daß er, wenn er etwas werden soll, zwar die Werke großer Meister mit Achtung und Ehrfurcht ansehen, aber sich durch keine Bescheidenheit, (die einzige Tugend, welche die allherrschende Mittelmäßigkeit uns unaufhörlich predigt, und die freilich an sich sehr nöthig und liebenswürdig, dennoch aber nicht sowohl für sich bestehende Tugend, als bloß Kleid und Zierde der Tugend und der wirklich vorhandenen Kraft ist,) sich durch keine Bescheidenheit abhalten lassen soll, mit seinen eigenen Augen zu sehen und die Natur im Ganzen und im Theile so zu beobachten, als wenn vor ihm noch Niemand beobachtet hätte, so zu beobachten, als wenn nach ihm Niemand mehr nachlesen sollte. Ohne dieß, junger Künstler, wirst du auf- und untergehen, wie ein Meteor, und deiner Werke Ruhm wird sich nur auf die Unwissenheit deiner Zeitgenossen gründen.

Die meisten besten Portraitmaler, wenn's herrlich geht, begnügen sich, wie die meisten Beurtheiler der Physiognomien, höchstens nur

damit, den Charakter der Leidenschaften in den beweglichen und muskulösen Theilen des Gesichtes auszudrücken. Sie verstehen euch gar nicht, sie lächeln über euch hin, wenn ihr ihnen von der von aller Bewegung fleischiger Theile unabhängigen Grundlage des menschlichen Gesichtes, als vom Fundamente jeder Zeichnung und jedes Gemäldes, redet. Ihr mögt reden, so viel ihr wollt, sie malen fort mit einer Unerbittlichkeit und Beschränktheit, wodurch die eisenfesteste Geduld zu Boden getreten werden möchte.

Und bis bessere Anstalten zur Vervollkommnung der Portraitmalerei vorhanden sind, bis etwa eine physiognomische Gesellschaft oder Akademie (wovon wir vielleicht noch in einem besonderen Fragmente reden werden) physiognomische Portraitmaler bildet, werden wir im Gebiete der Physiognomik höchstens nur kriechen, wo wir sonst so leicht fliegen könnten.

Eins von den größten Hindernissen, womit die Physiognomik zu kämpfen hat, ist die wirklich unglaubliche Unvollkommenheit dieser Kunst.

Es fehlt beinahe alle Mal am Auge oder an der Hand des Malers, oder am Objekt, das nachgemalt oder nachgezeichnet werden soll oder an allen Dreien zusammen. Man sieht nicht, was da ist; man kann nicht zeichnen, was man sieht; der Gegenstand rückt sich unaufhörlich aus seiner Lage, die so einfach sein sollte; und wenn er auch nicht weicht, und wenn's dem Maler weder am beobachtenden Auge, noch an einer allnachahmenden Hand fehlt, so ist die letzte unüberwindliche Schwierigkeit noch diese, daß jede Stellung des Menschen, jede Lage, die Moment ist, unnatürlich und unwahr wird, wenn sie in demselben Momente fortdauern soll.

Was ich gesagt habe, ist nichts gegen das, was hierüber gesagt werden könnte. Dieß Feld ist, so viel ich weiß, noch sehr unbearbeitet. Selbst Sulzer, wie wenig hat er darüber gesagt? wie wenig konnte er in einem Wörterbuche davon sagen, da kaum ein Quartband hinreichen würde, diese Materie von allen Seiten zu betrachten,

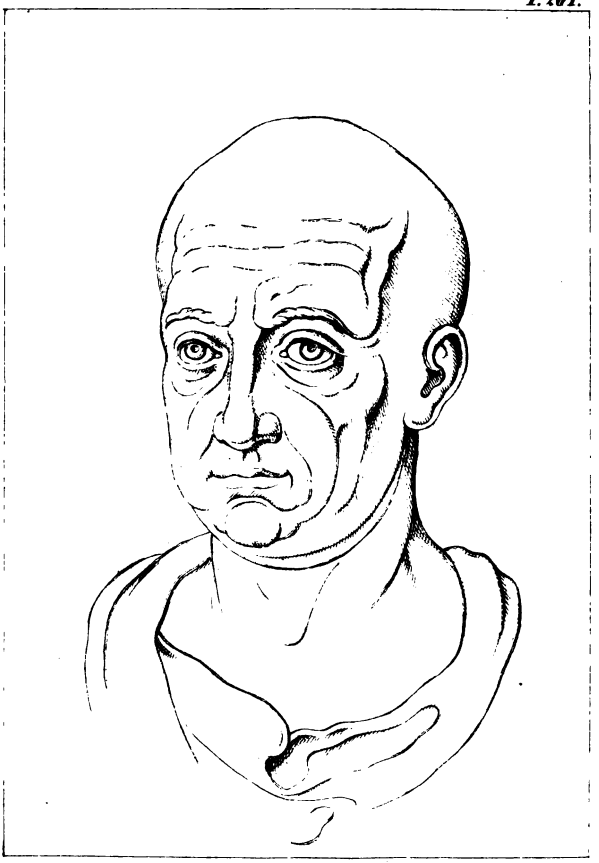
alle berühmten Portraitmaler zu prüfen und zu beurtheilen, und alle Regeln und Cautelen anzugeben, die bei der unendlichen Verschiedenheit und der kaum glaublichen Einförmigkeit der menschlichen Gesichter dem jungen Künstler gegeben werden sollten.

Dreiundzwanzigstes Fragment.

Rüdgerodt.

Der entsetzlichste Unmensch! Ja; sei's der einzige in seiner Art! Ein lebendiger Satan; ein unaufhörlicher Mörder; stiller, in sich grabender Bosheit voll; ein Hurer ohne Maß; ein Dieb ohne alle Nothdurft; ein Mädchenmörder, Frauenmörder, Muttermörder; ein Geizhals, wie kein Moralist sich einen dachte, kein Schauspieler vorstellte, kein Poet dichtete, der in den letzten Lebenstagen nur Wasser und keinen Wein trank — aus Geiz. Er weidete sich am Schatten der Nacht, schuf sich durch's Verschließen seiner Fensterladen den Mittag in Mitternacht um, verriegelte sein Haus; sein Haus, ein Abgrund von Diebstahl und Mord, Mordgewehr, Diebswerkzeugen. Lichtscheu, menschenscheu, allein in sich selbst vermauert, grub er in die Erde, in tiefe Kellermauern, in Dielen und Felder seine erstohlenen und erworbenen Schätze, beschaute und zählte sie in einsamen Mitternächten, wo ihn der Schlaf floh, das Gewissen die letzten Warnungen vergeblich noch versuchte. Mit dem Blute der Unschuld bespritzt, tanzte er lachend am Hochzeittage der Frau, die er nachher am Grabe, das sie sich selbst, auf sein Geheiß, in seiner Gegenwart, unwissend bereitete, todt schlug. Er blieb gelassen bei den schrecklichsten Erwartungen und lächelte über die Bosheiten, um deren willen er sein verruchtes Leben auf dem Rade endigen mußte.

Rüdgerodt.



Scipio.

Vierundzwanzigſtes Fragment.

Helden der Vorzeit.

Wir haben eine Reihe von edeln, ſanften Charakteren durchgegangen, und ich hoffe wenigſtens einiges Gefühl des Allgemeinen dieſer Charaktere veranlaßt zu haben. Die beſonderen einfachen Linien und Buchſtaben dieſer edlen, ſanften Treue und Zärtlichkeit ſeien dem letzten Bande vorbehalten.

Laßt uns nun zu den kraftvollſten, unternehmendſten Helden und Eroberern der Vorzeit fortgehen. Alles in der Welt trügt mich, ich habe keine Augen mehr, lebe nicht, exiſtire nicht, wenn nicht hier wiederum Wahrheit des Ausdrucks, Phyſiognomie auffallend iſt.

Scipio.

Hohe, gewaltige, immer gegenwärtige Heldenkraft, Widerſtand, Adel und Güte. Der Knochenbau des Kopfes und die Bildung des Ganzen höchſt gewaltig und feſt. Daß aber die Muskeln etwas Schlaffes und Schwammichtes haben, iſt wahrſcheinlich Fehler der Zeichnung; dadurch ſchwebt eine Schattirung von moraliſcher Schwäche, Beſchränktheit und Langſamkeit über der Geſtalt. Unbeweglich in ſeinen Verhältniſſen iſt der Mann, ſtets den Augenblick ergreifend, immer Thaten und Handlungen und Schickſale vergleichend und mit ſich verbindend. Kein Zug von untheilnehmendem, allgemeinem Forſchen. Befeſtiger ſeiner Stadt und ſelbſt Bollwerk.

Titus.

Wieder ein ganzer, trefflicher Mann, was auch durch die ableitenden Nachbildungen verloren worden ſein mag. Gewißheit ſeiner ſelbſt, Beſtändigkeit, reine Erkenntniß deſſen, was ihn umgibt. Die Stirn und Augenknochen auf dem Bilde hier theils unbeſtimmt, theils verzogen, doch noch immer Feſtigkeit, Scharfſinn, Hochſinn.

In dem faſt ganz vernachläſſigten Auge noch immer Feinheit. Höchſt edel und trefflich die Naſe. Der Mund von beſtimmter Weisheit und Güte träufelnd, Behaglichkeit der Wangen und Säulenkraft des Nackens. Wie viel weniger von allem dieſem in der Vignette, und doch noch Kraft und Adel genug. Und nun nur einen vergleichenden Blick von der Lippe des Titus auf der großen Platte zur Lippe des Nero hier unten

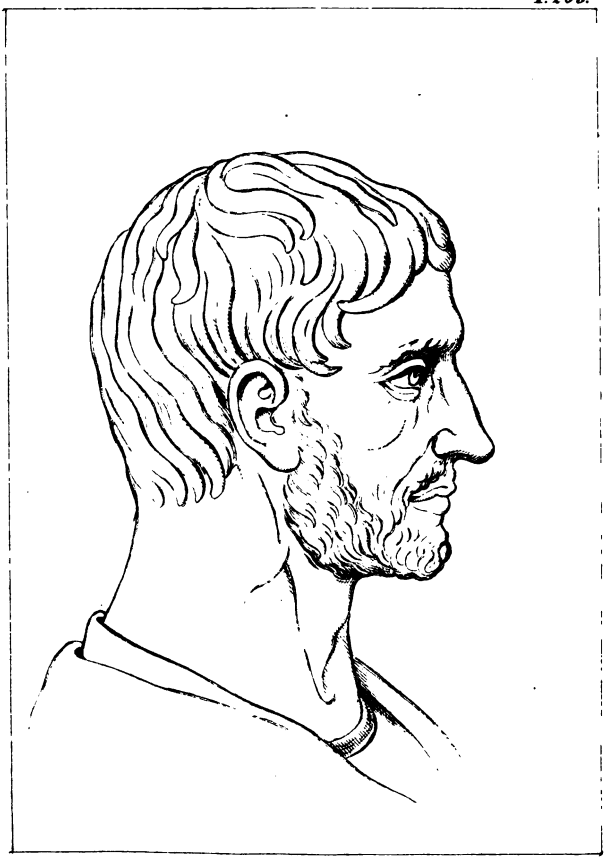
Tiberius.

Ein edler Mann! Mehr unbehaglich und unglücklich, als grimmig und böſe. Und iſt das nicht die Grundlage zu vielen Tyrannen?

Ein böſer Geiſt vom Herrn iſt über ihm, ſein Herz iſt gedrängt, ſchwarze Bilder ſchweben vor ſeiner Stirn, er zieht ſie widerſtrebend zuſammen, will mit dem unmuthigen Herrſcherblicke die Geiſterſchaaren vertreiben, es gelingt ihm nicht. Unmuthiges Nachdenken quält ihn. Vergebens, daß über ſeinen Augen reiner Verſtand wohnen, in lichten Verhältniſſen ſich weiden könnte! Sein Blut, ſchwarz wie ſein Haar, färbt ihm alle Vorſtellungen nächtlich. Halb grimmig hebt ſich die Naſe; leiſer, ängſtlicher Trotz iſt im gehobenen Munde; ſcheu und doch feſt iſt das ganze Weſen. Man bringe in Gedanken alle Züge zur Ruhe, gieße in ſeine Adern wenige Züge beſänftigender, belebender, ſchaffender Frühlingsluft, verdünne ſein Blut und ſpüle die Zerſtörungsbegier, die von ihm ſelbſt beginnt, ihm aus den Sinnen, ſo habt ihr ihn zum großen, edeln, guten Manne wiedergeboren.

Das ſcheint mir dieſes Bild zu ſagen. Wer entſcheidet, wie viel Aehnlichkeit mit Tiberius es habe? Eine tiefe Verborgenheit, die den Hauptzug ſeines Charakters ausmachte, iſt auch hier ausgedrückt. Allein das getreuſte Bild würde kaum den ſo veränderlichen und ſeltſam gemiſchten Menſchen, wie uns Sveton und Tacitus ihn geben, in ſeiner Fülle darſtellen können.

Tiberius.



J. Brutus

Brutus. [1]

Welche Kraft ergreift dich mit dieſem Anblicke! Schon die unerſchütterliche Geſtalt! Dieſen ausgebildeten Mann und dieſen zuſammengeknoteten Drang. Sieh' das ewige Bleiben und Ruhen auf ſich ſelbſt. Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigſte und reinſte Geiſt hat dieſe Bildung ausgewirkt.

Eherner Sinn iſt hinter der ſteilen Stirn befeſtigt; er packt ſich zuſammen und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heiſchendem Schlacht- und Thatengeiſte ſchwanger. Nur Erinnerung von Verhältniſſen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo ſie durch die Naturgeſtalt der Wölbungen zu anhaltendem, mächtig wirkſamen Antheil zuſammengeſtrengt wird.

Doch iſt für Liebe und Freundſchaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben. Und die Augen! dahin blickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt außer ſich ſucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und theilnehmend. Wie ſcharf und klug das obere Augenlied! wie voll, wie ſanft das untere! Welche gelinde, kraftvolle Erhabenheit der Naſe! Wie beſtimmt die Kuppe, ohne fein zu ſein, und die Größe des Naſenloches und des Naſenläppchens, wie lindert ſie das Angeſpannte des Uebrigen! Und eben in dieſen untern Theilen des Geſichts wohnt eine Ahnung, daß dieſer Mann auch Sammlung gelaſſener Eindrücke fähig ſei. In der Ableitung des Muskels zum Mund herab ſchwebt Geduld; in dem Munde ruht Schweigen, natürliche, liebliche Selbſtgelaſſenheit, die feinſte Art des Trotzes. Wie ruhig das Kinn iſt und wie kräftig, ohne Gierigkeit und Gewaltſamkeit, ſich ſo das Ganze ſchließt!

---

1 Wer das Original dieſer Platte von Weſtermann nach Rubens haben kann, lege es zu dieſer Betrachtung und vergleiche es dann phyſiognomiſch mit beiden hier angefügten.

Betrachte nun den äußeren Umriß. Wie gedrängt markig! und wiederholt die Ehernheit der Stirn, die Wirkſamkeit des Augenknochens, den gefällig feſten Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes, und des Kinns anſchließende Kraft.

Ich habe geendigt, und ſchaue wieder, und fange wieder von vorn an.

Mann verſchloſſener That! langſam reifender, aus tauſend Eindrücken zuſammen auf Einen Punkt gewirkter, auf Einen Punkt gedrängter That! In dieſer Stirn iſt nichts Gedächtniß, nichts Urtheil; es iſt ewig gegenwärtiges, ewig wirkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! wie angeſpannt das Ganze! Dieſes Auge faßt den Baum bei der Wurzel.

Ueber allen Ausdruck iſt die reine Selbſtigkeit dieſes Mannes. Beim erſten Anblicke ſcheint etwas Verderbendes dir entgegen zu ſtreben. Aber die treuherzige Verſchloſſenheit der Lippen, die Wangen, das Auge ſelbſt! Groß iſt der Menſch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinläſſige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anſtrengung deſſen, der Widerſtand findet, deſſen, der ſich im Widerſtande bildet; der nicht dem Schickſale, ſondern großen Menſchen widerſtrebt; der unter großen Menſchen geworden iſt. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichſten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr ſein. Er hat nie ſeine Luſt an Knechten gehabt. Unter Geſellen mußte er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geſchöpfe würde er in ſeiner Fülle ſein. Und daß das nun nicht ſo iſt, ſchlägt im Herzen, drängt zur Stirn, ſchließt den Mund, bohrt im Blicke. Schaut hier den gordiſchen Knoten, den der Herr der Welt nicht löſen konnte. (Wahrſcheinlich von Göthe. D.)

Zwingli.

Im Kinn mäßige Festigkeit. Schauender, durchdringender Verstand im schrägen Augapfel. Güte in den Falten ums Auge, die der lächelnde Witz bildet. Die Geradheit des Ganzen ist auffallend.

II. Carteſius.

Es gab eine Zeit, wo Ariſtoteles aller Lehrer Orakel, und eine Zeit, wo er jedes Schulknaben Gespött war; eine Zeit, wo Carteſius über Alles Herr war, und eine Zeit, wo jeder seichte Witzling ihn wie ein Insekt zertrat. Wer zu hoch erhöhet wird, wird zu tief erniedriget.

Gegen dieses doppelte Uebel eifert die Physiognomik. Sie zeigt den Mann, und im Manne seine Kraft und sein Verdienst, oder was er kann und was er will. Sie allein ist's eigentlich, die den Menschen gegen alle unwahre und unbillige Urtheile, die man über ihn fällen kann, schützt, und nicht nur zeigt, was er ist, sondern auch was er sein kann.

Sehet einmal den Menschen an, über den ihr Jahr und Tage Gutes und Böses die Menge gehört habt. So viel wahre, verdrehte, verfälschte Anekdoten, die ihn zu einem Halbgott oder Halbteufel logen. Sehet einmal mit dem Auge des feinfühlenden und geübten Physiognomisten, o, wie ganz anders werdet ihr den finden, aber zugleich auch den Grund finden, warum man ihn zum Halbgott erhob und zum Halbteufel erniedrigte.

Was ich hier sage, ist nicht Deklamation eines in die Wissenschaft Verliebten, ist Wahrheit, die wenigstens das folgende Jahrhundert einmüthig anerkennen wird, eine unendlich weitgreifende Wahrheit.

Wenn Newton kein Wort geschrieben hätte, Newton von seinem Jahrhunderte ganz mißkannt worden wäre, sein bloßes Bild würde ihn dem Menschenkenner immer als einen der größten Menschen zeigen.

Cartesius.

Ein wahres Bild iſt die einzige Schutzwehr des großen Mannes gegen alle Anfechtungen des Neides und der gerechteſte Verwahrer gegen übertriebenes Lob.

Mir iſt unſer Carteſius ein neuer Beweis dieſer Behauptung.

Ein Geſicht von dieſer Art kann beinahe nicht anders als kenntlich ſein. Unter zehntauſenden iſt kaum ein ſo ſonderbares, ſo ausgezeichnetes Geſicht.

Und was ſpricht dieß ſonderbare Geſicht?

Für's Erſte die höchſte Originalität. Es zeigt den Mann, der nicht müßig Lücke füllen ſoll, den Mann der Epoche macht, den Mann, bei Anlaß deſſen der vortreffliche Thomas ſo unvergleichlich ſagt: »Je ne m'arrête point sur son éducation. Dès qu'il s'agit des ames extraordinaires, il n'en faut point parler. Il n'y en a point d'autre pour l'homme de génie, que celle, qu'il se donne à lui-même, et elle consiste presque toujours à détruire la première.«

Schau dieß lebendige, vielheitreiche, drangvolle Geſicht an. Iſt's Werk, Anlage der Geburt, erzogen zu werden, oder zu erziehen? Geſetze einer Welt voll Vorurtheile anzunehmen, oder ihr Geſetze vorzuſchreiben? »Descartes par celle, qu'il reçut, jugea son siècle déjà; il voit au-delà. Déjà il imagine et pressent un nouvel ordre des choses. Tel de Madrid ou de Gênes Colomb pressentoit l'Amérique.«

Treffliches Wort, pressentiment — Vorempfindung, Ahnung — das Eigenthümliche des Genies. Es ruhet nicht, ahnet immer mehr Licht, Freiheit, Schöpfung, Gottheit, wird immer weiter, immer höher gezogen, drängt ſich, fliegt oder klimmt, jauchzet oder ſchmachtet fort, fort, bis es nicht mehr hört das nachrufende Geſchrei der Vor- und Mitwelt, bis es erreicht hat unbewohntes Land, neue Welt, und dann!

So unſer Carteſius! Sein Geſicht kündigt ihn an, den Schöpfer neuer Welten.

»La nature,« (man erlaube mir, was kann ich Beſſeres? durch dieſes Fragment immer den größten Redner unſerer Zeit als Herold meines Helden voranzuſchicken,) »la nature, qui travaillait sur cette ame et la disposait insensiblement aux grandes choses, y avait mis d'abord une forte passion pour la vérité. Ce fut là peut-être son premier ressort.«

Wahrheitsdrang! Kennſt du dieſe Wurzel der wirkſamen Menſchheit, Leſer? Empfindſamkeit und Wirkungskraft ſind ihre Beſtandtheile, und davon, wie überfließend iſt unſer Bild!

»Elle y ajoute ce désir, d'être utile aux hommes, qui s'étend à tous les siècles et à toutes les nations; désir, qu'on ne s'était point encore avisé de calomnier. Elle lui donne ensuite pour tout le temps de sa jeunesse une activité inquiète, ces tourmens de génie, ce vuide d'une ame immense, que rien ne remplit encore, et qui se fatigue à chercher autour d'elle ce qui doit la fixer.«

Im tiefen durchſchauenden, ergreifenden, verwandelnden Blick, in der Kraft der Augenbraunen, im Umriſſe des Augknochens, im eckigten Grenzumriſſe des Geſichtes, in der breiten knorpeligen Naſe, in den unbeſchreiblich ſanften, feuerreichen, geiſtvollen Lippen, wer, wer ſieht nicht dieſe Fülle von Feuer, elaſtiſcher Thätigkeit, gemeinnütziger Güte, genievoller Empfindſamkeit, Peindrang des Genies?

»Insatiable de voir et de connaître par-tout, où il passe, Descartes interroge la vérité. Il la demande à tous les lieux, qu'il parçourt. Il la poursuit de pays en pays. Il avait l'art de s'approprier tant d'idées acquises dans ses voyages, par des méditations, qui dans Descartes s'étaient tournées en habitude. Elles le suivaient par-tout, dans les voyages, dans les camps, dans les occupations les plus tumultueuses. Il avait toujours un asile prêt où son ame se retirait au besoin. C'était là, qu'il appellait ses idées. Elles accouraient en foule. La mé-

ditation les faisait naître. L'esprit géométrique venait les enchaîner. C'était là, que son ame se reposait de l'inquiétude, qui la tourmentait par-tout ailleurs. Mais dégoûté bientôt de spéculations abstraites, le désir de se rapprocher des hommes, le ramenait à l'étude de la nature. Il se livrait à toutes les sciences.«

Man verzeihe mir die Weitläufigkeit dieſer Stelle. Sie verdient hier Raum und ſie iſt zu unſerem Zwecke wichtig. Selten findet ſich dieſes ſo auffallende Gemiſch des geometriſchen und des menſchenfreundlich thätigen Geiſtes. Carteſius iſt einer der abgezogenſten, aber zugleich der thätigſten Denker. So ſehnſüchtig nach Stille, ſo unvermögend, die Ruhe der Einſamkeit lange zu genießen, ſo hochfliegend in Wirbeln von Welten, ſo ſich verlierend, hingebend in die gemeinnützigſten Geſchäfte. Wie ſelten dieſe Seelen und wie offen dieſes Gemiſch von Charakter in dem Geſichte des Carteſius! Es iſt ſchwer, alles Einzelne herauszuheben, aber nicht ſchwer, es im Ganzen zu bemerken. Im Auge iſt zum Exempel erſtaunliche Leidenſchaft und Unruhe; die höchſte Thätigkeit in dieſer Form der Naſe. Die Entfernung der Augenbraunen von den Augen zeigt mehr fliegendes, als ruhig fortringendes Genie. Der Mann kann nicht ruhig, nicht unthätig, nicht einſam ſein. So viel Imagination bei ſo viel Verſtand und ſo viel Kraft ſo ſelten, wie ein ſolches Geſicht, voll Männlichkeit und dennoch überfließend von ſchmachtender, treffender Verliebtheit, ohne einen Funken kindlicher Jungfräulichkeit.

»L'indépendance, après la vérité, était la plus grande passion de Descartes.«

Mich dünkt, dieß ſtehe ihm mit den deutlichſten Zügen im Geſichte geſchrieben. »Il fallait, qu'un homme comme lui, ne fut qu'à la nature et au genre humain.«

Noch habe ich nichts von ſeiner Stirn geſagt. Sie iſt außerordentlich wie der Mann. Sehr zurückgehend, oben ſich gegen den

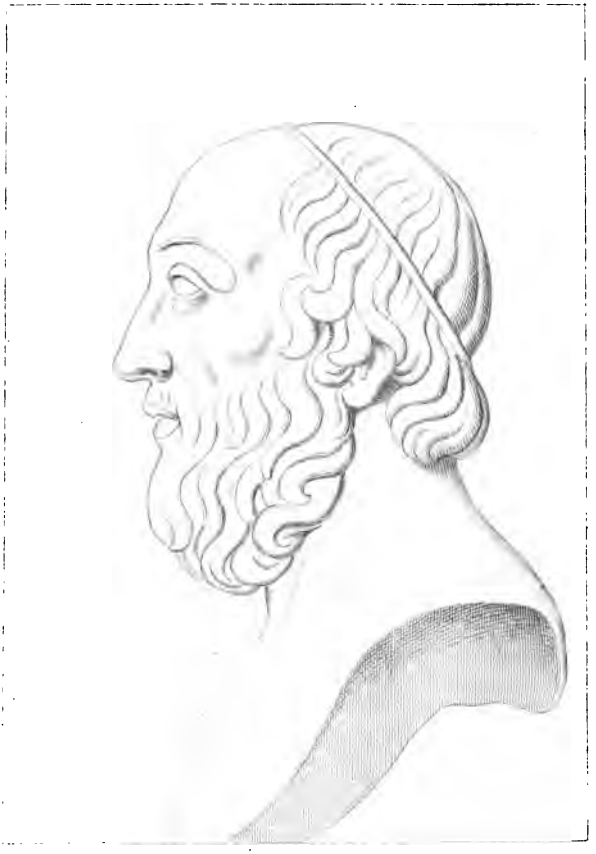
Schädel zuspitzend, Zeichen von gedrängter Kraft, bei diesem Bogen, wie er sich im Profile zeigen müßte, und bei dieser scharfen, nicht überhängenden Ecke des Augknochens. Weide dich, Leser, an diesem trefflichen Bilde, und freue dich, daß Gott dem Menschen mehr ins Gesicht gegraben hat von seiner innern Kraft, als keine Feder beschreiben kann.

Plato.

In diesem, obgleich harten, obgleich sehr vergröberten, obgleich wie tief unter Allem, was wir von Plato's Gesicht ahnen, dennoch wie viel unzerstörbare Ruinen eines platonischen Geistes, dennoch weidet sich mein Auge an dem Bogen seiner Stirn, an dem überhängenden, unscharfen Stirneck, an dem gedankenvollen Zwischenraume zwischen den etwas tiefen, denkenden Augen, und besonders auch an dem sichtbaren, obgleich harten Umrisse seines Mundes, und an der Mannheit und trutzlosen Festigkeit des Ganzen. Freilich ist dieß Gesicht mehr des denkenden als fühlenden Sehers; freilich hat man Platone, deren Stirn und Nase zehn Mal edler, himmlischer, idealischer sind. Bei allem dem auffallend Rohen, das dieß Gesicht noch haben mag, scheint es mir dennoch eines Propheten nicht unwürdig.

Hamann.

Siehe den hochstaunenden Satrapen. Die Welt ist seinem Blicke Wunder und Zeichen voll Sinnes, voll Gottheit. Rücke den Kopfbund, der jetzt das Netz eines frisirten Kopfes zu sein scheint, zum Krankentuche der schmerzvollen, gedankenschwangern Stirn hinunter. Lege sodann auf die mittlere, jetzt so helle, platte, gespannte Fläche zwischen den Augenbraunen, die dem Urbilde auch in Zeiten großer Mühe nur selten ist, eine dunkle elastische Wolke, einen Knoten voll Kampfes, und du hast, dünkt mich, eine kleine Schattengestalt seines Wesens.



Plato.

Im Auge iſt gediegener Lichtſtrahl. Was es ſieht, ſieht's durch, ohne mühſame Meditation und Ideenreihung. Iſt es dir nicht beim Blicke und Buge des Augenpaars, als ob es ſeitwärts oder von unten her ſchaue, und ſich ſeinen eigenen Anblick gebe? Iſt's nicht, als kreuzten ſich ſeine Strahlen, oder der Brennpunkt liege tief hin? Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick ſein? Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blitze des Witzes! Siehe, wie das abſtehende, faſt bewegliche Ohr horcht! Die Wange, wie einfach, ruhig, gedrängt, geſchloſſen! Nichts Spitzes, nichts Hervorfühlendes iſt in der Naſe; nichts von dem feinen, müßigen Scharfſinn, der in Subtilität und fremdem Geſchäfte wühlt; was ſie aber anweht, nahe, ſtark weht ſie's an; ſiehſt du nicht in ihr den gehaltenen, regen Athem, zu dem ſie gebildet iſt? Und im Munde? wie kann ich ausſprechen die Vielbedeutſamkeit dieſes Mundes, der ſpricht und inne hält im Sprechen! Es iſt, als ſpräche Areopagiten-Urtheil, Weisheit, Licht und Dunkel, dieſe Mittellinie des Mundes! Noch habe ich keinen Menſchen geſehen mit dieſem ſchweigenden und ſprechenden, weiſen und ſanften, treffenden, ſpottenden und — edeln Munde! Mir iſt, ihm ſchweben die Worte auf der Lippe: „den einen Theil verbrennt er mit Feuer; mit dem andern bratet er das Fleiſch, daß er Gebratenes eſſe und ſatt werde. Er wärmt ſich, daß er ſpricht: Ha! ha! ich bin wohl erwärmt; ich habe das Feuer geſehen.“

„Den übrigen Theil desſelben macht er zu einem Gott und ſpricht: Erläſe mich, denn du biſt mein Gott!“

Dieſen Prophetenblick! dieſes durchſchauende, Ehrfurcht erregende Staunen! voll wirkſamer, treffender, gebärender Urkraft! dieſes ſtille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte, dieſe Verlegenheit, keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben! Hieroglyphenſäule! Ein lebendiges:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.

Fünfundzwanzigstes Fragment.

Ueber Ideale der Alten, ſchöne Natur, Nachahmung.

(Fragment, wie's eins ſein kann.)

Daß die Kunſt Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgearbeitet hat, als die alten griechiſchen Bildſäulen aus der beſten Zeit, kann für's Erſte als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben. Nun entſteht die Frage: woher dieſe hohe, wie man ſagt, überirdiſche Schönheit? Die Antwort iſt zwiefach; entweder: „die Künſtler hatten höhere Ideale, ſie imaginirten ſich vollkommnere Menſchen, ihre Kunſtwerke waren bloß neue Geſchöpfe ihrer edlern Dichterkraft," oder: „ſie hatten eine vollkommnere Natur um ſich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination ſo hoch zu ſtimmen und ſolche Bilder darzuſtellen."

Die Einen alſo ſehen dieſe Werke als *neue Schöpfungen*, die Andern bloß als *dichteriſche Nachahmungen ſchönerer Natur* an.

Ich bin von der letztern Meinung, und ich bin gewiß, wie ich's von einer Sache in der Welt ſein kann, daß ich Recht habe. Die Sache iſt wichtig und verdiente, von einem Gelehrten, welches ich nicht bin, demonſtrirt zu werden. Ich glaube, ſie iſt der Demonſtration ſo fähig, als es etwas ſein kann.

Nur ſo viel gebe ich der Ueberlegung aller Denkenden anheim: *Ganz erſchaffen kann der Menſch überall nichts.* Es iſt ewiges, eigenthümliches unmittelbares Vorrecht des Weſens aller Weſen, „dem, das da nicht iſt, zu rufen, als ob es ſei!" *Nachahmen* iſt des Menſchen ewiges Thun und Laſſen, ſein Leben und Weben, ſeine *Natur* und ſeine *Kunſt*. Vom Anfange ſeines Menſchenlebens an bis an ſein Ende iſt Alles, Alles Nachahmung, das Gemeinſte und das Trefflichſte, was er thut, und wenn's noch ſo

ſehr ſein Werk, Geſchöpf ſeiner Hände und Gemächt ſeines Geiſtes zu ſein ſcheint. Kein Menſch erſchafft ſich eine Sprache; alle Sprache iſt Nachahmung. Kein Menſch erſchafft ſich eine Schrift; alle Schrift iſt Nachahmung. Kein Menſch erſchafft ein Bild; alle ſeine Bilder ſind Nachahmungen. Das Kind des Franzoſen lernt franzöſiſch, des Deutſchen deutſch. Jeder Schüler eines Malers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl ſeines Meiſters nach.

Es ließe ſich durch die vollkommenſte Induction unwiderſprechlich darthun, daß jeder Maler ſeinen oder ſeine Meiſter, die um ihn lebende Natur ſeines Zeitalters, und ſich ſelbſt kopirt hat. So jeder Bildhauer, ſo jeder Schriftſteller, ſo jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunſt, Wiſſenſchaft und Tugend iſt bloß die durch ſeine beſondere Lage modificirte Nachahmung ſeines Helden.

Eine Wahrheit von ſo millionenfachen Beweiſen, darf ſie ohne Unverſchämtheit, darf ſie im Ernſte in Zweifel gezogen werden? Ich glaube es nicht. Man nenne ſich nur die Namen Raphael, Rubens, Rembrand, Vandik, Oſſian, Homer, Milton, Klopſtock; man laſſe ſich ihre Werke nur durch den Kopf laufen, die herrlichſten Originale, und dennoch nur Kopiſten ihrer Meiſter, der Natur und ihrer ſelbſt. Sie ſahen nur individuell die Natur, durch das Medium der Werke ihrer Meiſter und Vorbilder, das machte ſie zu Originalen und Genies. Der ungenialiſche Nachahmer ahmt nur den Meiſter oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinktur ſeiner Verſchwiſterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht ſo, wer Original iſt, das Genie. Er ahmt zwar auch nach, aber er zeichnet nicht durch; er ſetzt ſeine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zuſammen, er ſchmilzt ſie durch einen Zuſatz ſeiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen, und dieß homogene Ganze iſt ſo neu, ſo von allen andern Zuſammen-

ſtickungen ſeines Zeitalters verſchieden, daß man es neues Geſchöpf, Ideal, Erfindung heißt. Nur ſo, wie der Chymiſt Schöpfer der Metalle iſt, nur ſo der Maler der Gemälde, der Bildhauer ſeiner Bilder.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunſt ſind alſo immer ganz zuverläſſiges Siegel und Pfand ſchönerer Urbilder, ſchönerer Natur, und eines Auges, das gebildet war, von dieſen Schönheiten afficirt und hingeriſſen zu werden. Was Auge ohne Licht iſt, was Weib ohne Mann, iſt Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer ſich. Es wird von ſeinem Zeitalter eben ſo ſehr geſtimmt, als es hinwieder ſein Zeitalter weckt und ſtimmt. Es gibt nur umgeſchmolzen, zuſammengeſchmolzen ſeinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzien erhielt. Welcher ſeichte Kopf, oder welcher Philoſoph von Profeſſion und Prätenſion wird uns denn bereden: „die griechiſchen Künſtler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die ſie umgab, ihre Sinne unmittelbar afficirte, geſchöpft, ſondern ihre Werke ſeien ihre eigenen Geſchöpfe, ganz Geſchöpfe ihrer glücklichern Einbildungskraft, ſie haben gleichſam Erſcheinungen aus höhern Welten zu ihren Muſtern genommen?“ Gut, wenn ſie ſo übermenſchlich, ſo göttlich aus ſich ſelber, ohne Beihülfe wirklicher Weſen außer ſich erſchaffen konnten, oder wenn ſie gar Göttererſcheinungen gewürdigt wurden. Ich denke, ſo werden wenigſtens ſie, dieſe Glücklichen, dieſe außerordentlichſten Menſchen, von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung geweſen ſein? denn ſicherlich von Hogarth's Karikaturen keine konnte den Apoll erſchaffen! O, was ich mich ſchämen muß, das zu ſagen! Im Ernſte, woher dieſe Erſcheinungen aus der idealiſchen Welt, aus dem Geiſterreiche „unkörperlicher Schönheiten?“ Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden, alle Werke aller Wachenden, aus der Welt, die ſie umgab, aus den Meiſtern, die ihnen vorgingen, aus ihrer individuellen Organiſation, die durch die beiden vor-

hergehenden Dinge ſo und ſo afficirt wurde. Warum kamen ihnen dieſe Erſcheinungen, und warum kommen ſie uns nicht? Ganz einfach deßwegen, weil ſie ſchönere Menſchen vor ſich hatten, wir hingegen bloß die Bildſäulen dieſer edlern Geſchöpfe; ſchönere Menſchen, um und an ſich, wo ſie ſtanden und gingen; nicht bloß eine artige Beiſchläferin, wie bald ein jeder Künſtler hat, oder eine Tochter wie Karl Maratti, der doch ſchon mit dem ſteten Anſchauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhte, ſeine himmliſchen Marienbilder ſchuf; ſchönere Menſchen, und ſchöner, woher? Nicht nur ſage ich: „Frage den, der ſie ſchuf!“ ſondern: „Sieh auf Klima, glückliche und abhärtende Zeiten, Lebensart!“ Noch jetzt, ſagt Winkelmann — — doch wir wollen ihn hierüber im folgenden Fragmente hören.

Jeder, der die Schwelle der Philoſophie betritt, weiß, und wenn er es nicht wüßte, wär's darum nicht weniger wahr, „nichts kommt in die Imagination, als vermittelſt der Sinne.“ Gemeinplatz, aber ewig wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, ſo hoch es über unſere Kunſt, Imagination, Gefühl erhaben ſein mag, iſt doch nichts, als Zuſammenſchmelzung von geſehenen Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet ſich die Kunſt allein nach der Natur und nach dem, was ſie geſehen und gehört hat. Sie iſt nichts, als übel- oder wohllautender Widerhall der in uns zu einer Empfindung zuſammentreffenden ſinnlichen Wahrnehmungen deſſen, was außer uns iſt.

Es iſt ſo fern, daß die Kunſt, ohne und außer der Natur, idealiſiren könne, daß ich keck behaupte: „ſie kann's nicht einmal bei und vor der Natur!“ Furchtbares Paradox! Maler, Bildhauer und Dichter, werdet ihr nicht über mich herfallen? Dennoch iſt's durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu ſagen, wie uns Alle, die nichts Sonderbares zu ſagen wiſſen und alles Vorgeſprochene nur nachſprechen, Vorgeſchriebene ehrerbietig und ſklaviſch nachſchreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode vorwerfen, ſondern es iſt

lebendige Ueberzeugung bei mir, nicht nur Ueberzeugung, ſondern Wahrheit. Es iſt bloße Convention, daß wir irgend ein noch ſo idealiſches Gemälde übernatürlich ſchön nennen. Ewig unnatürlich iſt und bleibt alle Kunſt. Das, was wir Ideale nennen an den Alten, mag uns Ideal ſcheinen. Ihnen war's vermuthlich unbefriedigendes Natur-Nachhinken der Kunſt.

Ich ſchließe von allem dem, was ich um mich ſehe, auf das, was Jene um ſich geſehen haben müſſen, von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Beſſer oder ſchlechter, das thut hier nichts! Natur des Menſchen bleibt, wie die Hauptform des Menſchen, immer eine und ebendieſelbe. Und was ſehe ich denn um mich herum? Daß kein einziger Maler, kein Bildhauer, kein Dichter die Natur erreicht, geſchweige verſchönert. Schöner, als Der und Dieſer und Jener, ſchöner, als man es gewohnt iſt, zu ſehen, zu hören, zu leſen, das iſt möglich, darum ſpricht man ſo viel von Ideal, — aber nicht ſchöner und nicht ſo ſchön als die Natur, die vorhandene ſchöne Natur nämlich. O, daher, meine Lieben, kommt der ſchreckliche Fehlſprung. Man ſchloß: „weil ſich ſchlechte Natur verſchönern läßt, alſo auch die ſchöne!“ O, da oder dort eine Warze weglaſſen, einen ſtarken Zug ziehen, einen ſcharfen Einſchnitt abſtumpfen, eine weit vorhängende Naſe abkürzen, das könnt ihr Maler und Bildhauer, ich weiß es, und wollte Gott, ihr thätet es nur nicht ſo oft ohne Sinn und Zweck, nach bloßen Moderegeln, die mir ſchon ſo manches Geſicht, das mir, trotz aller euerer facticen Kunſtregeln, mit ſeinen keckern Zügen, ſchärfern Einſchnitten und all' dem Unweſen, dem ihr ſo menſchenfreundlich, wie ihr meint, zu ſteuern ſucht, viel anziehender und höherſprechend war, als euer feinpolirtes Nachbild mit all ſeiner Idealſchminke. Doch geſetzt, ihr thut es mit Weisheit und Geiſt, thut es im Geiſte der Phyſiognomie, die vor euch ſitzt, welches viel ſagen will, tiefes, anhaltendes Menſchenſtudium vorausgeſetzt, was habt ihr dann bewieſen? „daß ihr die ſchöne

Natur verschönern könnt?“ O, das laßt ihr wohl bleiben, liebe Herren! ja wohl! Ihr, die schöne Natur verschönern? nicht einmal die leblose schöne Natur, geschweige die lebende, athmende; nicht einen hellgeschliffenen Harnisch, geschweige ein blitzendes Auge; nicht eine blond hinwallende Haarlocke, geschweige ein ganzes majestätisches oder erhabenes Haupt. Es scheint, o! so manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in demselben Lichte vor sich hat. Darum fand so Mancher Rigaud's Kleider übernatürlich prächtig und Rembrand's Panzer übernatürlich schön, und beide diese Meister konnten weder ihre, noch seine Kleider und Panzer ertragen, so lange sie die Natur nebenbei hatten.

Warum sind so viele Gesichter, die sich schlechterdings von keinem Grabstichel, keinem Bleistift, keinem Pinsel erreichen lassen? (an's Uebertreffen ist gar nicht zu gedenken!) Und was für Gesichter sind das? die häßlichen, oder die schönen? die geistlosen, oder die geistreichen? Ein schöneres Gesicht kann man vielleicht machen, als das schöne Gesicht, das man gerade vor sich hat; darum glaubt man und sagt man: „man könne die schöne Natur verschönern!“ Nein, lieber Künstler! das schöne Gesicht, das du vor dir hast, kannst du nicht verschönern und verschönerst es nicht, sondern das Schönere, das du allenfalls unterschiebst, ist schlechte Kopie einer andern schönern Natur, oder einer guten Kopie nach einer schönern lebenden Natur, als die ist, welche du vor dir hast. Diese schwebt dir noch im Kopfe und Sinne und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles also, was Original scheint, ist im Grunde doch nur wieder Kopie, kolorirt mit mir selbst, das ist, mit gehabten Sensationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich, sie zu erneuern, keiner äußern Gegenstände weiter bedarf. So müssen also die Werke der Alten ebenfalls nur Kopien, und ganz gewiß sehr unvollkommene Kopien der Natur oder anderer Meisterwerke sein, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturkopien waren.

Sie hatten ſchönere Natur vor ſich, als wir. Das iſt von vorn hinab und von hinten hinauf zu erweiſen. Und ſie erreichten ſo wenig ihre ſchönere Natur, als wenig die größten Künſtler unter uns die weniger ſchöne Natur erreichen, die ſie vor ſich haben.

Nicht einmal, ſagte ich, die ruhende ſchöne Natur kann erreicht werden. Man hänge dem geſchickteſten Zeichner eine bloße Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor, und was kann einfacher ſein, als eine äußerſte Umrißlinie eines Halbgeſichts? Er wird es zehn Mal verſuchen, und unter zehn Malen kaum ein Mal dieſe Linie erreichen, und gewiß nicht ohne Abweichung einer Haaresbreite erreichen; und Abweichung einer Haaresbreite iſt ſchon wieder wichtig für Schönheit; eben dieſe Haarbreiten, dieß wenig mehr ſind das Unerreichbare der Kunſt. Wenn nun nicht die einfachſte Schönlinie zu erreichen iſt, wie wird es eine ganze Fläche ſein können? eine ſchattirte Fläche? eine ſich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben ſich ſchon am Apoll, an der Venus und dem Torſo von Herkules verſucht? Wer hat ſie übertroffen, wer erreicht? und es ſind doch unbewegliche Statuen; welch' ein Unterſchied gegen lebendige Geſichter, die keinen Moment ruhen und in ſteter äußerlicher und innerlicher Bewegung ſind! O, wer fühlt nicht, daß nicht daran zu gedenken iſt, daß die Griechen ihre hochgeprieſenen Ideale, (ja Ideale für uns, Larven entflohener Vorwelt und beſſerer Menſchen,) daß ſie, ſage ich, ihre Ideale erſchaffen? Nicht nur Kopien waren es, ſondern Karikaturen der ſchönern ſie umgebenden Natur, wenigſtens Zug für Zug einzeln betrachtet und mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt war.

Alle Umriſſe der Kunſt, und wenn eine Engelshand ſie zeichnete, ſind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchſt ruhend und feſt, da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher

ſanfter Fluxion und Wallung iſt. Immer alſo, und wenn man die Natur noch ſo genau zu erreichen geglaubt hat, man hat ſie nicht erreicht und nicht erreichen können. Die Zeichnung iſt ſtehender Punkt, nicht einmal Moment, und in der Natur iſt kein ſtehender Punkt, Bewegung, ewige Bewegung Alles. *Alſo iſt die beſte Kopie, ihrer Natur nach, eine Reihe von Momenten, die in der Natur nie ſo coexiſtirten*, mithin immer Unwahrheit, Unnatur, höchſtens Approximation. Noch einmal: Nicht ein genauer Schattenriß von einem lebenden Menſchengeſichte iſt *phyſiſch möglich*, und man will — Ideale *ſchaffen*! Wie überflüſſig offenbar wird durch dieß alles, daß alles Idealiſiren im Grunde nichts anders iſt, als Wiedervergegenwärtigung gewiſſer Senſationen von Schönheiten, die uns afficirten, Nachahmung dieſer Schönheiten, Zuſammenſchmelzung derſelben in Eine, uns wenigſtens homogen ſcheinende Form.

Alſo waren die Griechen ſchönere Menſchen, beſſere Menſchen, und das jetzige Menſchengeſchlecht iſt ſehr geſunken!

Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir ſind gläubige Chriſten!" Ich möchte den ſchalen Kopf ſehen, der etwas Platteres ſagen könnte; nicht dem, der die Einwendung ſchalkhaft und gewiß nicht im Ernſte macht, ſondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menſchenſinne antworte ich. Und was?

Das Chriſtenthum wirkt, wie ſein Meiſter Chriſtus; es gibt keine Augen dem, der keine hat, ſondern es erleuchtet die Augen des Blinden; es ſchafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend; es iſt Geiſt und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach ſeiner Organiſation und Empfänglichkeit; es verſchönert Alles nur nach ſeiner innern, individuellen Verſchönbarkeit. Alſo können die „blinden" Heiden ihrer Anlage nach, in Anſehung ihrer Organiſation und Bildung, nach dem unerforſchlichen freien Willen ihres Schöpfers, weit ſchönere Geſtalten geweſen ſein, als wir, obgleich manche ihrer

würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthume vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Und dann, guter Gott! ist viel von unserm Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll, zu preisen? Ja, wenn Schminke verschönert! Aus inwendigem Leben, innigst erregter, sanfter, treffender Wirkungskraft, daher quillt Veredlung, Saltung der Menschengestalt. Und wie viel anders waren die in euch würdigen alten Helden, die ihrem Lichte so viel redlicher folgten, als wir, ja, hocherleuchtete Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, dem unsern! Wenn Christus euch offenbar worden wäre, (vielleicht ist er's euch jetzt schon mehr, als uns,) mit welchen Anbetungen würdet ihr zu seinen Füßen liegen! Aber da kommt nun ein Schulmeister her, dem der Name Christus Dorn in den Augen ist, der zwickt mit der Peitsche: „wozu der Christus immer in physiognomischen Fragmenten?" Freund, kein Wort, als: „gehe mir aus der Sonne!"

Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht. Hefe der Zeit sind wir, ein abscheuliches Geschlecht in Ganzen, kaum angehaucht mit der Tugendschminke; Religion Wort, Christenthum Spott; und daß wir's nicht fühlen, daß wir gesunken sind, uns nicht schämen unserer so erniedrigten Gestalten und verzerrten fleischigen Bildungen, ist wohl der Versunkenheit größter Beweis.

Doch wer nichts von Religion hören mag, höre das: Man vergleiche nur Wirkung und Wirkung, um Ursach und Ursach vergleichen zu können, nur jetzige deutsche und alte griechische Schriftstellerei. Ich werde unwillig über mich selber, daß ich auch nur an Beweise erinnern muß.

Kurz und gut, die hohe Schönheit der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmal erreicht hatten. Kurz und gut, der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft; jeder Maler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen

Natur und den Meiſterſtücken, die er vor ſich hat. Wie leicht läßt ſich daher jedes Malers Styl und Manier erklären? Phyſiognomie ſeines Zeitalters und ſeiner ſelbſt. Mag er idealiſiren und karikaturiren, er verſchönert und verſchlechtert ſein Zeitalter. Man könnte aus ſeinen Idealen und Karikaturen den Mittelſchlag von dem Charakter ſeines Zeitalters und ſeiner ſelbſt abziehen; durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die ſchöne Kunſt, aber nicht die ſchöne Natur ſeines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollſtändige und tiefe Entwickelungen; ſie greift unausſprechlich tief ins Herz der Menſchheit ein. Poeſie, Beredſamkeit, Baukunſt, alle bildende Künſte, was ſage ich, Moral und Religion würden durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Kopie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne etwas in der menſchlichen Natur, das nicht Ideal, Nachahmung oder Karikatur iſt?

Sechsundzwanzigſtes Fragment.

Demoſthenes.

Wer will dieſer Stirn, dieſem Auge, dieſer Naſe, dieſer feſten Mannskraft widerſtehen? Man verzeihe die fürchterliche Härte dieſes Stückes. In dieſem Grade war ſie nicht phyſiognomiſch nothwendig. Die Phyſiognomie iſt zu wichtig, als daß ich ſie hätte unterdrücken können. Nicht ein Zug von Weichlichkeit und Gedehntheit; ſo allenthalben das volle, ruhige, feſte Bewußtſein ſeiner Kraft. Stirn allein, Augenbraunen allein, vornehmlich die Lage derſelben, Auge allein, Naſe allein, von der Wurzel bis zur Spitze, auch der Mund allein, jeder Zug an ſich hat vollkommen denſelben Charakter von feſter,

treffender, bestimmter Kraft! wie viel mehr Alles zusammen, da Alles so trefflich zusammen verbunden ist. Wie sehr verdeutscht ist die Vignette, Kopie vermuthlich von demselben Originale! Wo der Drang der Stirn? die feste Bestimmtheit der Augen? die Schärfe und Beschnittenheit der Nase? die Kraft des Mundes? Was noch ist, ist zwischen den Augenbraunen, die, wie viel wieder durch ihre Höhe über den Augen verlieren.

Siebenundzwanzigstes Fragment.

Raphael.

Raphael ist und bleibt in meinem Sinne „ein apostolischer" Mann, das heißt, das in Vergleichung mit den übrigen Malern, was die Apostel in Vergleichung mit den übrigen Menschen waren, und seine Bildung war eben so sehr über gemeine Menschenbildung erhaben, als seine Werke über die Werke gemeiner Maler. Das zeigen sogar die schlechtesten Portraite von ihm, und die besten Portraite eines solchen Mannes können unmöglich idealisch sein, können das Urbild in Stirn und Auge und Mund nicht erreichen.

Noch einmal, aber ich weiß es, es ist umsonst gesagt, weil es gegen ein tausendjähriges Vorurtheil gesagt ist; noch einmal: „die schöne Natur ist unerreichbar!" Unter hundert und tausend Portraiten von großen Männern werdet ihr nicht Eines finden, wo das, was den Hauptcharakter der Größe ausmacht, erreicht, geschweige übertroffen wäre. Nur alle Mal Bild und Urbild nebeneinander, nur das Urbild genau in dasselbe Licht gestellt, nur den trefflichsten Moment der Physiognomie abgewartet, nur alle Nebenverzierungen und die Frischfarbigkeit und die täuschende, sogenannte malerische Stellung weggerechnet, nur Stirn mit Stirn, Auge mit Auge,

Mund mit Mund, Harmonie mit Harmonie des Ganzen verglichen, und ihr werdet das geprieſenſte-Ideal unter der Natur finden! Verſteht mich, ich ſpreche von *großen* Geſichtern, und ich ſpreche von dem *Hauptcharakter* in großen Geſichtern. Es iſt offenbar, daß zum Beiſpiel *Vandyk* alle ſeine Haare idealiſirte; daher dann das Gewäſch von ſeinen idealiſchen Portraiten. Noch mehr wahr iſt's, daß er alle ſeine Portraite durch eine Tinktur ſeiner ſelbſt ſalbte, und wenn ihr wollt, *veredelte*; daher die *Täuſchung* der Idealiſirung. So kann *Klopſtock* ſeine Apoſtel in gewiſſem Sinne idealiſirt, und dennoch auf tauſend Schritte nicht erreicht haben! So heißt man die Portraite von *Vandyk*, *Rubens*, *Raphael* idealiſirt. Ja und Nein! Allenfalls im Schwunge und Falle der Haarlocken, im Wurfe des Gewandes, im kühnen Lichte, in der hohen Färbung, in der Verfeinerung einiger ſcharfer Nebenzüge. Siehe da die Täuſchung! Aber auch im Blicke? auch in der ſo allvernachläſſigten Gegend zwiſchen den Augenbraunen? auch in den Endumriſſen? auch im Munde? O, ein Geſicht, das aus der Fülle ſeiner Salbung jedes *ſchlechte*, *gemeine* Geſicht ſo tingiren kann, daß es Ideal ſcheint, ſo ein Geſicht ſollte mit Farbe, oder Bleiſtift, oder Grabſtichel erreicht werden können? dein Geſicht, *Raphael*! deines, erreicht werden können?

Warum läßt *Mengs* ſich nicht in Kupfer ſtechen? ſelbſt unter ſeiner Aufſicht nicht? warum läßt er keine Kopie von ſeinem Geſichte nehmen? O, er weiß gar zu gut, daß Alles Karikatur oder Pasquill werden würde.

Jedes große Geſicht, das zugleich phyſiognomiſches Gefühl hat, giebt den größten Beweis von Demuth, wenn es ſich, und ſollte es auch von dem geſchickteſten Meiſter geſchehen, nachbilden läßt.

Setzt mir die Namen aller Männer her, die ihr *Genies*, *Helden*, *groß* nennt, aus den Paläſten und Strohhütten, und laßt

ihre Portraite zeichnen, oder malen, daß sie vollkommen kenntlich heißen und daß der eigentliche Charakter ihrer Größe erreicht sei, und ich will verloren haben.

Also, um auf Raphael zurückzukommen, sein Gesicht muß gewiß noch ungleich erhabener gewesen sein, als alle Portraite von ihm, so viel wir auch von ihm haben, die alle einen ganz außerordentlichen Mann voll Einfachheit und Erhabenheit zeigen.

Hier ist ein Bild von ihm, nach einer der besten Handzeichnungen, die man von ihm hat und die vermuthlich von ihm selbst herrührt, und es hat gar nicht das Ansehen, daß es idealisirt sei. Gewiß hätte ihm jeder Maler unsers Jahrhunderts einen beträchtlichen Zusatz von Pracht und Moderei zu geben für Pflicht gehalten.

Dieß Bild, wie kann ich es ansehen, wer kann's, ohne den Schöpfer der schönsten Gestalten, das ist, den ganz umfassenden Erblicker, den fühlenden Darsteller des Schönsten, was die Natur hat, mit Ueberfliegung alles Gemeinen und Schlechten, darin zu bemerken, oder doch zu fühlen? Wie einfach und harmonisch das Ganze! Ist's möglich, in diesem Gesichte den einfachen, hohen Charakter aller seiner Arbeiten zu sehen? Wie gar nichts gegen einander Wirrendes! wie gar nichts Beladenes, Verschobenes, Verzerrtes! Nichts Scharfes, Beinigtes, Gewaltsames! Alles so einfach, so vollfühlend, so lustempfänglich, so verliebt verschlingend, ohne Furcht und ohne Stolz, trunken im Sehen und Fühlen! Das Erhabene dieses Gesichts liegt in der höchsten Einfachheit desselben! diese Einfachheit und Harmonie ist Resultat von der Proportion, der Hauptform, der Flächen und der Umrisse! Hier stimmt wirklich Alles zusammen. Es ist indessen nichts weniger, als der erhabenste Kopf, der sich gedenken läßt. Dieses Gesicht ließe sich idealisiren, aber dieses idealisirte Gesicht würde ganz unfehlbar die unaussprechliche Einfalt nicht in die Werke eingedrückt haben, die Raphael's Arbeiten so vermenschlichen. Die Werke der alten griechischen Kunst sind auch

einfältig, aber sie haben das Menschliche, Vertrauliche nicht, das, aller Hoheit ungeachtet, in so manchem der besten Stücke von Raphael noch auffallend ist. Alle seine Marien, Jesus, Johannes, Josephs haben noch so viel Häusliches, Bürgerliches, Trauliches, und gerade dieß scheint mir auch in dem Gesichte, das wir vor uns haben, so hell leuchtend zu sein, hell leuchtend im Ganzen, in der Stellung, in jeglichem Zuge.

Liebe und Wollust, Einfalt und hoher poetischer Sinn ist über das ganze Gesicht ausgegossen; poetischer Sinn, ohne alles kalte Raisonnirwesen, Zergliedern und Zusammenreihen oder Zusammenflicken.

In dieser offenen, einfachen, harmlosen Stirn, die wir hier vor uns sehen, ist die anstrengungsloseste Empfänglichkeit. So auch im Raume zwischen den Augenbraunen. So flach gewölbt, breit, zuglos ist's bei keinem Spekulirer, Staatsklugen, Metaphysiker, Raisonnirer, und auch bei keinem Helden und Krieger. Die Augenbraunen sind ganz des dichterischen Malers. Nicht Geist, nicht Witz, nicht Kunstbesonnenheit, nur Kunstseele, Naturseele, Kunstverliebtheit, die Naturgefühl ist, im Auge. Das rechte Auge, obwohl auf dem Kupfer zu hart, ist dennoch wie voll Einfalt und Liebe! Der Knopf der Nase ist voll Ausdruck des reinsten Adels, und der Mund, welch ewiger Buchstabe liebenden Hochgefühls und schmachtender Einfalt! Hals, Stellung, Haar, wie einfach Alles! wie Alles im Tone des Gesichtes! wie Alles evangelisch, apostolisch! nicht wie unsere Prediger evangelisiren, unsere Dichter apostolisiren, unsere Maler vandykisiren! In dem Haar allein ist so viel Ausdruck des hohen Einfaltsgefühls, der ganzen Seele Raphael's und aller Werke Raphael's.

O daß mir Gott einen solchen lebendigen Menschen sendete, wie würde ich sein Knie umfassen und sagen: „ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach eingehest!" Wenn ich Gottheitsgefühle in mir erwecken will, denke ich Raphael's Schöpfer.

Achtundzwanzigstes Fragment.

Etwas über Pferde.

Hiob.

„Haſt du dem Pferde den Muth gegeben, und ſeinen Hals mit Zorn ausgerüſtet? Befiehlſt du ihm, den Heuſchrecken gleich zu ſpringen? Sein prächtiges Wiehern iſt Schrecken! Mit den Füßen ſcharrt es auf dem Boden, freut ſich über ſeine Stärke, und geht aus, den Waffen entgegen. Es ſpottet der Furcht und erſchrickt nicht. Vor dem Schwerte geht es nicht zurück. Ueber ihm tönen Köcher, glänzender Spieß und Waffen; unter ihm bebt die Erde, und kaum berührt es ſie. Es wird kühner, wenn es den Schall der Trompete hört, und ſchnaubt aus der Ferne dem Treffen entgegen, dem Rufen des Feldherrn und dem Kriegsgeſchrei.“

* * *

Ich bin nichts weniger, als Pferdekenner; aber das iſt mir auffallend, daß es unter den Pferden beinahe eben ſolche Verſchiedenheit der Phyſiognomieen gibt, wie bei den Menſchen, und deßwegen vornehmlich ſoll das Pferd einem Phyſiognomiſten merkwürdig ſein, weil es eines von den Thieren iſt, deren Phyſiognomie wenigſtens im Profil ſo viel merkbarer, ſchärfer und charakteriſtiſcher iſt, als ſo mancher anderer Thiere.

„Das Pferd iſt von allen Thieren dasjenige, das mit einer großen Taille am meiſten Ebenmaß und Zierlichkeit in den Theilen ſeines Körpers verbindet. Wenn man es mit den Thieren, die unmittelbar über oder unter ihm ſtehen, vergleicht, ſo wird man finden: der Eſel iſt ſchlecht gebildet; der Löwe hat einen zu großen Kopf, der Stier zu dünne Beine; das Kameel iſt ungeſtaltet, und das Rhinoceros und der Elephant ſcheinen, ſo zu ſagen, nur große lebendige Maſſen zu ſein.“

Es ist kaum ein Thier von so vieler, so allgemein anerkannter, sprechender Physiognomie, wie ein schönes Pferd.

„An einem wohlgebildeten Pferde muß der obere Theil des Halses, der an die Mähne geht, oder der Kamm, sich sogleich in einer geraden Linie erheben, die vom Bug ausgeht, und, indem sie sich dem Kopfe naht, eine Krümmung, dem Schwanenhalse gleich, bilden. Der untere Theil seines Halses darf keine Krümmung machen; die Richtung seiner Linie muß von der Brust an bis an die Kinnbacken gerade sein; doch darf er ein wenig vorwärts hängen. Ginge sie perpendikulär, so würde das fehlerhaft sein. Der obere Theil des Halses muß dünn, der Kamm nicht fleischicht, der Haare nicht sehr viel und nicht sehr wenig daran sein, doch lang, und sie müssen loshängen. Der schöne Hals eines Pferdes ist lang, erhaben und mit der ganzen Natur des Pferdes übereinstimmend; ist er zu lang oder zu kurz, so schlägt der Kopf hin und her; der Kopf steht dann am rechten Orte, wenn die Stirn perpendikulär gegen eine Horizontalfläche hängt; er darf nicht fleischicht, sondern er muß fein und nicht zu lang sein. Die Ohren müssen nahe an einander stehen, klein, aufgereckt, fest, eng, frei und auf die Höhe des Kopfes wohl angepflanzt sein. Die Stirn muß schmal und ein wenig gewölbt sein; die Gruben über den Augen sollen ausgefüllt, die Augenlieder dünn, die Augen selbst hell, lebhaft, voll Feuer, dem Kopfe gleich herausstehend und die Augäpfel groß sein. Die Kinnbacken dürfen nicht fleischicht, doch ein wenig dick, die Nase gebogen, die Nasenlöcher offen und wohl gespalten, die Spitze der Nase etwas dünn, die Lippen fein, der Mund mittelmäßig gespalten, der Bug erhaben und geschlossen sein.“

Man verzeihe diese, aus dem encyklopädischen Wörterbuche genommene, Beschreibung eines schönen Pferdes in einem physiognomischen Versuche zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Ihr lächelt? Laßt mich erst

mitlächeln, und dann fragen: Der dieſe Beſchreibung machte, beweiſet er nicht dadurch die Phyſiognomik, die an einem andern Orte dieſes Buches unter die bloß chimäriſchen Wiſſenſchaften herabgeſetzt wird? Ein ſo gebildetes Pferd, wird es nicht, muß es nicht von einem beſſern, edlern Charakter ſein, als ein gemeiner Karrengaul?

Nicht nur ſchöner, — edlern Charakters, ſage ich, ſtolzer, muthiger, feſter, treuer, ſicherer.

Und der, der ſo gebildet hat das Roß, das, in Vergleichung mit dem Menſchen, keinen Verſtand hat, ſo in alle ſeine Glieder Schönheit und Adel, Kraft und Wahrheit ausgegoſſen hat, der ſollte in dem Menſchen, ſeinem Ebenbilde, Auswendiges und Inwendiges widerſprechend gemacht haben?

Wenigſtens wer Pferdephyſiognomien bedeutend finden kann; (und daß ſie bedeutend ſeien, kann keine Sophiſterei in Zweifel ziehen, ſobald man ſich Pferde vorführen läßt,) wer Pferdephyſiognomien höchſt bedeutend finden kann, ſollte es möglich ſein, daß der nicht an Menſchenphyſiognomie glauben müßte? „Aber freilich," ſagt der Magiſter zu ***, „Pferde mögen ihre Phyſiognomie haben, ich laſſe es gelten, aber nicht der vernünftige Menſch; denn Vieh iſt Vieh und Menſch iſt Menſch."

Je genauer man die Pferde beobachtet, deſto mehr wird man überzeugt, daß ſich eine Phyſiognomik für Pferde ſchreiben ließe.

Ueberhaupt, habe ich wo gehört, gehören alle Pferde unter drei Klaſſen: Schwanhälſe, Hirſchhälſe und Sauhälſe. Jede dieſer Klaſſen hat ihre eigene Phyſiognomie und ihren eigenen Charakter. Aus Vermiſchung derſelben entſtehen wieder verſchiedene.

Die Köpfe der Schwanhälſe ſind gewöhnlich eben, die Stirn ſchmal und beinahe platt; von den Augen an geht die Naſe herausgewölbt bis ans Maul. Die Naſenlöcher ſind weit und offen, der Mund fein, die Ohren klein und ſpitz vorausſtehend, die Augen groß

und rund, die Kinnbacken unten ſchmal, oben etwas breiter, der ganze Körper wohl proportionirt und das ganze Pferd das ſchönſte. Dieſe Art iſt munter, gelehrig und ſtolz. „Ich kannte," ſchreibt mir ein Freund, „einen Hengſt, deſſen Kopf im Profil dem dritten der vierten Tafel gleich iſt. Es war ein Schimmel und hatte einen ſehr dicken Schwanenhals, war im Ganzen ſchön proportionirt und gebildet; ſein Fell und die Haare waren fein und zart; es war munter, gelehrig, etwas furchtſam, ſehr empfindlich und außerordentlich ſtolz. Beim Anblick eines weiblichen Pferdes wurde der Hengſt ſehr hitzig, aber ein geringer Schlag auf den Hals, woran er gewöhnt war, machte ihn ſogleich wieder ruhig, obgleich er zwei Jahre lang in einer Stuterei gebraucht worden. Den geringſten Schmerz fühlte er ſehr empfindlich, und er gab es ſelbſt mit der Stimme durch ein Winſeln zu verſtehen. Jedes Lob machte ihn ſo freudig, daß er wieherte, und wenn ihm zu Gefallen Jemand auf der Straße ſtehen blieb und ihn bewunderte, fing er an zu tanzen und zu paradiren. Man konnte unter ihm durchkriechen und ihn überall angreifen, er zeigte niemals Unwillen darüber oder Falſchheit; aber wer ihn ſchimpfte, den ſchlug er." — Ich wollte wetten dürfen, ein Menſch ſchwanigten Halſes, und vornehmlich (was weit ſicherer und beſtimmbarer iſt) mit einem flach vorgebogenen Profile und blondem Haare, wird auf dieſelbe Weiſe empfindlich und ſtolz ſein.

Der Hirſchhals hat im Bau ſeines Körpers ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Hirſch ſelbſt; der Hals iſt ſchmal, lang und in der Mitte kaum gebogen; er trägt den Kopf aufwärts. Ich habe keines geſehen. Sie werden zum Laufen und Jagen gebraucht, wozu ſie der Bau ihres Körpers vorzüglich geſchickt macht.

Der Sauhals. Der Hals iſt oben und unten gleich breit, der Kopf hängt daran herunter. Sein Profil hat eine in der Mitte eingebogene Naſe. Die Ohren ſind lang, dick und herunterhängend, die Augen klein und häßlich, die Naſenlöcher klein, das Maul grob.

der ganze Kopf plump, mit langen rauhen Haaren bewachsen. Diese Pferde sind sehr ungelehrig, träge und boshaft. „Ich ritt," schreibt mir mein Freund, „einen vierjährigen Wallach, braun von Farbe, ein Sauhals. Der Kopf war lang, die Nase eingebogen, die Nasenlöcher klein, das Maul plump, die Augen sehr klein und häßlich, die Ohren lang, dick und herunterhängend, der ganze Kopf mit groben langen Haaren bewachsen, ungelehrig, träge und äußerst boshaft. Wo es seinen Reiter an eine Mauer, einen Stein oder Baum andrücken konnte, da that's es gewiß. Wenn man es zum Laufen anhielt, bäumte es sich in die Höhe und suchte seinen Reiter abzuschütteln, oder sich umzuwerfen. Aller angewandten Mühe, Schläge und guter Worte ungeachtet, war es nach einer halbjährigen Uebung um nichts besser, sondern blieb halsstarrig und unbiegsam." Ich überlasse es Jedem, die Anwendung von dieser Bemerkung auf Menschengesichter zu machen.

Neunundzwanzigstes Fragment.

Erklärung eines Oldenburgischen Gelehrten über die Physiognomik.

(Sammt einigen Einschiebseln von dem Verfasser.)

„Ich bin von der Wahrheit der Physiognomik, von der Allbedeutsamkeit jedes Zugs unserer Gestalt so lebhaft als Lavater überzeugt. Es ist wahr, daß sich der Umriß der Seele in den Wölbungen ihres Schleiers bildet, und ihre Bewegung in den Falten ihres Kleides."

»Even in the outward shape dawn's the high expression of the mind.«

„Ueberall ist Kette, Harmonie, Wirkung und Ursache in der Natur, auch zwischen dem äußern und innern Menschen; wir arten

nach unſern Eltern, nach der Erde, die uns trägt, nach der Sonne, die uns wärmt, nach der Nahrung, die ſich mit unſerer Subſtanz aſſimilirt, nach den Schickſalen unſeres Lebens. Alles das modificirt, reparirt und ciſelirt am Geiſte und am Körper, und die Spur des Meiſels wird ſichtbar; jeder Schwung, jede Bucht des äußern Contours ſchmiegt ſich an die Individualität des innern Menſchen, wie ein feuchtes Gewand im Bade. Mit einer nur wenig veränderten Naſe wäre Cäſar nicht der Cäſar, den wir kennen, geworden."

„Iſt nun vollends die Seele in Bewegung, ſo leuchtet ſie durch, wie der Mond durch Oſſians Geiſter. Jede Leidenſchaft hat im ganzen Menſchengeſchlechte immer einerlei Sprache." (Vom Aufgang bis zum Niedergang ſieht der Neid nicht ſo vergnügt aus wie die Großmuth, und die Unzufriedenheit nicht wie die Geduld. Die Geduld iſt allenthalben, wo ſie dieſelbe iſt, durch dieſelben Zeichen merkbar. So der Zorn, ſo der Neid, ſo jede Leidenſchaft.) „Philoktet ächzet anders, als ein gepeitſchter Knecht; Raphael's Engel lächeln edler, als die Marſchengel Rembrand's; aber immer haben Freude und Schmerz ein einziges, ein eigenthümliches Spiel; ſie arbeiten nach einerlei Geſetzen, auf einerlei Muskeln und Nerven; ſo zahllos die Nüancen ihres Ausdrucks auch ſind, und je öfter die Leidenſchaft wiederholt (oder in Bewegung geſetzt) wird, je mehr ſie zum Hange, zur Lieblingsneigung artet, je tiefer wird ihre Furche gepflügt."

„Aber verborgener liegen Anlage, Geſchick, Grad und Weiſe der Empfänglichkeit, Talent, Beruf und Geſchäftsfähigkeiten." (Sehr wahr, aber dann auch, wenn man einmal den Ausdruck davon gefunden hat, wie viel unverkennbarer in jedem uns wieder begegnenden Objekte!) „Den Zornigen, den Wollüſtigen, den Stolzen, den Unzufriedenen, den Boshaften, den Wohlthätigen, den Mitleidigen zu entdecken, wird einem guten Beobachter nicht ſchwer"; (ſehr wahr!) „aber den Philoſophen, den Dichter, den Künſtler und ihr

mannigfaches Seelenvermögen wird er nicht mit gleicher Zuversicht schätzen; noch seltener wird er es anzugeben wagen, wo die Anzeige jeder Eigenschaft sitzt; ob im Augenknochen Verstand, Witz im Kinn und Dichtergenie im Munde deutlich wird?" (Und dennoch, hoffe ich, glaube ich, weiß ich, das folgende Jahrzehnt wird dieß möglich machen, und der scharfsinnige Verfasser dieses Aufsatzes, ich wollte wetten dürfen, würde es nicht nur möglich finden, selber können würde er es, wenn er nur einen einzigen Tag dazu aussetzen wollte, eine wohlgereihte Sammlung von merkwürdigen Charaktern in der Natur oder wahren Bildern durchzugehen und zu vergleichen.) „Allerdings", fährt unser Verfasser fort, „ahnt uns so etwas, wenn uns ein merkwürdiger Mann begegnet, und wir sind alle weniger oder mehr empirische Physiognomiker; wir finden im Blicke, in der Miene, im Lächeln, im Mechanismus der Stirn bald Schalkheit, bald Witz, bald forschenden Geist; wir erwarten und weissagen nach einer dunkeln Vorempfindung sehr bestimmte Fähigkeiten aus der Gestalt jedes neuen Bekannten, und wenn dieser Takt durch Uebung und Umgang mit vielerlei Menschen berichtigt wird, so gelingt es uns oft bis zur Bewunderung, den fremden Ankömmling zu deuten."

„Ist das Gefühl? innerer anerschaffener Sinn, der nicht erklärt werden kann? oder ist es Vergleichung, Induktion? Schluß von erforschten Charaktern auf unbekannte, durch irgend eine äußere Aehnlichkeit veranlaßt? Gefühl ist die Aegide der Schwärmer und Thoren, und ob es gleich oft mit der Wahrheit übereinstimmt, so ist es doch weder Anzeige, noch Bestätigung der Wahrheit. Aber Induktion ist Urtheil, auf Erfahrung gegründet, und ich mag auf keinem andern Wege die Physiognomik studiren."

„Ich eile manchem Fremden freundlich entgegen; einem Andern weiche ich mit kalter Höflichkeit aus, auch wenn kein Ausdruck einer Leidenschaft mich anzieht oder abschreckt; wenn ich genauer zusehe, so finde ich immer, daß mich irgend ein Zug an einen würdigen oder

verdienſtloſen Bekannten erinnert; und ſelbſt das Kind, dünkt mich, handelt nach einerlei Geſetze, wenn es Fremde flieht, oder ihnen liebkoſet, nur daß es mit weniger Zeichen zufrieden, ſich bei der Farbe des Kleides, dem Ton der Stimme, ja oft einer unmerklichen Bewegung beruhigt, die es an Eltern, Amme oder Bekannte erinnert."

(Es iſt nicht zu leugnen, daß dieß nicht ſehr oft der Fall iſt, und viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Indeſſen getraue ich mir doch, zu behaupten und zu beweiſen, daß es in der Natur und Kunſt eine Menge Züge, beſonders von äußerſten Enden leidenſchaftlicher ſowohl, als leidenſchaftloſer Zuſtände gibt, die an ſich ſelbſt und ohne alle Vergleichung mit gemachten Erfahrungen, auch dem ungeübteſten Beobachter, zuverläſſig verſtändlich ſind. Ich glaube, es iſt ſchlechterdings in der Natur des Menſchen, in der Organiſation unſerer Augen und Ohren gegründet, daß uns gewiſſe Phyſiognomien, ſo wie gewiſſe Töne, anziehen, andere zurückſtoßen. Man laſſe ein Kind, das nur wenige Menſchen zu ſehen Gelegenheit gehabt, den offenen Rachen eines Löwen oder Tigers und das Lächeln eines gutmüthigen Menſchen ſehen, unfehlbar wird ſeine Natur vor dem einen wegbeben und dem andern lächelnd begegnen, nicht aus raiſonnirender Vergleichung, ſondern aus urſprünglichem Naturgefühl, ſo wie es aus eben dieſer Urſache eine liebliche Melodie mit Vergnügen behorcht und vor einem gewaltſamen Knall ſchauernd in einander fährt. So wenig da Ueberlegung oder Vergleichung Statt hat, ſo wenig in den Fällen, wo äußerſt ſanfte oder äußerſt wilde Phyſiognomien ſich ihm darſtellen.)

„Alſo (fährt unſer gelehrte Verfaſſer fort) iſt es nicht bloß Gefühl, ſondern ich habe Gründe, dem Manne, der Türenne ähnlich ſieht, Sagacität, kalten Entſchluß, warme Ausführung zuzutrauen. Wenn ich drei Männer antreffe, deren einer Türenne's Augen mit ſeiner Klugheit, der andere ſeine Naſe und ſeinen

hohen Muth, der dritte seinen Mund und seine Thätigkeit besitzt, so ist auch der Ort deutlich geworden, wo sich jede Eigenschaft äußert, und ich bin, so oft ich den Zug wieder wahrnehme, zu einem ähnlichen Urtheile berechtigt. Hätten wir dann nun Jahrtausende lang Menschengestalten untersucht, charakteristische Züge geordnet, nach ihren Nüancen gepaart, merkwürdige Buchten, Linien und Verhältnisse durch Zeichnungen deutlich gemacht, jedem Bruchstücke seine Erklärung beigefügt, so wäre das Mandarinen-Alphabet des menschlichen Geschlechtes fertig, und wir dürften nur nachschlagen, um jedes Gesicht aus unserm Vorrathe zu erklären. Wenn ich mich dem Gedanken ganz überlasse, daß die Ausführung dieses Elementarwerks nicht schlechterdings unmöglich sei, so erwarte ich noch mehr, als Lavater; ich denke mir dann eine so reiche, so bestimmte, so ausgebildete Sprache, daß nach einer wörtlichen Beschreibung eine Gestalt wieder hergestellt werden kann, daß eine richtige Schilderung der Seele auf den Umriß des Körpers hinweiset, daß ein Physiognomiker aus einem künftigen Plutarch große Männer zu palingenesiren vermag, daß es ihm leicht wird, ein Ideal für jede Bestimmung des Menschen zu entwerfen." (Vortrefflich, und — der Verfasser mag scherzen, oder ernsten — was ich Alles ohne Träumerei ganz zuverlässig schon von dem folgenden Jahrhundert miterwarte, wovon denn, so Gott will, in den physiognomischen Linien bereits einige vorläufige Versuche gewagt werden sollen.)

„Mit solchen Idealen behängen wir alsdann die Gemächer unserer Fürsten, und wer ein unschickliches Amt fordert, muß sich ohne Murren beruhigen, wenn ihn sichtbar seine Nase davon ausschließt." (Lacht und lächelt, Wahrheitsfreunde und Feinde, so wird es, so muß es kommen!) „Nach und nach bilde ich mir eine ganz andere Welt, aus welcher Irrthum und Betrug auf immer verbannt sind." (verbannt wären, wenn Physiognomik allgeglaubte Religion wäre, alle Menschen geübte Beobachter, das Bedürfniß der Verstellung nicht

neue Kunſtgriffe erfände, wodurch wenigſtens eine Zeit lang die Phyſiognomik wieder irre gemacht werden könnte.) „Ob wir darum glücklicher wären, läßt ſich ſtreiten.“ (Glücklicher gewiß, obgleich dieſe Uebung des Streites, der Aufrichtigkeit und Tugend mit Laſter und Verſtellung die weit eingreifendſte Entwickelung aller menſchlichen Kräfte bewirkt und die menſchliche Tugend gleichſam, wenn ich ſo ſagen darf, vergöttlichet und zur Höhe des Himmels treibt.)

„Wahrheit iſt hier, (fährt unſer Verfaſſer fort,) wie immer, in der Mitte. Wir wollen nicht zu wenig von der Phyſiognomik erwarten, aber auch nicht zu viel, denn noch ſtrömen Einwendungen auf mich zu, die ich nicht alle beantworten kann.“

„Gibt's auch ſo viel ähnliche Menſchen, oder iſt dieſe ſcheinbare Aehnlichkeit nicht öfter ein Totaleindruck, der bei einer genauen Unterſuchung verſchwindet, zumal wenn ein einzelner Zug herausgehoben und mit einem andern einzelnen Zuge verglichen werden ſoll?“

„Fällt es niemals vor, daß ein Zug dem andern geradezu widerſpricht? daß eine furchtſame Naſe zwiſchen Augen ſitzt, die Muth verkündigen?“

(In den feſtern oder ſcharfer Umriſſe fähigen Theilen, gewaltſame Zufälle ausgenommen, habe ich noch nie widerſprechende Züge gefunden, ſehr oft zwiſchen den feſten und weichen, oder auch zwiſchen der Grundform der weichen und ihrer erſcheinenden Lage. Grundform wäre zum Beiſpiel, die an einem Todten, der durch keine gewaltſame Krankheit verzerrt iſt, wahrgenommen wird.)

„Iſt es ganz ausgemacht, daß eine ähnliche Geſtalt auch immer eine ähnliche Seele anzeige? In Familien, wo die meiſte Aehnlichkeit herrſcht, gibt es oft die mannigfaltigſten Menſchen. Ich habe zum Verwechſeln ähnliche Zwillingsbrüder gekannt, die dem Geiſte nach nicht einen Zug mit einander theilten.“ (Wenn dieß vollkommen wahr iſt, ſo gebe ich die Phyſiognomik auf. Ich ſchenke dem mein

Exemplar dieſer Fragmente und hundert phyſiognomiſche Handriſſe, der mich hiervon überzeugt. Nicht einmal ich will Richter ſein; ich überlaſſe es dem würdigen Verfaſſer dieſer Bemerkung, drei Männer zu wählen, das Faktum genauer zu unterſuchen, und wenn ſie dasſelbe beſtätigen, ſo habe ich verloren. Für's Erſte nur genaue Silhouetten von dieſen Zwillingsbrüdern! So weit meine Erfahrungen reichen, ich bezeuge es auf alle meine Ehrlichkeit, ich habe keine Spur einer ſolchen Bemerkung.)

„Und wie ſollten wir endlich alle die Ausnahmen erklären, unter deren Menge die Regel faſt erſtickt? Ich will nur einige aus eigener Beobachtung anführen: Samuel Johnſon ſieht wie ein Laſtträger aus; nicht ein Blick im Auge, nicht ein Zug im Munde, der den ſcharfſinnigen Menſchen und Wiſſenſchaftenkenner verräth.“

Wenn ein Mann von der Scharfſinnigkeit unſers Verfaſſers das ſagt, ſo ſoll ich billig die Hand auf den Mund legen und ſagen: „Er hat's geſehen, ich habe nicht geſehen!“ Aber warum iſt mir bei allen meinen nunmehr wenigſtens vierjährigen Beobachtungen nicht ein einziges ſolches Beiſpiel aufgeſtoßen? Viele Menſchen habe ich, beſonders anfangs, für ſehr geſcheidt gehalten, die es nicht waren, aber meines Erinnerns und Wiſſens keinen einzigen für dumm, der geſcheidt war. Zu gutem Glücke habe ich eine Zeichnung von Johnſon; ich glaube, es iſt derſelbe, von welchem unſer Verfaſſer ſpricht, wo nicht, ſo bitte ich zum Voraus um Vergebung. Nun dieß Geſichtchen hier, läßt ſich ein feineres, kaltfeineres, durch den Verſtand empfindenderes Geſicht denken? planmachendere Unvertraulichkeit? Nur in den Augenbraunen und ihrer horizontalen Lage, wie viel Ausdruck von tiefem, feinem, penetrirendem Verſtande!

„Hume's Geſicht war ein Gemeinplatz.“ (So iſt die allgemeine Sage. Ich kann nichts dagegen ſagen, als: ich vermuthe, die Miene, die größtentheils Gegenſtand phyſiognomiſcher Beobachtung und Beurtheilung iſt, habe die Grundphyſiognomie, den Umriß und die

Wölbung der Stirn zum Beispiel, auf die unter hundert Menschen kaum Einer sein Augenmerk richtet, gleichsam verdrängt und solche Beurtheilung veranlaßt.)

„Churchill glich einem Ochsentreiber, Goldsmith einem Pinsel; Strange's kaltes Auge verräth den Künstler nicht." (Die kältesten Augen sind oft der größten Künstler. Künstler sein und Genie sein, ist zweierlei. Kälte ist das Apanage der Künstler, die nur Künstler sind.) „Wille, ein wandelndes Feuer, kündigt den Mann nicht an, der sein Leben mit lauter Parallelstrichen zubringt." (Man kann viel Feuer haben und doch kalt sein. Die feurigsten Menschen sind die kältesten. Kaum eine Beobachtung hat sich mir so sehr bewahrheitet, wie diese; sie scheint sich zu widersprechen und widerspricht sich nicht: Heftige, schnell auffahrende, muthig entschlossene, fertig arbeitende, kühn hinschreibende Menschen sind selten warm, sind, die Zeiten der Heftigkeit ausgenommen, die kältesten Seelen. Wille's Styl und Gesicht, wenn das Profilportrait von ihm ähnlich ist, haben vollkommen diesen Charakter.)

„Boucher, der Maler der Grazien, sah wie ein abgehärteter Kriminalrichter aus." (Wahrlich, so, eigentlich so kam mir sein Portrait vor; aber dann, mein werthester Herr St...., müßten wir uns noch über den Maler der Grazien einverstehen. Den finde ich in seinen Arbeiten so wenig als in seinem Gesichte. Seltsam! Alle Stücke von Boucher waren mißstimmig mit meinem Gefühle, ich konnte kaum Eines con amore ansehen, und gerade so ging es mir nachher mit seinem Gesichte. Nun kann ich es begreifen, sagte ich beim ersten Anblicke seines Bildes zu mir selbst, warum dir nichts von Boucher behagen will.)

„Ich sah (wieder Worte unsers Beobachters) einen Verurtheilten zum Rade, der mit der Bosheit eines Teufels seinen Wohlthäter umgebracht hatte, und sein Gesicht war hold und offen, wie einer von Guido's Engeln. Es ist nicht unmöglich, auf den Galeeren

Reguluskörpfe, Veſtalengeſichter im Zuchthauſe zu finden!“ (Das kann ich zum Theil aus eigener Erfahrung mit beſtätigen; fern alſo, daß ich's beſtreiten wolle! Aber dieſe Laſterhaften, ſo abſcheulich auch ihre Thaten der äußern Form und Wirkung nach, ja auch, wenn ihr wollt, in Abſicht auf den innern Grund geweſen ſein mögen, waren dennoch keine grundböſe Menſchen. Welcher reine, edle, feingebaute, leicht reizbare Menſch mit der zarteſten Engelsſeele hat nicht ſeine Teufelsaugenblicke, wo nichts als die Gelegenheit fehlt, in einer Stunde ihn zwei, drei ungeheure Laſter begehen zu laſſen, die ihn vor aller Welt als den abſcheulichſten Menſchen darſtellen, oder vielmehr darzuſtellen ſcheinen, und er kann noch tauſend Mal beſſer und edler ſein, als hundert für gut gehaltene Menſchen, die vielleicht nicht fähig ſind, eines der Laſter zu begehen, um deren willen wir ihn ſo ſehr verurtheilen und als Glieder der Societät verurtheilen müſſen.)

„Führt mir dieſe Menſchen vor, wird Lavater antworten, ich will ſie, wie den Sokrates, kommentiren; denn ein kleinet, oft nicht gleich bemerkter Zug erklärt vielleicht, was euch ſo räthſelhaft ſchien.“

„Aber wird dadurch nicht Manches in die Gloſſe kommen, was niemals im Texte geweſen iſt?“ (Das könnte geſchehen und ſollte nicht. Ich will auch zugeben, daß ein gutes Geſicht bisweilen auch wie ein Schurke handeln kann; aber dieß gute Geſicht einerſeits wird in dem Momente, wo es ſo handelt, nicht mehr ſo gut ſcheinen, und anderſeits hundert Mal gegen eins gut handeln.)

„Wir ſollen von einem erforſchten Charakter auf den Charakter eines Unbekannten ſchließen; iſt es aber ſo leicht, den Menſchen zu erforſchen, wenn er wandelt in Nacht und ſich Widerſpruch an Widerſpruch lagert? wenn er periodiſch das Gegentheil iſt von dem was er war? Denn wie ſelten findet ſich der Mann,

Qui qualis ab initio processerit et sibi constet.“

(O wie wahr! wie wichtig, wie warnend und ſchreckend für den Phyſiognomiſten!) „Kennten wir den Auguſt allein aus ſeinem Betragen gegen Cinna, den Cicero nur aus ſeinem Konſulate, welche Männer! Eliſabeth, welche Koloſſalfigur unter den Königinnen, und wie klein und verächtlich wird die veraltete Kokette! Jakob II., ein tapferer General und ein feiger König! der Königsrächer Monk, ein Sklave ſeines Weibes! Algernon Sidney und Ruſſel, Patrioten, wie Römer, und von Frankreich erkauft! Bakon, der Vater der Weisheit, ein beſtechbarer Richter! Bei Entdeckungen dieſer Art ſchauert man vor den Menſchen zurück, man ſchleudert Freunde und Bekannte wie glühende Kohlen aus der Hand.“

„Wenn dieſe Chamäleonsſeelen eines um's andere, verächtlich und groß ſind, und doch ihre Geſtalt nicht ändern, was ſagt denn ihre Geſtalt?“

Ihre Geſtalt zeigt, was ſie ſein könnten und ſollten, und ihre Miene im Augenblicke des Handelns, was ſie ſind. Ihr Geſicht zeigt ihre Kraft und ihre Miene die Anwendung ihrer Kraft. Die Ausdrücke ihrer Kleinheit verhalten ſich vielleicht bisweilen wie die Flecke der Sonne zur Sonne, man ſieht ſie nicht mit unbewaffnetem Auge.

„Artet auch unſer Urtheil über Menſchen nicht allzuſehr nach dem Medium, wodurch wir zu ſehen gewohnt ſind?“ (O ja! Ja, ja!) „Schmellfungus ſieht Alles durch ein angelaufenes Glas, Andere durch ein Prisma. Viele Tugenden im koniſchen Spiegel und Laſter im Sonnenmikroskop.“ (Wie vortrefflich ausgedrückt!)

„Swift hätte gewiß eine andere Phyſiognomik geſchrieben, als Lavater.“

„Es iſt noch ein reicher Vorrath übrig. Nationalphyſiognomien, die Familie des vielartigen Adamsgeſchlechtes, vom Esquimaux an bis zum Griechen. In Europa, nur in Deutſchland, welche Ver-

ſchiedenheit, die keinem Beobachter entwiſcht! Köpfe mit dem Gepräge der Regierungsform, welche immer unſere Erziehung vollendet; ruhiger Trotz auf Geſetze im Republikaner; Trotz des Sklaven, der es ſtolz fühlt, daß er empfangene Prügel wieder austheilen darf; Griechen unter Perikles und unter Haſſan Paſcha; Römer im Freiſtaate, unter Kaiſern, unterm Papſte; Engländer unter Heinrich VIII. und Cromwell; die ſogenannten Patrioten Hamken, Pym und Vane haben mich immer durch ihre Bildung frappirt; Hanlok und Lord North. Alle Hauptraritäten der Schönheit nach dem Geſchmacke verſchiedener Nationen."

Ich kann nicht ausſprechen, wie ich dem Verfaſſer dieſes geiſt- und kraftvollen Aufſatzes Dank ſchuldig bin; wie gütig, daß er, den ich, wiewohl ohne Wiſſen, beleidigte, und ein Urtheil von ihm nicht edel genug rügte, mir dieſen Aufſatz zum beliebigen Gebrauch überſenden ließ. So, in dem Tone, mit dem Geiſte wünſchte ich mir Belehrungen, Einwürfe, Zurechtweiſungen. Bedarf es Entſchuldigung, ihn hier eingerückt zu haben? oder werden nicht die meiſten Leſer ſagen: „Mehr dergleichen!"

Dreißigſtes Fragment.

Ueber die Hände.

Daß die Hände der Menſchen ſo verſchieden und ſich ſo unähnlich ſind, wie ihre Geſichter, iſt eine Erfahrungsſache, die keines Erweiſes bedarf.

So wenig man zwei ſich vollkommen ähnliche Geſichter finden kann, ſo wenig wird man zwei ſich vollkommen ähnliche Hände finden von zwei verſchiedenen Perſonen. Je ähnlicher ſich die Geſichter, deſto ähnlicher die Hände.

So verschieden die menschlichen Charakter überhaupt sind, so verschieden sind alle einzelnen Theile ihres Körpers, und derselbe Grund von der Verschiedenheit ihrer Charakter ist es auch von der Verschiedenheit der Beschaffenheit aller ihrer einzelnen Gliedmaßen.

Diese Verschiedenheit des Charakters zeigt sich, zuverlässigen Erfahrungen zufolge, besonders auch in den Händen.

Abermals sonnenheller Beweis von der Allgewalt der Nichtbeobachtung, daß man hieran zweifeln kann.

Die Verschiedenheit ist so vielfach, als alle wirkliche und mögliche Verhältnisse, Beziehungen, Veränderungen der Hände sind.

So ist zum Beispiel eine sichtbare, wahrnehmliche Verschiedenheit ihrer Masse, ihrer Knochen, ihrer Nerven, ihrer Muskeln, ihres Fleisches, ihrer Festigkeit, ihrer Farbe, ihres Umrisses, ihrer Lage, ihrer Beweglichkeit, ihrer Anstrengung, ihrer Ruhe, ihrer Proportion, ihrer Länge, ihrer Rundung.

Es ist auffallend klar, daß jede Hand mit dem Körper, dessen Glied sie ist, natürlicher Weise (das heißt, außerordentliche Zufälle ausgenommen,) in der möglichsten Analogie steht. Die Knochen, die Nerven, die Muskeln, das Blut, die Haut der Hand sind offenbar Fortsetzungen derselben Knochen, Nerven, Muskeln, desselben Blutes, derselben Haut des ganzen Körpers. Dasselbe Blut im Herzen, im Haupt und in der Hand. Die dem Kinde begreiflichste Sache, die nicht angeregt werden sollte und doch angeregt werden muß, weil darauf das angestaunte, angelachte Geheimniß der Handphysiognomie beruht.

Nicht zu irgend einem andern Körper, als gerade zu dem, dem sie zugehört, kann irgend eine Hand passen.

Der Versuch kann alle Augenblicke gemacht werden. Man halte tausend Hände gegen Eine; unter allen tausenden wird nicht Eine an die Stelle derselben zu setzen sein.

Aber Maler und Bildhauer setzen doch aus allen ihnen vorkommenden und vorschwebenden Schönheiten eine homogene Gestalt zusammen; also?

Beweist ihr das Gegentheil von dem, was ihr beweisen wollt. Einmal wäre viel von dieser Homogenität zu reden. Wer soll davon urtheilen? Ich meine, der Physiognomist, oder Niemand; der Physiognomist, der die Harmonie der verschiedenen Theile des Körpers oft innig gefühlt, zergliedert und wieder zusammen gefühlt hat, und der Physiognomist? der vermißt eben unaussprechlich oft diese Homogenität, der bemerkt eben beinahe in allen Werken der Kunst diese Zusammenflickung des Heterogenen. „Aber wo nun dieß Homogene in die Augen fällt? Da ist keine Zusammenflickung, da hat der Künstler sein Original — glücklich idealisirt?" Nein, ganz erträglich kopirt. Ein Original, oder das Zusammengelesene war analog und ließ sich, zwar auch nicht zusammenflicken, sondern zusammenmassen, ansetzen und verstreichen, so daß es für homogen passiren konnte.

Gewiß bleibt es immer, und nicht nur gewiß, sondern auch klar, daß keine Hand, kein Finger der Natur an irgend einen andern Stumpf von Hand oder Arm als gleichfortlaufend, so, daß es nicht Flickwerk sei, angepaßt werden kann. Ob die Kunst, (die doch nichts, gar nichts als Nachahmerin der Natur ist, sein soll und sein kann,) gescheidter sei, als die Natur, lasse ich dahingestellt sein. Die Kunst, deren Wesen Beschneidung, Stümmelung, Flickwerk ist, übertüncht freilich, und wenn sie es aufs Höchste getrieben, so hat sie unmerkbar übertüncht. Die Natur wirkt von innen heraus, die Kunst von außen herein. Die Natur wirkt auf alle Punkte, die Kunst auf Einen. Die Natur umfaßt das Ganze zugleich, die Kunst immer nur Oberfläche, nur einen Theil der Oberfläche. Wenn also Etwas am Menschen charakteristisch ist, oder, was gleichviel ist, wenn sich nicht alle Menschen in Bildung und Charakter vollkommen

ähnlich ſind, ſo iſt auch die Hand beſonderer Charakter des beſondern Menſchen, dem ſie angehört. Sie iſt alſo ſo gut, als irgend etwas, ein Gegenſtand der Phyſiognomik, und ein ſehr bedeutſamer und vorzüglich bemerkenswerther Gegenſtand, wegen ihrer Unverſtellbarkeit ſowohl, als wegen ihrer Beweglichkeit.

Ich ſage wegen ihrer Unverſtellbarkeit; denn der feinſte Heuchler und der ſchlaueſte Verſtellungskünſtler kann weder an dem Umriſſe, noch an der Farbe, noch an der Muskuloſität, noch an der Länge, Kürze, Breite, Proportion der ganzen Hand und ihrer einzelnen Theile das Allermindeſte verändern, oder dem Beobachter, wenn ſich nicht die ganze Hand zurückzieht, verdecken. Und wenn ſie ſich auch verſtellen könnte; weil ſie keine Augen hat, ſo hätte ſie zur Verſtellung weniger Verſuchung.

Aber auch wegen ihrer Beweglichkeit. Kein beweglicheres, artikulirteres Glied am menſchlichen Körper. Mehr als zwanzig Gelenke und Charniere machen ſie auf verſchiedene Weiſe beweglich. Dieſe Beweglichkeit zeigt nicht nur den phyſiognomiſchen Charakter der Hand, mithin auch des Körpers, von dem ſie ein ſo unmittelbarer Theil iſt, ſondern auch den Temperaments-Charakter und ſehr viel von dem Charakter des Geiſtes und des Herzens.

Ruhend und bewegt ſpricht die Hand. Ruhend zeigt ſie die natürlichen Anlagen, bewegt mehr die Leidenſchaften und Verrichtungen des Menſchen.

Wie der ganze Körper, ſo die Hand! Wie die Bewegung des Körpers, ſo die der Hand!

Die Hand, Kleinod und Ehre der Menſchheit, Siegel ihres hohen göttlichen Adels, iſt alſo auch Ausdruck der innern Menſchheit.

Les mains.

Montaigne L. II. c. 12. p. 41.

Quoi des mains? Nous réquerons, nous promettons, appellons, congédions, ménaçons, prions, supplions, nions, refusons, interrogeons. admirons, nombrons, confessons, répentons, craignons, vergoignons, doubtons, instruisons, commandons, incitons, encourageons, jurons, témoignons, accusons, condamnons, absolvons, injurions, méprisons, défions, despittons, flattons, applaudissons, bénissons, humilions, moquons, réconcilions, recommandons, exaltons, festoyons, réjouissons, complaignons, attristons, déconfrontons, désespérons, éstonnons, escrions, faisons, et quoi non? d'une variation et multiplication à l'envi de la langue.

Einunddreißigſtes Fragment.

Von dem Charakter der Handſchriften.

Kann man es nicht als ein Axiom über die menſchliche Natur annehmen, oder ſteht nicht zu hoffen, daß man es bei mehrerer Erforſchung der menſchlichen Natur, als ein Axiom annehmen werde: „In der menſchlichen Natur iſt kein wahrer Kontraſt oder Widerſpruch.“

So viel iſt gewiß, kein Glied am menſchlichen Körper widerſpricht dem andern, keines hebt das andere auf; jedes iſt mit jedem zuſammenhängend, jedes jeglichem untergeordnet; jedes wird von Einem und demſelben Geiſte bewegt; jedes iſt von der Natur und dem Temperamente des andern, obgleich ſich dieſes Temperament in dem einen mehr als in dem andern zeigen und äußern mag. Inzwiſchen hat jedes Glied am Menſchen den Charakter des ganzen Körpers, es iſt nichts Zuſammengeflicktes in

der Natur. Nur die Kunst schneidet weg und flickt an. Die Unerreichbarkeit der Natur wird immer ihre Ganzheit und Homogenität sein! Sie setzt nichts an, sie schafft Alles aus Einem, bildet Alles aus Einem heraus, die Hand aus dem Arme und mit dem Arme, die Finger aus beiden und mit beiden, die offenbarste, die nicht gefühlteste Wahrheit, Fundament abermals aller Physiognomik, Siegel der Allbedeutsamkeit aller Theile des menschlichen Körpers, Siegel der großen, nicht erkannten, erst einem folgenden Jahrhundert aufbehaltenen Wahrheit: „daß aus Einem gefunden Gliede, Einem richtigen Stück Umriß auf den ganzen Körper, mithin auf den ganzen Charakter geschlossen werden kann.“ Das ist mir Wahrheit, wie meine Existenz. Es wird Wahrheit bleiben, so lange die Natur Natur bleibt: Innere Ganzheit ist das Gepräge der ganzen Natur. Wie die ganze Natur Silhouette des unendlichen ewigen Urgeistes ist, so alle Produkte der Natur dieselbe Silhouette, auf unendlich mannigfache Weise verkleinert, gefärbt und geschattet. Und wie es nur Eine Sektion, nicht mehrere Sektionen gibt von einem Zirkel und aus jeder Sektion der ganze Zirkel gefunden werden kann, so kann in jedem Geschöpfe der Schöpfer, aus jedem Produkte der Natur die Natur, aus jedem Theile, jeder Sektion des Produktes das ganze Produkt gefunden werden.

Wie mit dem menschlichen Körper, so mit den Leidenschaften und dem Charakter der Menschen. Alle sogenannten Triebe, Fähigkeiten, Neigungen, Leidenschaften, Handlungen, jede von jeglicher verschieden und jede jeglicher ähnlich; keine der andern widersprechend, obgleich oft äußerlich widersprechend; alle zusammen verschworen, ein Komplott, das treuste, das sich gedenken läßt. Die Aeußerungen und Effekte davon können kontrastiren, können vielleicht neben einander zugleich nicht bestehen; aber die Quelle dieser Aeußerungen im Grunde nur Eine und ebendieselbe. Ohne dieß weiter zu entwickeln

oder zu beweisen, werde ich nun wohl weiter gehen und ohne Besorgniß eines Widersprechers behaupten dürfen:

Daß alle körperliche Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter modificiren, daß jede Bewegung des Klugen anders ist, als dieselbe Bewegung des Unklugen; daß der Choleriker anders schreitet und sich trägt, als der Phlegmatiker, der Sanguiniker anders, als der Melancholiker. „Daß", (ich glaube, Sterne sagt's, oder De la Brüyère?) „der Weise seinen Hut ganz anders von der Stelle nimmt, wo er ihn hinlegte, als der Thor."

Ferner, daß unter allen Bewegungen des menschlichen Körpers keine so mannigfaltig sei, als die der Hand und der Finger.

Und unter allen Bewegungen der Hand und der Finger keine so mannigfaltig, als die, welche das Schreiben verursacht. Das einfachste Wort, das so bald hingeschrieben ist, wie viele verschieden angelegte Punkte enthält es! aus wie mancherlei Krümmungen ist es zusammengebildet!

Ferner ist offenbar, daß jedes Gemälde, jede Figur im Gemälde, und für den Kenner und Beobachter jeder Zug den Charakter seines Meisters hat.

Kein einziger Zug aus einem Kupferstich von Wille hat den vollkommenen Charakter irgend eines einzigen Zuges aus einem von Schmidt.

Laßt hundert Maler, laßt alle Schüler eines und desselben Meisters dasselbe Bild nachzeichnen und alle Kopien dem Originale auffallend ähnlich sein, jede Kopie wird dennoch sicherlich einen eigenthümlichen Charakter, den Charakter ihres Verfassers, wenigstens eine Tinktur davon haben.

Die Sache bedarf keines andern Beweises, als des bloßen Anschauens. Sollte dieses von den Zeichnungen und Figuren, die man Handschriften nennt, weniger wahr sein? Wird diese Verschiedenheit

aller Handſchriften allgemein anerkannt? Was ſage ich? Richten nicht ſogar förmliche Tribunale, die ſonſt auch die Phyſiognomie des ganzen Menſchen verwerfen, über die Phyſiognomie der Handſchrift? das heißt, ſetzt man es nicht als die höchſte Wahrſcheinlichkeit voraus, daß (ſeltene Menſchen ausgenommen) jeder Menſch ſeine eigene individuelle und unnachahmbare, wenigſtens ſelten und ſchwer ganz nachahmbare Handſchrift habe?

Und dieſe unleugbare Verſchiedenheit ſollte keinen Grund in der wirklichen Verſchiedenheit der menſchlichen Charakter haben?

Man wird einwenden: „Ebenderſelbe Menſch, der doch nur Einen Charakter hat, ſchreibt oft ſo verſchieden wie möglich.“ Ich antworte: „Ebenderſelbe Menſch, der doch nur einen Charakter hat, handelt oft, dem Anſcheine nach wenigſtens, ſo verſchieden wie möglich.“ Und dennoch, ſelbſt ſeine verſchiedenſten Handlungen haben Ein Gepräge, Eine Färbung, Einen Gehalt. Der Sanftmüthigſte kann zornmüthig ſein, aber ſein Zorn iſt nur ſein Zorn und keines Andern. So zürnt kein anderer Zornmüthiger und kein anderer Sanftmüthiger wie er. Sein Zorn hat dasſelbe Gepräge, dieſelbe Tinktur wie ſeine Sanftmuth. Sein Blut behält ebendieſelbe Miſchung, wenn er zürnt, wie wenn er ſanftmüthig iſt, oder bekommt wenigſtens nicht die Miſchung, die das erhitzte Geblüt des Zornmüthigen hat. Er hat nicht die Nerven, nicht die Empfindſamkeit, die Reizbarkeit, die den Zornmüthigen zum Zornmüthigen macht. Gerade ſo mag es ſich auch mit der Handſchrift verhalten. Wie der Sanftmüthige zürnen kann, ſo kann der Schönſchreiber ſchlecht ſchreiben; aber ſeine ſchlechte Schrift hat dennoch durchaus einen andern Charakter, als die des Schlechtſchreibers, wenn er ſchlechter als gewöhnlich ſchreibt; ſeine ſchlechte Schrift hat dennoch etwas von dem Charakter ſeiner beſſern Schrift.

Dem möchte aber auch ſein, wie man wollte, ſo würde dieſe Verſchiedenheit der Schrift eines und desſelben Menſchen kein Be-

weis wider die Bedeutſamkeit der Handſchrift, ſondern vielmehr ein klarer Beweis dafür ſein. Denn eben aus dieſer Verſchiedenheit erhellet, daß ſich die Handſchrift eines Menſchen nach ſeiner jedesmaligen Lage und Gemüthsverfaſſung richte. Derſelbe Menſch wird mit derſelben Tinte, derſelben Feder, auf demſelben Papier ſeiner Schrift einen andern Charakter geben, wenn er heftig zürnt und wenn er liebreich und brüderlich tröſtet. Wer will es leugnen, daß man es nicht oft einer Schrift leicht anſehen könne, ob ſie mit Ruhe oder Unruhe verfaßt worden? ob ſie einen langſamen oder ſchnellen, ordentlichen oder unordentlichen, feſten oder ſchwankenden, leichten oder ſchwerfälligen Verfaſſer habe? Sind nicht überhaupt beinahe alle weiblichen Handſchriften weiblicher, ſchwankender, als die männlichen? Je mehr ich die verſchiedenen Handſchriften, die mir vor die Augen kommen, vergleiche, deſto ſicherer werde ich, daß ſie phyſiognomiſche Ausdrücke, Ausflüſſe von dem Charakter des Schreibers ſind. Dieß wird ſchon dadurch einigermaßen wahrſcheinlich, weil jede Nation, jedes Land, jede Stadt, im Ganzen genommen, bei aller innern himmelweiten Verſchiedenheit, dennoch einen eben ſo leicht merkbaren Hauptcharakter im Schreiben hat, als es ihre Phyſiognomien und Bildungen überhaupt haben. Dieß mag Jeder wiſſen, der weitläufige Korreſpondenz hat; und wenn er nur wenig Beobachter iſt, wird er oft aus der bloßen Adreſſe, (ich meine nicht bloß dem Style der Adreſſe, der freilich mehrmals, wie die bloßen Aufſchriften der Bücher, auch ſehr entſcheidend von dem Charakter ihres Verfaſſers zeugt,) ich meine, aus der bloßen Handſchrift der Adreſſe, auf den Charakter des Briefſtellers ſchließen können.

„Alle Nationen, beinahe alle Städte, haben Nationalhandſchriften?“ So wie ſie Nationalgeſichter haben, davon jedes was vom Charakter der Nation hat und dennoch jedes von jedem ſo verſchieden iſt. So mit den Schülern desſelben Schreibmeiſters; alle ſchreiben

ähnlich, und jeder miſcht dennoch eine Tinktur ſeiner Selbſtheit bei, oder er piquirt ſich bloß, nachzuahmen.

„Aber die ſchönſten, regelmäßigſten Schreiber ſind oft die unregelmäßigſten Menſchen“ Wie die beſten Prediger, und dennoch würden die beſten Prediger noch unendlich beſſere Prediger ſein, wenn ſie die beſten Menſchen wären. So die Schönſchreiber; ſie würden noch edler, noch ſchöner ſchreiben, wenn ſie zu ihren Talenten noch gerade ſo viel Herz hätten. Von einem gewiſſen Grade von Reinlichkeit und Regelmäßigkeit, ich will nicht ſagen moraliſcher, zeugt eine reinliche, regelmäßige Schrift immer.

Nichts weniger, als leere, gewagte Einbildung und Vermuthung iſt's, was ich hier über die Handſchriften ſage. Mir iſt's tägliche Erfahrungsſache, wohl verſtanden, nicht den ganzen Charakter, nicht alle Charakter, aber von manchen Charaktern viel, von einigen aber wenig, läßt ſich aus der bloßen Handſchrift erkennen. Und ich will noch etwas beiſetzen, was dem Lächler Freude macht: Nichts demüthigt mich mehr, nichts deckt mir das ſchwache, unſtändige, gedehnte Weſen in mir ſo anſchaubar auf, als — meine eigene Handſchrift.

Ich faſſe zuſammen:

der Kern und Leib des Buchſtabens;

die Form, der Schwung des Buchſtabens, ſeine Höhe und Länge;

die Lage des Buchſtabens;

der Zuſammenhang der Buchſtaben;

die Weite und Enge der Buchſtaben;

die Weite, Enge, Geradheit und Schiefheit der Zeilen;

die Reinlichkeit der Schrift, Leichtigkeit, Schwerheit ſind zu unterſcheiden. Wenn alles dieß harmoniſch iſt, das iſt, als harmoniſch auffällt, iſt's ſehr leicht, etwas Beſtimmtes von dem Hauptcharakter des Schreibers zu entdecken.

Und nun noch ein Wort zur Prüfung. Ich finde eine bewunderungswürdige Analogie zwiſchen der Sprache, dem Gange und der Handſchrift der meiſten Menſchen.

Zweiunddreißigſtes Fragment.

Ueber den menſchlichen Mund. Ein Wort aus der Fülle des Herzens.

Alles liegt in dem menſchlichen Munde, was im menſchlichen Geiſte liegt, wie Alles, was in Gott iſt, ſichtbar wird in Jeſus Chriſtus.

Der Mund in ſeiner Ruhe und der Mund in ſeinen unendlichen Bewegungen, welch eine Welt voll Charakter! wer will ausſprechen, was er ausſpricht, ſelbſt wenn er ſchweigt!

So heilig iſt mir dieß Glied, daß ich kaum davon reden kann. Ich erſtaune über mich ſelbſt, werde mir Wunder aller Wunder, daß ich nicht nur ein thieriſches Maul zum Eſſen und Athmen, daß ich einen menſchlichen Mund zum Sprechen habe, und einen Mund, der immer ſpricht, wenn er auch immer ſchweigt.

Erwarte nichts, Leſer, über dieß beſeelteſte und bedeutſamſte aller unſerer Organe; ich bin nicht fähig und nicht würdig, davon zu ſprechen.

Ein Menſch, der die Würde dieſes Gliedes, — wie ganz anders iſt es, als alles andere, was man Glied nennt? wie nicht abzulöſen? wie nicht zu beſtimmen? wie viel einfacher und zuſammengeſetzter? — ein Menſch, der die Würde dieſes Gliedes kennte, fühlte, innigſt fühlte, er ſpräche Gottesworte, und ſeine Worte wären Gottesthaten. O, daß ich nur zittern kann, ſtatt zu ſprechen von der Herrlichkeit des Mundes, dieſes Hauptſitzes der Weisheit und Thorheit, der Kraft und Schwachheit, der Tugendhaftigkeit und Laſterhaftigkeit, der Feinheit und Grobheit des menſchlichen Geiſtes! dieſem Sitze aller Liebe und alles Haſſes, aller Aufrichtigkeit

und Falſchheit, aller Demuth und alles Stolzes, aller Verſtellung und aller Wahrheit!

O zu welchen Anbetungen würde er ſich öffnen oder ſchließen, mein Mund, wenn ich — mehr Menſch wäre!

O die verſtimmte, verunmenſchlichte Menſchheit! O trauriges Geheimniß meiner mich mißbildenden Jugendjahre! Wille des Allwaltenden, wann wirſt du dich aufhellen? Ich bete an, weil ich fühle, daß ich nicht anzubeten würdig bin; doch werde ich's werden, wie es Menſchen werden können, denn der mich ſchuf, einen Mund gab er mir.

Warum wir das nicht ſehen, was an uns iſt, und nicht genießen uns ſelbſt? nicht rückkehren vom Anblicke des allredenden Mundes unſers Bruders, unſerer Schweſter zum Wonnegefühl: „Auch mir iſt ein Mund gegeben?“

O Menſchheit, wie biſt du geſunken!

O ewiges Leben! Wie mir ſein wird, wenn ich im Angeſichte Chriſtus den Mund der Gottheit mit meinen Augen ſehen und aufjauchzend fühlen werde: „Auch ich habe einen Mund, Ebenbild deſſen, den ich anbete, empfangen! den kann ich nennen, der mir ihn gab, o ewiges Leben im bloßen Gedanken!“

* * *

Maler und Bildner! Wie ſoll ich euch erflehen, dieß heilige Organ zu ſtudiren in allen ſeinen feinen Zügen, aller ſeiner Harmonie und Proportion?

Uebergießt manchen charakteriſtiſchen Mund lebender und todter Menſchen mit dem feinſten Gyps und formirt danach, und zeichnet danach, und lernt daran beobachten. Studirt erſt Tage lang Einen, und ihr habt, ſo mannigfaltig ſie ſein mögen, unzählige ſtudirt. Aber verzeiht mir, mein Herz iſt gepreßt; warum? In drei Jahren, unter zehn bis zwanzig Arbeitern, denen ich vorpredigte, vorwies, vorzeichnete, habe ich den noch nicht gefunden, der, nicht etwa das Fühlbare

gefühlt, nur das Anſchaubare geſehen, ergriffen und dargeſtellt hätte. Was ſoll ich hoffen?

Alles, was ich erwarten kann, erwarte ich von den ſo leicht möglichen charakteriſtiſchen Gypsabgüſſen. Nur einmal ein Kabinet ſolcher geſammelt! Aber die Wirkungen allzugenauer ſicherer Beobachtungen wären vielleicht zu weitgreifend. Die Maſchine der Menſchheit ſchwünge ſich zu ſchnell, die Welt möchte es nicht tragen; darum will die Vorſehung, daß man mit ſehenden Augen nicht ſehe. Beinahe mit einer Thräne im Auge ſage ich es. Warum ich weinen möchte, Mitahner der Menſchenwürde, du weißt es. Und ihr ſchwächere, dennoch liebe, hier nicht fühlende Leſer, verzeiht mir.

Dreiunddreißigſtes Fragment.

Ueber jugendliche Phyſiognomien.

Zimmermann in Haller's Leben.

„Die erſten Jugendjahre begreifen die Naturhiſtorie des Menſchen in ſich. Sie entfalten die Werkzeuge der Seele. Sie entdecken den Grundſtoff der künftigen Aufführung, die ächten Züge des Temperaments. In einem reiferen Alter herrſcht auch in dem aufrichtigſten Gemüthe die Verſtellung, oder wenigſtens eine gewiſſe Modifikation unſerer Gedanken, die die Einſicht und die Erfahrung zeugt.“

„Die Charakteriſtik der Paſſionen ſogar, die uns auf eine unverwerfliche Art dieſelben durch eine beſondere Kunſt, die man Phyſiognomik heißt, auf dem Geſichte entdeckt, verliert ſich mit dem Alter nach und nach, da hingegen die Jugend die wahren Kennzeichen davon an die Hand gibt.“

„Der Menſch iſt alſo in ſeiner erſten Anlage unveränderlich. Er iſt mit einer Farbe gezeichnet, die auf keine Art betrüglich iſt.

Der Knabe iſt ein Werk der Natur, der Mann wird durch die Kunſt gebildet."

Lieber Zimmermann! wie viel Wahres, wie viel Falſches, wie viel Unbeſtimmtes, wenigſtens in dieſer Stelle!

Mich deucht, den Teig oder die Maſſe ſehe ich wohl im jugendlichen Geſichte, aber nicht ſo leicht die Form des künftigen Mannes.

Es gibt Leidenſchaften und Kräfte der Jugend und Leidenſchaften und Kräfte des Alters. Dieſe widerſprechen ſich oft in demſelben Menſchen, und dennoch ſind die einen in den andern eingeſchloſſen. Nur die Entwickelung zeichnet die Züge aus, die ſie ausdrücken. Der Mann iſt doch nichts als der Jüngling durch's Vergrößerungsglas angeſehen. Alſo finde ich immer im Mannsgeſichte mehr, als im Knabengeſichte. Verſtellung kann freilich die moraliſche Anlage ecken, aber ſie ändert die Form nicht. Wachsthum der Kräfte und Leidenſchaften geben dem erſten unbeſtimmten Entwurfe, der Knabenphyſiognomie heißt, die feſtere Zeichnung, die Schattirung und das Kolorit der Mannheit. Es gibt jugendliche Phyſiognomien, die den künftigen Mann oder Nichtmann zeigen. Alle zeigen ihn, aber Niemanden, als den größten Menſchenforſchern. Freilich, wo die Form des Kopfes (aber ſie iſt's ſehr ſelten) ſchön, vordringend, proportionirt, groß gegliedert, ſcharf gezeichnet und nicht zu matt kolorirt iſt, da wird ſchwerlich etwas Gemeines ſein. Das weiß ich, weiß auch, wo die Form mißgebildet, beſonders ſchief, gedehnt, unbeſtimmt, oder zu hart beſtimmt iſt, daß da ſelten viel zu erwarten iſt. Aber wie ſehr verändern ſich die Formen des jugendlichen Geſichtes, ſelbſt das Knochengebäude!

Man ſagt ſo viel von der Offenheit, Unverdorbenheit, Einfalt und Naivetät kindlicher und jugendlicher Geſichter. Ich laſſe es gelten; aber ich bin dennoch ſo glücklich nicht, daß ich ſo ſchnell und ſo ſicher in jungen Geſichtern leſen könne, als ich es (ſo wenig es

auch sei) in männlichern kann. Je mehr ich mit Kindern umgehe, desto schwerer wird es mir, über ihren Charakter ein sicheres, entscheidendes Wort zu sagen. Nicht, daß mir nicht Kinder- und Knabenphysiognomien von der gewissesten und auffallendsten Bedeutung häufig begegnen; aber sehr selten ist die Grundphysiognomie der jüngern Menschen so bestimmt, daß man darin leicht den Mann lesen könnte. Die frappantesten, vortheilhaftesten Knabengesichter können, wie leicht, durch Zufälle, einen Schrecken, einen Fall, eine harte Begegnung der Eltern in ihrem Inwendigen verstimmt werden, ohne daß die Mißstimmung an die ganze Form reicht. Die schöne, vielversprechende Form bleibt; es bleibt die feste Stirn, bleibt das tiefe, scharfe Auge, der leicht offene, freie, schnell bewegliche Mund. Nur Ein Tropfen Trübe in den sonst so hellen Blick, nur eine, selten vielleicht, kaum merkbar vielleicht zuckende Schiefheit des Mundes, so ist der Hoffnungsvolle herabgewürdigt und beinahe unerkennbar gemacht.

Einfalt, Grund und Boden der Mannigfaltigkeit, wie Unschuld Grund und Boden aller Laster.

Einfalt des Jünglingsgesichtes, — nein, des Knabengesichtes, — in dir sieht nur der Allsehende aller noch schlafenden Leidenschaften Pfade, die leisen Falten des Jünglings, die festern des Mannes, die schlaffen des Greises! Mein Knabengesicht, wie hatte es eine ganz andere Form, wie sprach's anders! Ach, mein Knabengesicht und mein jetziges!

O mi praeteritos referat si Iuppiter annos!

Doch, wie Verfall auf Unschuld folgt, so Tugend auf Verfall und ewige Güte auf Tugend der Erde.

Sagt auch ein Gefäß zum Töpfer: „Warum hast du mich also gemacht?"

I'm little, but i'm i.

Der mich schuf, schuf mich nicht zum Knaben, sondern zum

Manne. Was mich in die ſorgenloſen Jugendtage zurückträumen? Ich bin nun, wo ich bin, vergeſſen will ich, was hinter mir iſt, und nicht weinen, daß ich nicht mehr Kind bin, wenn ich Kinder ſehe in aller ihrer unbeſchreiblichen Liebenswürdigkeit. Mann mit Manneskraft und mit Kinderſinn! das höchſte Ziel meiner Wünſche, und, gebe Gott, meiner Beſtrebungen!

Vierunddreißigſtes Fragment.

Allgemeine Betrachtungen.

Kunſt iſt Nachahmung, Künſtler, Nachahmer der Natur, Je mehr der Künſtler die Natur bis zur Täuſchung nachahmen kann, deſto größer; je edlere Natur er nachahmt, deſto edler und geiſtiger ſeine Kunſt.

Weſentlich gehören alſo zur Bildung des Künſtlers folgende Stücke:

a) Natur. Schöne Natur.
b) Sehen der Natur.
c) Beobachten der Natur.
d) Fühlen der Natur.
e) Kraft und Folgſamkeit und Freiheit der Hand.
f) Gute Werkzeuge.
g) Anläſſe und Ermunterungen, bildende Schickſale von außen.

a) Natur — ſchöne Natur! dieſe bildet, wenn ich ſo ſagen darf, in ihrem Schooße den Künſtler. Und der Künſtler, den ſie bildet, bildet ſie nach ſich. Sie bildet ihn anders in London und anders in Amſterdam, anders im Heiligthum der Alpen und anders im brandenburgiſchen Sandlande.

Wie die Natur, ſo der Nachahmer der Natur.

Kein ſchweizeriſcher Maler wird ſich über die Majeſtät ſeiner Berge und Rheinfälle erheben, und kein italieniſcher über die Erhabenheit ſeiner ſchönen Menſchengewächſe.

b) Aber nun zur Natur: Auge, allererſt zum Sehen.

Gutes, geſundes, leicht bewegliches, einfältiges Auge, das Tageslicht tragen und Dämmerung durchdringen mag.

c) Dann Auge zum Beobachten. Millionen Augen ſehen, ſehen gut und beobachten nicht. Es gibt ſogar mittelmäßige Augen, die ſehr gut beobachten. Nicht alle Falkenaugen ſind Beobachtersaugen. Freilich iſt ein gutes, ſcharfes Auge zum Beobachten beſſer, als ein ſchwaches.

Und was gibt nun Beobachtungsgeiſt dem mittelmäßigen oder guten Auge?

d) Gefühl und Liebe. „Aber unzählige kalte Seelen ſind die beſten Beobachter?“ Ja und nein; kalt und gefühllos in tauſend andern Dingen; aber das, was leicht und hell beobachtet werden muß, muß dem Beobachter lieb ſein, für das muß er Sinn und Gefühl und Fiber und Nerven haben. Es bleibt ewiges Geſetz der Natur, daß die Liebe die ſehendſte Beobachterin iſt, Liebe, Sympathie, anerkannte oder unerkannte Mitſtimmung mit dem Objekte. Liebe, oder auch Haß? Haß auch, ja! denn was iſt Haß, als Liebe der Fehler, Freude an Unvollkommenheiten Anderer? Der ſchärfſte Fehlerbeobachter iſt's nur durch Liebe der Fehler des Andern. Alſo bleibt es mir ausgemachte Erfahrungsſache, daß Liebe die Seele der Kunſt iſt, Wohlgefallen an irgend einer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Natur. Wohlgefallen an Adel und Schönheit bildet Raphaels, Wohlgefallen an Mißgeſtalt und lächerlichen Charaktern Hogarths. Alſo keine Kunſt in der Welt ohne Liebe, ohne Gefühl, ohne Rührung gewiſſer Saiten in unſerer Natur durch gewiſſe Objekte. Der rohgebauteſte Künſtler

also muß wenigstens für das, was den Gegenstand seiner Kunst ausmacht, einen feinen Sinn, ein elastisches Gefühl haben.

Und dann e) Kraft, Folgsamkeit und Freiheit der Hand; und das kann nicht fehlen. Wo Gefühl ist, da Kraft, im Verhältniß mit dem Gefühle. Dieselbe Nerve ist in der Hand, die sich in deiner Brust sanft zitternd zu schwingen scheint, wenn du den geliebten Gegenstand erblickst. Wichtige Wahrheit, Leser! wo Gefühl ist, da ist Kraft. So viel Gefühl, so viel Kraft; Kraft nämlich in der Anlage, unentwickelt vielleicht, aber da ist sie, da und der Entwickelung fähig ist sie. Gefühl wächst und fällt mit der Kraft; Kraft wächst und fällt mit dem Gefühle. Warum aber dann so oft so feines Gefühl im Beobachten der Natur, und so wenig Kraft, nachzuahmen? Weil Folgsamkeit und Freiheit fehlt, die nur Uebung geben kann. Liebe macht freilich einen langen Weg kurz und einen beschwerlichen leicht, aber Uebung im Gehen wird doch immer vorausgesetzt, wenn sie es wagen soll, den Weg zu gehen, den sie Kraft hätte zu gehen. Freiheit ist ausgewickelte, geübte, durch Uebung losgebundene Kraft. O, wenn der Knabe gleich das Bleistift nähme, nachzukritzeln den Felsen, den Baum, der seine erste Liebe gewinnt und sein Vertrauter wird, wie bald würde seine Kraft werden wie sein Gefühl! nicht ganz, wie sein Gefühl, das versteht sich, so wenig irgend eine physische Linie der mathematischen gleich rein sein kann, aber doch in trefflichem Verhältniß, doch sich seinem Gefühle sehr nähernd.

Nun gebt dem Künstler f) noch gute Werkzeuge, ihr gemeinere Menschen, gebt ihm Papier, Bleistift und Pinsel und Farben und hohe Zimmer, und Gott wird ihm dann gewiß

g) Veranlassungen und Ermunterungen von außen, die ihn völliger ausbilden, nicht versagen. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sagt das Sprichwort, und die Physiognomik sagt: „dem gab Gott Verstand; Pfand, daß er ihm

auch Amt, auch Wirkungskreis, Feld und Segen geben werde.“ Mir ist's Beobachtung und Ahnung. Wie die Physiognomie des Menschen, so sein Schicksal. Der geborne Künstler, oder eigentlicher der feinfühlende, großfühlende, schnellfühlende, tieffühlende, langfühlende, der es kraft seiner Organisation und Bildung ist, der findet, was er sucht. Wer anklopft, dem wird aufgethan, nämlich, wer Beruf hat, anzuklopfen, wer warten kann, wenn ihm nicht gleich aufgethan wird. Die Liebe versteht Liebe. Liebe sucht Liebe. Liebe antwortet der fragenden Liebe. Und wie der Vater im Himmel solche sucht, die ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, und ein Belohner aller derer ist, die ihn suchen, so ist die Natur Belohnerin der Kunst, so die Vorsehung Ermunterin der Natur, oder, mit andern Worten, Gott Entwickeler der Fähigkeiten, die er hier befruchtet, das heißt, aufzuwecken angefangen hat. Es ist eben so große Thorheit, zu fragen: Warum ward Raphael ein großer Maler? als zu fragen: Warum hat der Urheber der Natur sichtbare Gegenstände fürs Auge gemacht? Der große Künstler ist nur mit Gefühl sehendes Auge; seinem durch das Gefühl sehenden Auge müssen alle höhere Dinge erscheinen, wie Staub dem Auge des Maulwurfs. Ein Jeder wird, was er werden soll. Was Gott anfängt, vollendet Gott. Wie die Physiognomie des Künstlers, so sein Schicksal, so seine Kunst. Alle drei entwickeln und bilden sich mit einander aus; wohl verstanden, wir sprechen nicht vom glücklichen oder unglücklichen Schicksale, wir sprechen vom Schicksale, das den Künstler bildet. Und wir wissen, daß widriges Schicksal oft ihn schneller und besser bildet, als das, was man glücklich nennen mag.

* * *

Allen meinen Betrachtungen zufolge sind die entscheidendsten Züge des Künstlers beinahe immer im Auge und in der Stirn, sehr oft

bloß in den Augenbraunen. Bloß, das heißt, da am sichtbarsten, am sprechendsten.

Scharfe Augen, fest gezeichnete Umrisse der Augen, die auch in Stein oder Gyps, ohne Farbe, ohne Feuer, offen, keck, kühn scheinen würden, sind der großen, hellleuchtende, lichtvolle Augen der erhabenen Künstler.

Die Werke des Künstlers sind wie seine Augen. Der Physiognomist sieht sein Auge in seinem Werke, und sein Werk in seinem Auge.

Künstleraugen mit zurückgeschobenem obern Augenlied arbeiten gemeiniglich vortrefflich im Detail; mit Augenliedern, die etwas schmachtend über den Augapfel herabsinken, tingiren alle ihre Werke mit Liebe, mit Geist.

Je kleinere, beschnittnere Lippen, desto netter und fester; je größer und geschweifter, desto kraft- und saftreicher ihre Werke.

Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Knopfe parallel und von merklicher Breite ist.

Ich hätte noch Manches zu sagen, aber die Welt mag es noch nicht tragen.

Nur dieß noch: Es gehört mit zu den stillen Wonnegefühlen meines Lebens und Strebens in diesem Nachtthale, zu wissen, daß es Menschen geben wird, die aus dem Gesichte eines Menschen genau die Höhe der Kunst, die er erreichen wird, erreicht hat und erreichen kann, werden bestimmen können.

Fünfunddreißigstes Fragment.

Carolus von Hedlinger.

Erst ein Wort von dem Charakter und einige Anekdoten aus dem Leben dieses würdigen Mannes.

Hedlinger, der berühmte ſchweizeriſche Medailleur, deſſen Arbeiten alle über ſein Zeitalter erhaben ſind, hatte, wie mir Leute, die Menſchen kennen und ihn perſönlich kannten, verſicherten, einen ſtarken, herrlich gebauten Körper und eine feſte Geſundheit, die er auch, bei einer höchſt einförmigen, frugalen Lebensart, bis ans Ende behielt.

Er kam in einem Alter in ſein Vaterland zurück, wo er noch Geiſtes- und Sinneskräfte genug für die größten und vortrefflichſten ſeiner Werke hatte; aber er ging heim, um noch ruhig und geräuſchlos Gott und ſeiner Freiheit zu leben.

Einſam wohnte er auf einer angenehmen Anhöhe in einem Hauſe, das nach ſeinem Geſchmacke ausgebildet und durch und durch mit Meiſterſtücken mancherlei Art, mit Sinnbildern und Inſchriften geſchmückt war. Still lebte er da, von einem Paar alter Freunde beſucht und von allen Fremden, die ſein Vaterland durchreisten.

Gleichförmigkeit, unerſchütterliche Ruhe und Heiterkeit, Gebet und Fleiß und Stille, das war ſein Leben.

Er hatte eine ſehr ausgebreitete Beleſenheit; „aber manches Buch", ſagte er einſt zu ſeinem Freunde Hotze, von dem ich dieſe Anekdoten alle her habe, „warf ich ins Feuer, nachdem ich es geleſen hatte." Mit Entzücken las er die beſten Schriften der alten und neuen Dichter und Weiſen, aber auch mit Entzücken die Geſchichte des ſeligen Bruder Claus, und das lohne ihm Gott! Auf ſeinem Hausaltar lagen ſeine Meß-Andachten, und, darf ich es ſagen? von Lavater's Erbauungsſchriften einige, freundlich neben einander.

Er hatte eine weite, vielfaſſende Seele, ſanftes Gefühl für Alles, was wahr, groß und ſchön iſt, und ſein Herz war einfältig genug, Alles hinzulegen, was Ruhe ſtört, ohne Glückſeligkeit zu befördern. Er ergriff, behielt und benutzte demnach nur, was ihm wahr und beruhigend ſchien.

In allen ſeinen Werken, wo nur Anlaß dazu war, athmet der

Geiſt des Weiſen und des Chriſten. Man erinnere ſich an die Reverſe zu ſeinen eigenen Köpfen; den Vorhang, hinter den ſich der verſchließt, dem nosce te ipsum ein theures, heiliges Gotteswort iſt; den Brennſpiegel, der Sonnenſtrahlen faßt und ein Herz auf dem Altar entzündet; das Deo gratias! ſein ſchwediſches Lagom (ſchlecht und recht).

Jeder Zug von ſeiner Hand, die flüchtigſte Zeichnung, auch nur eine geſchlungene Chiffer, war Ausdruck ſeines Charakters, Einfalt und Adel, Natur und bedeutungsvolle, ruhige Größe.

In ſeinem ganzen Aeußerlichen war er ſehr ſimpel; den Ritterſtern auf ſeinem Kleide ſah man beinahe nie; er trug ihn, wie Asmus ſagt, auf bloßer Bruſt.

Sein erſtes tägliches Morgengeſchäft war, den öffentlichen Gottesdienſt zu beſuchen; weder rauhes Land, noch harter Winter, noch tiefer Schnee, noch heulender Sturm hielten den ehrwürdigen Greis davon ab.

Zu Hauſe war er immer beſchäftigt, und immer ohne Geſchäfte, wenn ein Freund zu ihm kam. O, wie er den mit wallender Freude empfing! mit jenem unbeſchreiblich ſanften Lächeln, das Keiner, der nicht Menſchenfreund iſt, nachäffen kann, und das Liebe, Achtung und Vertrauen auf den erſten Blick einflößte.

Nie, ſagte mir Herr D. Hotze, habe ich den Greis ſo jugendlich froh geſehen, als wenn von Jünglingen die Rede war, die in irgend einer Sphäre aus dem alltäglichen Handwerksgeleiſe heraustraten und etwas Großes und Nützliches zu wagen begannen.

Er genoß die zärtlichſten Freuden des häuslichen Glücks. Seine Kindeskinder ſpielten um ihn her, daß es eine Luſt war. Nur in ſeinem letzten Lebensjahre entzog er ſich dieſer Geſellſchaft. Man befragte ihn endlich darum; er ſagte: „Ich fühle die Bürde des höchſten Alters auf mir und will nicht durch meinen Trübſinn eure Freuden verdunkeln:“ der Greis, der doch lauter Heiterkeit und Liebe war!

Ein paar Monate vor seinem Ende reichte er mir, fährt mein Freund fort, den Abdruck einer unvollendeten Medaille mit den Worten: „Dieß ist meine letzte Arbeit und mein Bild!“ Es war ein Todtenkopf mit der Unterschrift Lagom. Nur Hedlinger wissen mit dem Gedanken des Todes so vertraulich umzugehen.

In seinen letzten Lebensmonaten nahm er jeden Abend von seiner Familie Abschied.

Wenige Tage vor seinem Ende erhielt er die Nachricht aus Schweden, daß und wie sein König am Schlagflusse gestorben. „Das hat zu lange gedauert,“ sagte er, „der König lebte ja noch zehn Minuten. Ich bitte Gott täglich, daß er mich schnell hinwegnehme, und in einem Augenblicke, daß es Niemand sieht.“

Eines Morgens, da der Greis zur gewohnten Stunde nicht erschien, um in die Kirche zu gehen, öffnete man sein Schlafzimmer und fand ihn halb angekleidet auf seinem Angesichte an der Erde liegend, todt.

Sechsunddreißigstes Fragment.

Michelangelo Buonarroti.

Freilich nur Larve des kraftvollen Mannes, aber doch im Ganzen entscheidender, sich ankündender Ausdruck von Drang, Fülle, Festigkeit, Mannigfaltigkeit, umfassender Kraft. Fern alle Sanftheit und alle Grazie, von oben bis unten. Diese hohe, vordringende, gefaltete Stirn, diese gegen die Nase sich wild abneigenden Augenbraunen, diese breitgedrückte Nase, dieser Blick, dieses wildkrause Barthaar, alles dieses ist harmonischer Ausdruck von anmuthloser, unbiegsamer Vollkraft. Das Auge, wiewohl hart und schlecht gezeichnet, ist voll der durchdringendsten Schaukraft; ganz ergreift und umschafft es seinen Gegenstand. Das Ganze ist ein Löwengesicht. Ist es nun

Michelangelo Buonarroti.

auch wieder Poeſie, Enthuſiasmus, Deklamation, wenn ich ſage: So ein Geſicht kann nicht erhaben edle Figuren, wie Raphael, weder erfinden, noch zeichnen.

Es iſt wahr, heiße man es nun, wie man will, Feuer, Reichthum, Muth, Kraft, Begeiſterung hat das Geſicht und haben die Produkte dieſes Geſichtes; aber Erhabenheit, Adel, Reinheit, Keuſchheit, wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt, hat weder dieß Geſicht, noch haben ſeine Arbeiten.

Albrecht Dürer ſei ihm an die Seite geſetzt. Weniger vordringendes Feuer, aber vielleicht nicht weniger Kraft in ſtiller Intenſion hat dieß Geſicht. Das Auge iſt durchſchauend, die Naſe produktiv. Die kurze, zurückgehende Stirn zeigt Imagination und Feſtigkeit.

Siebenunddreißigſtes Fragment.

Allgemeine Betrachtungen.

Muſik iſt Nachahmung der Naturtöne. Was der Maler ſehen muß, muß der Virtuoſe hören. Der Maler muß Sinn haben für Einheit des Momentes, der Muſiker für die Succeſſion. Hier, ſollte man denken, ſcheiden ſich ſogleich ihre Wege von einander. Phyſiognomien, die beſtimmt ſind, Momente zu fixiren, ſollten alſo weſentlich verſchiedenen Charakter haben von denen, die beſtimmt ſind, Succeſſionen darzuſtellen. Die Phyſiognomie des Malers ſollte demnach ſtehender, die des Muſikers fließender ſein. Ob es alſo ſei? Wie darf ich entſcheiden, da ich ſo wenig Muſiker kenne und gar nicht das Mindeſte von Muſik verſtehe? So viel aber kann ich ſagen, daß, was ich bis jetzt in Natur und Bild geſehen habe, meine Ahnungen hierüber zu beſtätigen ſcheint.

Schwebender, unbeſtimmter, flüſſiger, lockerer, wie es die Natur

der Empfindungsempfänglichkeit und der Empfindungsmittheilſamkeit zu erfordern ſcheint, ſind alle Muſiker-Geſichter, als die der Maler. Noch Eins. Verzeihet mir, Virtuoſen und Tongenies! Ich weiß nicht, ob es Raphaele in der Muſik gibt; aber das weiß ich, daß ich noch kein Raphaelsgeſicht von einem Muſiker geſehen habe; und, darf ich es ſagen? ich zweifle, ob es eines geben könne! Warum? Die Natur des Schwebens, des beſtändigen Schwebens, das Weſentliche der Muſik läßt nicht die ruhigſtätige, ſtehende Geſichtsform zu, die zur Schöpfung einer momentanen Welt nöthig iſt. Ich darf auf dieſem Felde keinen Schritt weiter thun, weil ich nicht auf dem Eiſe zu gehen gewohnt bin. Nur noch dieß: Gäbe es große Maler, die zugleich große Tonkünſtler wären, ſo glaube ich, ſie würden Landſchaftsmaler ſein, weil es weniger Anſtrengung braucht, dieſen dem Blicke ſtillhaltenden Moment der Natur nachzuahmen, als irgend einen andern; was ſage ich einen andern, da es keinen andern, ſelbſt in einem Geſichte nicht einmal, gibt?

Ferner, noch ein Wort, das nicht ſo unſicher ausgeſprochen werden darf: Blick des bloßen Malers iſt gewiß überhaupt immer ruhiger, feſter, durchtreffender, als der irrende, ſchwebende des Muſikers.

Man ſollte glauben, der Charakter des bildenden Künſtlers ſollte in ſeinem Hauptſinne, dem Auge, und der phyſiognomiſche Charakter des Tonkünſtlers im Ohr ſein. Die Ohren der Virtuoſen habe ich noch nicht zu unterſuchen Gelegenheit gehabt, doch zwei unter dreien waren obenher ſehr dünn und beinahe ohne Rand. Menſchenforſcher! ſammelt hierüber genaue Beobachtungen. Fürſten! ihr könnet es den Menſchenforſchern erleichtern; thut es, und ihr thut etwas Gutes.

Jomelli.

Achtunddreißigstes Fragment.

Niklas Jomelli.

Ein großer Kopf, ſchattirt.

Laßt uns einige Verſuche wagen, über einzelne muſikaliſche Phyſiognomien einige Bemerkungen oder Vermuthungen vorzulegen. Wir wollen bei Jomelli anfangen.

„Mit nichten erhabener Kopf des Griechen, wie etwa ein wortprangender Kandidat der ſchönen, von den Griechen ererbten Künſte ſagen möchte! Auch kein haſſenswürdiges Geſicht, wie's etwa mancher ſüßliche Geſchmäckler anekeln wird! Es iſt ein Virtuoſe aus dem achtzehnten Jahrhundert, vielleicht in den glücklichen Momenten, wo der Genius in ſich ſelbſt ſich auf- und niederregt, nichts ſieht, nichts hört, nichts fühlt, als ſein werdendes Gewebe, an das er gern mit abgehenden Fäden die Herzen der Untenwohnenden knüpfen möchte; ſonſt aber vorliegendes Bild, mit menſchlichen Namen genannt, Niklas Jomelli, in der bürgerlichen Welt Kapellmeiſter und Direktor des glänzenden würtembergiſchen Orcheſters. Seine Opern und ſonſtigen Werke bewundert die Welt und adelt ihn dafür: Genie. Er bewirkte unter andern neue Gefühle in den Sterblichen, als er die Brüder der Schattirungen in der Malerei, das muſikaliſche crescendo und diminuendo, näher ans Licht zog und auf Beute ausgehen ließ.

„Italiener und Deutſche, die vor ſeinen ſingenden Welten ſtanden, wollen ſich geweidet haben, ſagen ihm nach, daß er die Leidenſchaften glücklich auszudrücken gewußt, daß er die Mitwirkung aller Inſtrumente zu Einem großen Zwecke verſtänden, daß er zugethan und weggeworfen hat; und dergleichen mehr Gutes wird von ihm geſagt, womit wir aber uns nicht aufhalten wollen, weil freilich wahr iſt, daß man dieß alles nicht aus vorliegendem Portrait ſieht. Indeſſen gehört's aber doch auch dazu.“

Und nun der Phyſiognomiſt, was ſagt er zu dieſem Kopfe? Ein Kopf, der allenfalls Genie iſt, wenigſtens es ſein kann; wenig ruhig forſchender, ſtill auseinanderleſender Verſtand; mehr Feuer, als Genauigkeit in ſeinen Werken; mehr Pomp, als Eleganz; mehr hinreißende Gewalt, als ſanft anziehende Zärtlichkeit; das ſcheint mir wenigſtens dieß Geſicht deutlich genug zu ſprechen. Die Stirn nicht ſchwer ſuchend, vorergreifend; muthiges, feſtfaſſendes, ganz zurückgebendes Auge; kräftige, markige Naſe, ohne Adel und Feinheit; Mund voll ſinnlichen Gefühles; Kraft unterm Munde; Reichthum und Ueberfluß leicht empfangener, leicht zurückgegebener Gefühle im Kinn, und gute Nahrung im Unterkinn.

Neununddreißigſtes Fragment.

Emanuel Bach.

„Ein Mann, der Verdienſt um Schöpfung eines neuen Geſchmacks in Setz- und Spielart hat; der in der Muſik Epoche machte, und beſonders in den Zeiten, als er aufſtand, machen mußte; ein Mann, dem Viele nachfolgten und der jetzt eine anſehnliche Zahl von Schülern und Jüngern ſeines Weſens in Deutſchland ſieht, die ſich gut angebaut haben und auch von Vielen aufgenommen werden."

„Er iſt Schöpfer! Mögen nun Andere, denen es zukommt, ausmachen, ob, wie, wann, warum und wo er's iſt und geworden iſt. Er iſt Original! Alle ſeine Produkte ſind mit Originalität geſtempelt. Vielleicht begreifen ihn eben deßwegen ſo Wenige; vielleicht läßt ſich daraus das viele Reden über ihn und der Anhang ſeiner meiſten Schüler herleiten; vielleicht haben Andere auch Recht, die ihren Weg verſchieden von dem ſeinigen wallen und doch gut, ſchlimmer oder beſſer gehen können. Er iſt Original, und es läßt ſich da

nun Alles ſagen, was ſich in der Muſik, ſo wie in allen Künſten und Wiſſenſchaften, von den Originalen ſagen läßt.“ Was? Ein Zeichen, dem widerſprochen wird, geſetzt zum Falle und zur Auferſtehung Vieler.

„Sein vor uns liegendes Geſicht iſt unter dem Geſchlechte, in das er gehört, eben ſo original, als ſein muſikaliſcher Menſch. Es iſt eine Gattung, die immer in der Welt etwas pouſſiren und vorſtellen wird. Zwiſchen den Augenbraunen, im Blicke der Augen ſcheint ein geiſtiger Ausdruck ſeiner produktiven Kraft zu ſchweben. Er kann, er wird, er muß ſich mit ſolcher Phyſiognomie an vielen Orten mit Anſtand und Vortheil produciren können. Auch ſieht man zugleich, daß er für das Herablaſſende und Reſignirende nicht ganz gemacht iſt; wie's denn ſo die Originalität mit ſich bringt. Aufgenommen oder verworfen, geſchätzt oder verkannt, ſeiner Organiſation gemäß wandelt das Original in ſeiner Einheit, Fülle und Genügſamkeit ſeinen Weg fort.“ So weit ein Muſiker und Phyſiognom.

Doch den Fehler am linken Auge in der Natur hat der Maler, aus Höflichkeit vermuthlich und ſchonender Güte, weggepinſelt, und ganz unfehlbar damit zugleich ein Beträchtliches von Ausdruck. Seele genug bleibt übrigens noch in Auge und Augenbraunen übrig; die Naſe, zu ſehr abgerundet, läßt indeß immer noch genug von Feinheit und wirkender Kraft durchſcheinen; der Mund, welch' ein einfach gewordener Ausdruck von Feingefühl, Sattheit, Trockenheit, Selbſtbewußtſein und Sicherheit! die Unterlippe, etwas liſtig und ſchwach, aber nur leiſer Hauch der Läſtigkeit darüber! die nahe an die Lippe grenzende Einkerbung kräftigt wieder ſehr.

Feſte, Heiterkeit, Muth und Drang iſt in der Stirn. Ich weiß nicht, ob es Trug iſt, wenigſtens ſcheint's mir, daß der untere Theil des Geſichts bei den meiſten Virtuoſen, die ich im Urbilde oder Nachbilde ſah, nicht ganz vortheilhaft iſt. Der Umriß vom Oberkinn iſt indeß hier nicht gemein.

„Emanuel Bach hat sein Leben in Burney's Reisen selbst beschrieben; wir weisen unsere Leser dorthin, wofern es nämlich, wie es scheint, richtig ist, daß sich vom Leben eines Menschen viel auf den Charakter schließen läßt."

Vierzigstes Fragment.

Allgemeine Betrachtungen.

Der Dichter ist Maler und Musiker zugleich, und mehr, als Beide zusammen.

Unzählige Wesen und Geistigkeiten kann kein Maler nachfärben oder nachzeichnen, kein Musiker nachtönen, die der Dichter aus Seele in Seele geben kann.

Schall des Dichters ist Musik in Prosa.

Gedanke des Malers ist Dichterei im Geiste.

Wer ist Dichter? Der Versebilder? Wortfärber? Teppichen gleich Gedankenausspanner? Bildergeber? Bardenphraseologe? aber siehe, das Bild, das er hertönt, hat weder Materie, noch Form; weder Knochen, noch Fleisch; weder Farbe noch Seele; und wenn Geistigkeit keinen Körper bekommt, nicht Unsichtbarkeit sichtbar wird, wo dann die Dichtung? Da, wo die Malerei ist, wenn der Maler statt farbiger Gestalten den willkürlichen Namen hinsetzt. Doch, welcher Maler ist unsinnig genug, das zu thun, und dieß Geschäft Malerei zu nennen? Und doch, wie viel hochberühmte Dichter, und Dichter mit ächter Dichtungskraft thun das! „Daß Anfang und Vollendung hebt den donnernden Fuß!" das heißt: für's Ohr — blitzen? für's Auge — donnern? Sind das Dichter? welchen Namen wollen wir ihnen geben? Namen müssen sie doch haben. Prosaisten und flache Köpfe sind's gewiß nicht. Nun,

mit dem Namen ſei's noch dahin geſtellt. Es iſt doch wenigſtens ein Talent, Götterſprache zu ſprechen. Aber, Dichter?...

Wer iſt Dichter? Ein Geiſt, der fühlt, daß er ſchaffen kann, und der ſchafft, und deſſen Schöpfung nicht nur ihm ſelbſt innig, als ſein Werk, gefällt, ſondern von deſſen Schöpfung alle Zungen bekennen müſſen: „Wahrheit! Wahrheit! Natur! Natur! Wir ſehen, was wir nie ſahen, und hören, was wir nie hörten; und doch, was wir ſehen und hören, iſt Fleiſch von unſerm Fleiſche und Gebein von unſerm Gebeine.“

Nicht beleidigen will ich, aber wie kann ich unbeleidigend fragen: Wo ſind Dichter? Dichter, die ihrer eigenen Seele Schöpfungen, oder vielmehr das, was ſie mit Liebe ſahen und hörten, und nur das, und das rein und ganz, herausblitzten, herausleuchteten, ſtrömten, darſtellten? Schöpfungen, in denen ſich die Seele, wie die Gottheit in ihren Werken, erſpiegelt? Schöpfungen, die der ewige Schöpfer durchregt und durchhaucht, in denen man, wie im lebenden und liebenden Antlitz, voll gegoſſen die lebende und liebende Seele erblickt, lieb gewinnt, anſchmachtet, verſchlingt? Schöpfungen, unangetaſtet vom Hauche, Tone, Schimmer irgend einer Mode, Konvention, künſtlichen Manier?

Iſt ſelbſt der unnachahmliche Homer rein von Ton und Manier? Wer fühlt nicht, daß Homer Dichter iſt, wie unter Tauſenden nicht Einer, und daß er es noch mehr wäre, wenn er nicht ſo viel Ton und Manier hätte?

Aber iſt es möglich, ohne Ton und Manier Dichter zu ſein? Bodmer, Geßner, Ramler, Wieland, (doch wenig,) Lenz, (am wenigſten vielleicht,) Klopſtock, Stollberg, Dichter, wie kaum eine lebende Nation aufweiſen kann, ſind nicht ohne Manier. Iſt es alſo möglich, ohne Manier ſo zu dichten, in ſolcher inkonventionellen Einfalt und Wahrheit ſeine eigene Seele mit allen ihren Wahrnehmungen, Gefühlen, Bewegungen, in ſeinen Bildungen

und Schöpfungen darzustellen und mitzutheilen, wie die Sonne Strahlen ausstrahlt, ohne Grimasse, und was weiß ich noch mehr? so rein, einfältig, unbefangen, wie man im anmaßungslosesten Zustande für sich hin existirt und lebt und athmet, ohne an Zeugen oder Beobachter zu denken? — — Konnte doch Raphael selbst sich nicht über die blechernen Glorien, die sein Zeitalter forderte, erheben, und ist nicht selbst von seinen erhabensten Werken nicht fern alle Täuschung?

Wo also wahre, ächte, ganze Dichtung, wo ist sie? wo ist sie möglich? Und doch, Jahrhundert und Deutschland! hast du einen Mann, der die unbemerktesten Sichtbarkeiten, die innigsten Unsichtbarkeiten allgemein verstehbar darstellen konnte und kann, ohne Ton und Manier! du kennst den Namen und den Mann. (Göthe.) Wäre er nichts als Dichter, welche Gewinnste für die Physiognomik!

Dennoch wollen wir uns, so zusammengesetzt immer dieses Dichters oder anderer Dichter Charakter sein mögen, so schwer es ist, den bloßen Dichter herauszuscheiden, und so unmöglich der herauszuscheiden ist, weil auch der wieder Resultat aller Empfindungs- und Wirkungskraft der Natur ist, dennoch wollen wir es versuchen, etwas über Dichterphysiognomien hinzuwerfen.

Elasticität ist wohl das Wesentlichste im Charakter und der Physiognomie des Dichters. Leichte Rührbarkeit, Erschütterlichkeit, wiederhallende Schnellkraft, Möglichkeit und Disposition, Alles leicht und rein und ganz zu empfangen, und leicht und rein und ganz zurückzugeben; mit einem Zusatze zwar von seiner eigenen ächten Individualität, welcher homogene Zusatz aber das nur aufhellt und reinigt, nicht trübt und befleckt, was man empfängt und gibt, und Medium wird allen Sinnen aller Menschen, das wahrnehmlich und fühlbar zu machen, was ihnen sonst unwahrnehmlich und unfühlbar wäre.

Der Dichter ist Prophet der Schöpfung und der Vor-

ſehung Gottes, Mittler zwiſchen der Natur und den Söhnen und Töchtern der Natur. Bedarf's, geſagt zu werden: Alle Propheten Gottes waren Poeten? Wer war es mehr, als David, Moſes, Jeſaias und Johannes? Die Sprache der Offenbarung iſt Sprache der Dichtkunſt; was Kunſt? Sprache dichteriſchen, das heißt, vollempfangenden, vollgebenden Gefühles. Poeſie geht der Philoſophie vor, wie der Herbſt dem Winter. Wie, wie alſo muß der Dichter, der Prophet Gottes und Offenbarer der Natur, ohne den die Natur Niemand kennt, ſo wie ſie vom Anfange der Welt her nie ohne Poeſie und Prophezie erkannt ward, wie muß der Mann Gottes und der Menſchen gebildet ſein? wie nicht gebildet?

Von vorn her ließ es ſich ſchon beſtimmen:

daß er die feinſte, ſenſibelſte Bildung haben muß;

daß aber dieſe Bildung nicht nur markig, locker, rührbar zum Empfange;

daß ſie auch elaſtiſch, wiedertönend, zurückſchnellend ſein muß, zum Geben;

daß ſie alſo weder aus bloß geraden oder harteckigen Linien und Umriſſen, noch aus bloß weichen, abgerundeten, unwiderſtehenden, leidſamen beſtehen kann und ſoll;

daß es ſchlechterdings keinen Dichter geben kann, der eine Stirn ſo ‖ oder eine Stirn ſo ∈ hat.

Dichter, ſage ich, laßt mich die unangenehme Wahrheit wiederholen, oder zwei Männer nennen, die meinen Gedanken erklären, wenn er Erklärung bedarf.

Einmal war Pope Dichter der engliſchen Nation; jetzt iſt er's nicht mehr, denn ſein Dichtergenie war, wenn ich ſo ſagen darf, nur Maniergenie; es quoll aus Mund in Ohr, aus Imagination in Imagination, aus Verſtand in Verſtand, aber nicht aus ganzer bewegter Seele in ganze bewegte Seele. Jetzt iſt Voltaire Dichter

der französischen Nation; die Zeit wird bald kommen, da er es nicht mehr sein wird, wenn nämlich die Zeit bald kommt, da die Franzosen Menschen mit geradem Menschensinne sein werden.

Nicht also, Freunde, legt's der Physiognomik zur Last, wenn sie Linien und Charakter, wie sich von Pope und Voltaire abstrahiren ließen, nicht unter reine Dichterzüge aufnehmen will. Lacht nicht, wenn sie vor solchen Gesichtern nicht sogleich laut und entscheidend ruft: „Dichter! Dichter!" Die Zeit wird kommen, und sie ist nahe, hoffe ich, daß man der Physiognomik allein das Monopolium nicht geben, denn sie hat es schon, aber zugestehen wird. „Sie soll über: a) Dichtertalent, b) Dichtergefühl, c) Dichtergeist, d) Dichtergenie, e) Dichter entscheiden." Oder, wenn ihr das noch nicht für möglich haltet, wartet auf die Entscheidungen der Nationen, laßt nur ihre Idole hinter den Vorhang treten, das Händeklatschen vertönen, das Geblüt kühl werden, und — und einen wahren Dichter unangekündigt auftreten, oder seine wahre Dichtung in die Nation hineinwerfen und davon gehen. Oder stellt Milton und Shakespeare neben die Pope und Addisons, die Voltaire und Boileaus neben Jean Jacques Rousseau, und wenn ihr wollt, von allem deutschen Dichtervolke, das unterm Himmel ist, neben — ihr wißt, wen ich meine; und dann vergleicht ihre Werke mit ihren Gestalten und entscheidet: Wer ist Dichter? und entscheidet: Wer soll entscheiden? Nun solltet ihr mich nicht mehr mißverstehen, Leser, wenn ich euch frage:

Habt ihr auch schon einen Dichter gesehen:

mit scharf und fest gezeichneten, großen oder kleinen, sehr tief liegenden Augen?

Einen mit Augenbraunen von starken, gedrängten, jedoch kurzen Haaren? mit Augenbraunen, die nahe auf den Augen lagen?

Einen mit flach ausgebogener, von der Nase zum Munde ungefähr so (fortgehender Oberlippe?

Göthe.

Einen mit ſcharf verbiſſenen Lippen?

Einen mit brauner, lederartiger, trockener, ſchwer beweglicher, gleichgeſpannter Haut?

Einen mit oben flachem Schädel? mit perpendikulärem Hinterhaupte?

Leſer, denen es um Wahrheit und Gewißheit zu thun iſt, forſchet, prüfet, aber nicht obenhin, ſondern ſcharf.

Einundvierzigſtes Fragment.

Göthe.

Ein männliches Profil mit offenen Haaren.

Steinern nach Stein gearbeitet, aber äußerſt charakteriſtiſch für den Phyſiognomiker. Immer Larve eines großen Mannes, der das Kreditiv ſeiner Vollmacht, auf die Menſchheit zu wirken, auf ſeinem Geſichte hat, ſogar auf der harten Larve ſeines Geſichts. Auch ohne das blitzende Auge, auch ohne die geiſtlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe, auch ohne den Anblick der leichten, beſtimmten und alltreffenden, allanziehenden und ſanft wegdrängenden Bewegung, ohne alles das, welche Einfachheit und Großheit in dieſem Geſichte! In der Stirn bis zu den Augenbraunen heller, richtiger, ſchneller Verſtand. Sehr zwar wird der Eindruck dieſer Stirn wieder verwiſcht durch den zu gedehnten und gewölbten Vorbug von den Augenbraunen bis an die Wurzel der Naſe.

Das Auge hier hat bloß noch im obern Augenliede Spuren des kraftvollen Genies. Der Augapfel ſelbſt iſt in aller Betrachtung unerträglich.

Die Naſe, voll Ausdruck von Produktivität, Geſchmack und Liebe, das heißt, von Poeſie.

Uebergang von Naſe zum Munde, beſonders die Oberlippe,

grenzt an Erhabenheit, und abermals kräftiger Ausdruck von Dichtergefühl und Dichterkraft.

Die Unterlippe ist zu rund abgeschliffen und kontrastirt dadurch sehr mit der viel delikatern Oberlippe.

Das Kinn trefflich, besonders der Kinnball; nur um ein Haar zu kleinlich.

Der mächtige Zug von Auge und Mund herab unwahr, voll Ernst und Stolz.

Im aufwärtsgehenden Kinn vom Halse her Adel und Stolz.

Im Ganzen Festigkeit und Bewußtsein seiner eigenen unadoptirten Kapitalkraft.

Göthe.

Hier endlich einmal Göthe! zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht wie das seinige auf Kupfer zu bringen möglich ist. Nein, auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine, um ein Haar zu kleinlich das Auge und der Mund, und dennoch so wahr, als irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopfe, in Kupfer gebracht worden ist. Wie viel wahrer, als das Geyser'sche und Chodowiecki'sche? Im erstern fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier ist von beiden wie viel, viel mehr! wie viel Kühnheit, Festigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! wie schmilzt da Jüngling und Mann in Eins! wie sanft, wie ohne alle Härte, Steifheit, Gespanntheit, Lockerheit! wie unangestrengt und harmonisch wälzt sich der Umriß des Profils vom obersten Stirnpunkte herab bis da, wo sich der Hals in die Kleidung verliert! wie ist drin der Verstand immer warm von Empfindung, lichthell die Empfindung vom Verstande!

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser nun gewiß gedächtnißreichen, gedankenreichen, warmen Stirn; bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft ge-

ſchweifte, nicht ſehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge; die ſo ſanft ſich darüber hinſchleichende Augenbraune; dieſe an ſich allein ſo dichteriſche Naſe; dieſen ſo eigentlich poetiſchen Uebergang zum lippichten, von ſchneller Empfindung gleichſam ſanft zitternden, und das ſchwebende Zittern zurückhaltenden Munde; dieß männliche Kinn; dieß offene, markige Ohr. Wer iſt, der abſprechen könne dieſem Geſichte:

Genie?

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz, iſt, wie anderswo erwieſen werden ſoll, Unding; denn nicht höher Verſtand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zuſammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe! iſt die Seele des Genies.

Und nun ſollte auch noch ein Wort von nachſtehender Vignette, dasſelbe Geſicht, geſagt werden. Aller Zeichnungsfehler ungeachtet, drückt dennoch keines von allen die dichteriſche hochaufſchwebende Genialität aus, wie dieſes.

Und nun, verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter, daß ich alles dieß von dir, ohne dein Wiſſen, hinſtammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will.

Zweiundvierzigſtes Fragment.

Rückſicht oder Beſchluß.

Denn die Rückſicht iſt noch zu früh; der dichteriſchen Köpfe, die wir vorgeführt haben, ſind noch zu wenige. So viel indeß immer, daß ſie, wohl beobachtet und verglichen den Forſcher und den Leſer von zuſammenfaſſendem Blicke, von umſpannendem Gefühle auf gewiſſe Hauptgeſichtspunkte leiten, oder von ſelbſt dahin zu gehen werden veranlaſſen können. Ich glaube, nun noch entſcheidender behaup-

ten zu dürfen, daß alles hart Scharfe, angezogene Spitze, alles Perpendikuläre ein Geſicht undichteriſch macht. Die geraden Linien ſind des Verſtandes, der Kälte, der Härte. Alſo bleibe Jeder in dem Berufe, wie er berufen iſt und wie Gott einem Jeden das Maß des Glaubens und des Gefühls mitgetheilt hat. Iſt Einer zur kalten Ueberlegung und Zergliederung berufen, ſo affektire er, ſuche er, erzwinge er keine warme Empfindung. Baute und bildete Gott Einen aus wärmerm und weicherm Stoffe, er affektire, ſuche und erzwinge keine Mannheit und Stärke, die er nicht haben kann und nicht ſoll. Jeder Menſch, der außer ſeinen Kreis herausgeht, wird lächerlich und unglücklich; Niemand wohl lächerlicher, Niemand ſich ſelber verderbender, als wer ohne Dichtergeiſt Dichterei erzwingen will. So wenig Einer ſich eine liegende, gebogene Stirn für eine perpendikuläre eintauſchen kann, ſo wenig kann ein mathematiſches Genie ein poetiſches ſein. Es gibt poetiſche Vernunft und poetiſche Genies; ſo gibt es mathematiſche Vernünftler und mathematiſche Genies. Vernunft wird nie Genie; nicht einmal mathematiſche Vernünftler werden mathematiſche Genies; wie viel weniger kann je kalte Vernunft poetiſches Genie werden? Alſo prüfe ſich Jeder, weß Geiſtes Kind er ſei, was er könne und können ſoll. Und ſo bliebe es denn bei dem Alten: Poeten werden geboren, nicht gemacht; geboren, aber doch, wie alle andern Menſchenkinder, mit Schmerzen, und ſelten ohne Wehmütter.

Dreiundvierzigſtes Fragment.

Allgemeine Betrachtungen über Religion und religiöſe Phyſiognomie.

Nichts genannter, nichts unbekannter, als **Religion**; das verſtändlichſte und mißverſtandenſte aller Wörter.

Religion, Tugend um Gottes willen? wie Spalding sagt. Ja und nein! Alle Tugend um Gottes willen ist Religion, aber nicht alle Religion ist Tugend um Gottes willen. Tugend, wie etwas ganz Anderes, als Religion, so sehr sie mit Religion zusammenfließen kann und soll und muß! Dennoch läßt sich Tugend ohne Religion, und Religion ohne Tugend, ohne Tugendhandlungen wenigstens, wo Anlässe fehlen, gedenken. Tugend ist Geistesstärke, Uebermacht der Vernunft über Leidenschaft, Uebermacht des Rechtsgefühls über reizendes Unrecht, Glaube, (aber nicht Glaube an Gottheit oder unsichtbare Welt,) Glaube, daß meinem inwendigen Menschen wohler sein werde, wenn er gewissen reizenden, sinnlichen Vergnügungen freiwillig entsagt. Stärke des Geistes, die aus diesem Glauben entspringt, und mir es möglich macht, Vergnügungen, zu denen ich kein anerkanntes Recht fühle, von deren Genuß ich Reue oder Schaden zu befahren Ursache habe, zu entsagen, ist Tugend.

Der Tugend eigentliche Welt ist die gegenwärtige, die sichtbare; der Tugend, insofern sie nämlich bloß Tugend und nicht mit Religion tingirt oder genährt ist. Der Ungläubige, der Atheist, kann tugendhaft sein; er kann es der menschlichen Gesellschaft vortheilhaft finden, und vortheilhaft für sich, auch bei starken Reizungen zur Ungerechtigkeit, Jedem zu geben, was ihm gebührt, Keinem zu nehmen, was sein ist. Der ist tugendhaft, der seinen Zorn mäßigt, bloß um seinem Beleidiger nicht wehe zu thun, und seiner Gesundheit nicht zu schaden. Stärke des Geistes über das Fleisch ist Tugend.

Und — Religion? — Sie kommt aus der unsichtbaren Welt, und geht in die unsichtbare Welt. Nicht die Erde, der Himmel ist ihr Quell und Ziel! Nicht, was sichtbar ist; das Unsichtbare! Nicht vergängliche Glückseligkeit; unvergängliche! Siehe da ihre Welt, ihre Nahrung, ihre Liebe!

Leser, ich vergesse nicht, daß ich physiognomische Fragmente

ſchreibe, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe. Was ich geſagt habe und noch ſagen werde, führt uns genau zu dem Ziele, wohin wir zu kommen gedenken, alſo duldet meine ſcheinbare Ausſchweifung ein wenig, und wie könnte es große Ausſchweifung ſein, wenn ich auch, ohne beſondere Einlenkung auf die Phyſiognomik, bloß um des Anlaſſes willen auf dieſer herrlichen, ausſichtreichen Höhe gern mit euch verweile, das heißt: ein paar Seiten mit „Betrachtungen der Religion," ich will doch nicht hoffen, verderbe, nein, nur fülle!

Religion, Bedürfniß höherer Unſichtbarkeiten, und Glaube an ſolche; Religion, immer Sinn, Gefühl, Gente für das Unſichtbare, Höhere, Uebermenſchliche, Ueberirdiſche; Religion, immer Glaube; auch wenn ſie Aberglaube iſt; auch wenn ſie Schwärmerei iſt; Aberglaube, Glaube an nicht exiſtirende Weſen, an nicht auf uns wirkende Unſichtbarkeiten; kranke Religion; Religion ohne Vernunft. Schwärmerei, Glaube an Täuſchungen, ſtatt Erfahrungen aus der unſichtbaren Welt; Religion ohne Erfahrung. Aechte, wahre Religion... was? Glaube an wirkliche exiſtirende Unſichtbarkeiten, deren Einfluß man ſinnlich erfahren hat, oder erfahren kann. Glaube an unſichtbare höhere Weſen, der ſo feſt iſt, wie der Glaube an uns ſelber, und ſo gewiß, wie unſere Exiſtenz, weil er ſich auf Erfahrungen gründet, die ſo wenig täuſchen konnten, als uns das Gefühl unſerer Exiſtenz täuſchen kann — das iſt — Religion, reine, geſunde Religion.

* * *

Religion iſt alſo immer Glaube, oder Vergegenwärtigung unſichtbarer, höherer Dinge, wie wenn ſie ſichtbar wären.

Inſofern alſo immer Würde, Hoheit der menſchlichen Natur;

Glaubensfähigkeit an höhere Unsichtbarkeiten. Wenn ich unglücklich genug wäre, keinen Gott zu glauben, diese so überthierische Fähigkeit der menschlichen Natur müßte mir ehrwürdig und heilig sein, und müßte mich, wenn ich männlichen, festen Trittes fortschlösse, zur allervernünftigsten Ueberzeugung führen: „Es muß eben um dieser Glaubensfähigkeit willen, eine unsichtbare Welt geben, worauf sie sich bezieht, so gewiß es sichtbare Gegenstände gibt, die sich auf die jetzige Sehensfähigkeit des Menschen beziehen, so gewiß es Schälle gibt für's Ohr, und Speise für den Magen."

Diese Glaubensfähigkeit muß ihren Grund mit in der Bildung und Organisation unsers Körpers haben; so gewiß diese Glaubensunfähigkeit bei den Thieren in ihrer unedlern, schlechtern Bildung ihren Grund haben muß.

Wie aufmerksam also soll ich auf's Neue das Menschenangesicht betrachten, das diesen höhern Sinn in sich faßt, den kein Thiergesicht in sich fassen kann.

Religion — Sensorium für die Gottheit — und die unsichtbare bessere, das ist, lebendigere und dauerhaftere Welt. Ahnung unsichtbarer Unsterblichkeiten in sichtbare Sterblichkeiten.

* * *

Nun Ein Wort von der Verschiedenheit wahrer Religionsgefühle.

Philosophische (ich will mich des gewöhnlichen Ausdruckes bedienen), philosophische Religion, Glaube an einen unsichtbaren Gott und eine unsichtbare Gotteswelt, bloß um der sichtbaren Welt willen.

Israelitische Religion, Glaube an den Gott Israels und der Israeliten, um der biblischen Urkunden willen, die zusammen genommen das alte Testament heißen. Glaube an so einen Gott und so ein Reich Gottes, wie diese Schriften lehren, erst um

der Glaubwürdigkeit dieſer Schriften, dann um ähnlicher Gotteserfahrungen willen.

Chriſtliche Religion, Glaube an den Vater des Jeſus Meſſias und ſein unſichtbares, ewiges Reich, um ſeiner Erſcheinung willen in dem göttlich lehrenden, wirkenden, leidenden, auferſtehenden, Alles beherrſchenden Jeſus Chriſtus. Leben und Weben in dem Gott Chriſti und in ähnlichen Erfahrungen dieſes Gottes, wie Chriſtus hatte; ſolcher Gottesgemeinſchaft, worin er mit der Gottheit ſtand; Leben und Weben in ſeinem Sinn und ſeinem Reiche.

Und nun — ſind wir nahe an dem Punkte, wo wir mit unſern Leſern hinkommen wollten. Dem Einen mag es Abgrund, Höhe wird es Andern ſein. Mir iſt es feſter Boden, Religion iſt mehr als Tugend, nicht nur, weil ſie Tugend zeugt, wie die Sonne das Licht, ſondern weil ſie viel unſinnlicher, höher, geiſtiger iſt, als die Tugend.

Tugend erhebt die Menſchheit über die Thierheit, und ich möchte, wenn es nicht mißverſtanden würde, ſo gern beifügen: Religion erhebt die Menſchheit über die Menſchheit. Tugend macht den Menſchen zum Menſchen; Religion macht den Menſchen zum Engel; Tugend wirkt die beſten edelſten Freuden für die gegenwärtige, ſichtbare Welt; Religion Freuden des Himmels und der Ewigkeit. Um wie viel höher der Menſch durch Tugendfähigkeit über die Thiere erhaben iſt, um ſo viel höher der tugendhafte Religiöſe über den Tugendhaften ohne Religion. Wie das Thier nicht reichen kann in das moraliſche Empfindungsſyſtem des tugendhaften Menſchen, ſo der bloß Tugendhafte, als ſolcher, nicht in das eben ſo viel höhere Syſtem, in das eben ſo viel geiſtigere Reich des Religiöſen. Tugend iſt Religion der Erde; Religion Tugend des Himmels. Der bloß Tugendhafte ohne Religion

kann nie so tugendhaft werden, wie der Religiöse, so wenig der Mond leuchten kann, wie die Sonne.

Es ist, in wie manchem Sinne, wahr — Ein Senfkorn Glaubens, der in die unsichtbare Welt dringt, aus dieser schöpft und nimmt, gerade so beherzt und zweifellos da schöpft, wie aus der sichtbaren; ein Senfkorn solchen Glaubens versetzt Berge, dringt durch Alles, wirkt in Alles, trägt Alles, duldet Alles, überwindet Alles.

Der Israelite — hat Kraft seiner Religion, wofern sie nicht Schall, Wort, Nachgeschwätz, sondern Glaube ist, Glaube, der, wie jeder in der Welt, Stelle des Anschauens, Stelle der unmittelbaren Erfahrung vertritt, oder sonst nichts ist; der Israelit hat Kraft seiner Religion, das Uebrige gleich gerechnet, mehr Stärke, zu dulden und auf göttliche Weise zu wirken, als die bloß philosophische Religion je haben kann. Denn auch die sogenannte, ja wohl, sogenannte Naturreligion ist schon mit in der israelitischen eingeschlossen.. Denn der Gott Jakobs ist es, der den Himmel und die Erde gemacht hat, das Meer und Alles, was darinnen ist.

Der Christ, wo ist er, daß ich sein Angesicht sehe, und in seinem Angesichte die Liebe und Weisheit und Kraft Jesus Christus, und seines ewig unsichtbaren Vaters? — Der Christ, der weiß, an wen er glaubt, der des Lebens und der Allvermögenheit Christi, wie seines eigenen Lebens gewiß ist, und wer ist Christ, ohne diese Gewißheit? Der kann Tugenden ausüben, die kein Philosoph, und wenn seine Tugendliebe unbefleckt wäre, als Philosoph, kein bloßer Israelite, als solcher, ausüben kann. Wer ist es, der die Welt überwindet, denn nur der glaubt, Jesus sei der Sohn Gottes. Siehe also hier Stufen der Menschheit. O, daß ich nun eines redlichen Weltweisen, der Naturreligion hat; eines israelitischen Anbeters Gottes,

in dem kein Falsch ist, und eines apostolischen Christen, wahre Physiognomien, alle an derselben Tugendhandlung theilnehmend, vorführen und wahr darstellen könnte! So aber fehlt es an Originalen sowohl, als an Kopisten.

* * *

Alle Menschen sind der Religion fähig, weil sie Menschen sind, aber nicht alle desselben Grades von Religion, weil nicht alle Menschengesichter sich gleich sind. Alle Menschen haben dieselben Sinne und Glieder, aber alle diese Sinne und Glieder haben doch an jedem Menschen besondere Formen und Zeichnungen. So mit der Religion. Alle Religion ist Glaube an unsichtbare Gottheit und unsichtbare Welten und Diener der Gottheit. Diese Religion aber individualisirt sich in Jedem nach seiner Form und Organisation. Zwingli, Luther, Calvin, Bellarmin, Zinzendorf — und Spinoza sogar (denn auch der glaubte noch an eine Gottheit, und hatte Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Wesen aller Wesen, obwohl seine Gottheit eine ganz andere war, als die Gottheit unseres Glaubens); alle diese hatten Religion, schienen es wenigstens zu haben, aber ihre Religion war so verschieden, als es ihre Gesichter waren.

* * *

Es ist unsinnig, dem Gewissen einer Nation, Gemeine, Gesellschaft, Eine Religionsform aufzudringen. Zum äußerlichen Bekenntnisse kann man durch Zwang gebracht werden; zur innerlichen Ueberzeugung nicht. Es können nicht Alle gleich empfinden, gleich leiden, gleich wirken. Es ist unsinnig, von Calvins spitzem und hartem Kopfe die weiblich-religiöse Süßlichkeit der Zinzendorf'schen Religionsform zu fordern; und unsinnig, Zinzendorf zu beschweren, er solle seine Religion in Syllogismen auflösen. Die Seligkeit der Religion ist im Wesen der Religion, im redlichen Glauben, Lieben, Hoffen Gottes und der unsichtbaren höhern

Welt. Nicht in der individuellen Form. Ich bin ein Mensch so gut als du, ob ich gleich ein Schweizer bin, und du ein Deutscher bist; obgleich du blaue Augen hast, ich braune habe; du eine kurze, stumpfe Nase hast, ich eine lange und spitze habe. Ich bin religiös, so gut als du, und selig in der Religion, so gut als du (der Grad kann verschieden sein), wenn Glaube an die unsichtbare Welt uns leitet, stärkt, reinigt, belebt, erhöht. Könnten zwei Menschen verschiedener sein, als Petrus und Johannes? Wie ungleich scheinen ihre Religionsbegriffe! Sie waren nicht im Wesen, nur in der Form und dem Grade verschieden. Es müssen also verschiedene Formen der Religion sein, wie verschiedene Formen der Menschheit, obgleich dem Wesentlichen nach alle diese Formen von Einer Art sind. Von derselben Urform der Menschheit, welch' eine Menge so ungleicher Abdrücke! wie unendlich vermannigfaltigt! So die Religion — Ein Hauptbedürfniß in Millionen Gestalten! —

O, wenn das bedacht würde! bedacht würde, daß es nach dem geheimnißvollen und offenbaren Rathschlusse Gottes so sein soll! bedacht würde, daß Gott, nicht wir selbst, uns zu einer gewissen Hauptform, zu einer gewissen besondern Religionsempfänglichkeit gebildet hat, daß der Eine kälter, der Andere wärmer, der Dritte heiß — und jeder doch aufrichtig an die Gottheit glauben, und nach Eindrücken, jeder nach andern Eindrücken aus der unsichtbaren Welt, handeln soll, und nicht anders kann. O, daß wir das bedächten! O Menschen, wollen wir weiser sein, als Gott? wollen wir nun Einen Ton in der Musik? nur Einen Strahl des Lichtes? nur Eine Farbe? nur einerlei Gesichter und, welches eben so viel ist, einerlei Religionskräfte? denselben Grad von Empfindsamkeit? Nein, das wollen wir doch nicht! O daß Jeder die Gottheit nach seinem eigenen Bedürfnisse suchte, und jeden Andern sie auch nach seinem Bedürfnisse suchen ließe! und, da doch weder aus der unsichtbaren, noch aus der sichtbaren Welt Keiner Alles zusammennehmen und ge-

nießen kann, daß Jeder aus der unsichtbaren Welt nur das nähme, was ihn am schnellsten regt, am kräftigsten treibt, am meisten reinigt und beseligt. Nicht jedes Erdreich taugt für jede Art des Samens. An sich kann der Same gut, an sich das Erdreich gut sein. Und dennoch ist es möglich, daß beide zusammen sich nicht vollkommen schicken wollen. So taugt nicht jede Religionsform für Jeden.

Noch einmal: Zwingli's Religionssystem, die Form seines Glaubens an das Unsichtbare; wie viel bedächtiger und kälter mußte die sein, als Luthers und Calvins? Melanchtons Religion mußte mehr Lammes- als Hirtenreligion sein. In einem großen Hause, sagt einer der tiefsten und beredtesten Weisen, sind nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch eherne und hölzerne.

Nur dabei bleibt es: Niemand kann einen bessern Grund legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Was aber ein Jeder auf diesem Grunde bauet, es sei Gold, Silber, Edelgesteine, Holz, Heu, Stoppeln, eines Jeden Werk wird offenbar werden, denn der Tag wird es klar machen, und das Feuer wird es offenbaren. Was eines Jeden Werk sein wird, wird das Feuer bewähren. Wenn Jemandes Werk, das er darauf gebaut hat, bleibt, so wird er den Lohn empfangen. Wird Jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden. Er selbst aber wird selig werden, doch als durch's Feuer. (1. Corr. III. 11—15.)

Ist je etwas tiefer Philosophisches gesagt worden, als dieß?

* * *

So wie alle Menschen Augen haben, aber malerische Augen, scharf beobachtende Augen nur wenige; so alle Menschen Ohren zum Hören, aber musikalische Ohren wenige; so alle Menschen Sinn für Religion im weitesten Sinne, wenige das religiöse Auge und Gehör;

wenige Sinn für das Reinſte, Geiſtigſte, Erhabenſte der Chriſtusreligion. Es kann auch in dieſem Sinne richtig geſagt werden: Es ſind viele Berufene, wenig Auserwählte. Die Virtuoſen in allen Fächern ſind ſelten.

* * *

Je mehr der innere Sinn für eine höhere Welt und der König dieſer höhern Welt ſich in einem Menſchen regt, deſto augenſcheinlicher wird ſich ſeine Geſtalt verfeinern, werden ſich ſeine Mienen veredeln.

Wo Glaube an hohe vortreffliche Unſichtbarkeiten in einem Menſchen lebendig iſt, wie Morgenröthe die Nacht aufhellt, ſo dieſer Glaube ſein Angeſicht.

* * *

Wie der Anbeter des Gottes Iſraels und des Gottes der Natur, als ſolches herrlicher iſt, als der Anbeter bloß des Gottes der Natur allein, ſo der Anbeter Chriſtus, als ſolcher herrlicher, als der bloß den Gott Iſraels kennt. Wem gegeben iſt zu empfinden, daß des Menſchen innigſtes Bedürfniß iſt, nicht abſtrakte, ſondern konkrete wirkliche Menſchheit, nicht nur an unüberdenkliche, allverbreitete, Unendlichkeiten erfüllende, Gottheit (für die, als ſolche, kein Senſorium in der menſchlichen Natur zu ſein ſcheint), daß des Menſchen Bedürfniß iſt, menſchenähnliche Gottheit, Gottmenſchheit, oder mit andern Worten: Wem es gegeben iſt, zu verſtehen die Worte Chriſtus, Niemand erkennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will; wer mich ſiehet, ſieht den Vater; oder wer weiß, daß, wenn er in der Lehre Chriſtus bleibt, er beide, den Vater und den Sohn, hat: o, ein ſolches Angeſicht laß mir noch begegnen, du unerſchöpflicher Freudenſchöpfer, daß ich auf ihm ruhe oder niederfalle, und fühle: Hier iſt Gottheit, oder ſie iſt nirgends.

* * *

Je reiner, wahrer, wortloser, drangreicher, thatenreicher, stiller, tiefer, inniger, lebendiger der Glaube ist, je weniger er Täuschung, je mehr er Empfindung und Erfahrung Gottes, Gottes in Christus ist, desto mehr reinigt sich, heiligt sich, vergöttlicht sich deine Physiognomie, zur Freude Gottes und der Engel, die du glaubst, obgleich du sie nicht siehst, und die dich heißer lieben, als du nicht glauben kannst, und zur Freude der wenigen Edlen auf Erden, denen es gegeben ist, die schwächsten Strahlen aus der unsichtbaren Lichtwelt aus deinem Antlitze mit stillen Zügen zu trinken.

* * *

Auch die Nachäffung, der Nachschall dieser Gesinnungen, die Wortreligion oder Heuchelei, und die Mischung von Gefühl und Schall, von Wahrheit und Ton, von Geist und Manier, auch die drückt sich lesbar genug auf dem Angesichte des Menschen aus.

O, wer kennt die Menschen und sich selbst, und erkennt alle diese Unsichtbarkeiten nicht in dem Sichtbaren?

* * *

„Ja! wohl in den Mienen zeigt sich aufmerksamen und geübten Blickes so etwas, das ist Alles!“ Nein, Freund! es ist nicht Alles; auch die besondere Religionsempfänglichkeit eines jeden Menschen drückt sich nicht bloß in Mienen, nicht in der Bewegung allein, nicht allein in der aus öfterer gleichförmiger Bewegung entspringenden Lage und Falte des Gesichts aus; nicht nur, was der Mensch ist, sondern was er auch sein kann, auch die Art von Religion, wozu er gebildet ist, auch das drückt sich aus, und zwar in der Zeichnung der Züge, auch in der Form sogar des Gesichts.

Nicht nur, zum Beispiel, ist in des sogenannten Pietisten Mienen seine ängstliche Gesetzlichkeit, in des sogenannten Herrnhuters seine weiblich-süß-fröhliche Heiterkeit, in des Mennoniten das Einfältig-innig-herzliche, in des Mystikers das Stillverliebte

und ſo fort ſichtbar, ſo daß es gar nicht ſchwer iſt, (auch ohne Rückſicht auf die ſo viel mitwirkende Stellung, Gang, Geberde, Stimme,) auf den erſten Anblick jeden ſolchen religiöſen Charakter ſogleich zu erkennen; nicht nur das, ſondern jede Hauptklaſſe von religiöſen Gefühlen hat gewiſſe Hauptformen.

* * *

Religiöſe Hauptformen! Ich fühle ganz, nicht das Anſtößige des Ausdrucks an ſich, — denn das, was ich meine Philoſophie heiße, erröthet nicht mehr vor Wörtern, weil ſie auch vor den wahren Dingen, die ſie bezeichnen, nicht erröthen darf und will, — aber ich fühle die Beſtürzung einiger meiner Leſer. Religiöſe Formen, Lavater! „du biſt unſinnig, dein vieles Schreiben macht dich unſinnig.“ Nein, ich bin nicht unſinnig, ſondern ich rede wahrhaftige und nüchterne Worte. Was ich hier hinwerfe, ich verſpreche Beweis davon, und zwar nicht erſt in den phyſiognomiſchen Linien, Beweiſe, einige Beiſpiele wenigſtens auf den nächſtfolgenden Tafeln.

So gewiß es Geſichtsformen gibt, welche nicht zu Feldherren taugen, und Geſichtsformen, mit denen im Kabinette nichts anzufangen iſt, ſo gewiß gibt es Geſichtsformen, von denen ſich ganz zuverläſſig ſagen läßt: dieſe werden niemals aufrichtige Herrnhuter, jene keine ſtandhafte Methodiſten werden.

* * *

Wo religiöſe Mienen wirklich ſind, da ſind auch noch religiöſe Formen möglich und zum Theil wirklich, denn die Miene iſt nur Lebenshauch, Lebensblick der Form. Und wie der Selbſtlauter den Mitlauter belebt und in Eins mit ſich verwandelt, ſo kann die Miene, inſofern ſie wirklich Geiſt und Leben iſt, kann dieſer Funke Gottes vielleicht noch ſich entflammen und ausbreiten, und auch die Knochen nach und nach durchglühen, reinigen und ſie wieder in ihre Urform zurecht modeln.

Siehe, das ist eigentlich das Werk dessen, der das zerknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, und an Himmel und Erde bezeugt hat: „man soll der vorigen Dinge nicht mehr gedenken."

Himmel und Erde werden vergehen, aber deine Worte, Göttlicher, nicht; deß freue ich mich, und werde mich freuen, so lange ich athmen kann.

* * *

Ich glaube, so weit ich bis jetzt nachforschen konnte, drei Hauptklassen von religiösen Menschenbildungen bemerkt zu haben: a) gespannte, oder harte, (wie zum Beispiel Calvin), b) weichliche, weibliche, (wie etwa Zinzendorf), c) gerade und frei hinschwebende, der höchsten Strenge und der schmelzendsten Güte fähige, wie Paulus und Johannes.

Man bemerke wohl, daß ich von religiösen Seelen rede, nicht bloß von tugendhaften; nicht von Leuten, die Religionsanmaßung machen und in denen noch der Religionssinn ganz zu schlafen scheint.

* * *

Die Einen, welche härter zusammengesetzt sind und doch Religionsbedürfniß haben, denken sich gerne in furchtbare höhere Unsichtbarkeiten hinein, glauben schneller an das, was schreckt und niederschlägt; die Andern, die aus weicherm Stoffe gebildet sind, glauben schneller an liebevolle Wesen aus der unsichtbaren Welt. Wenigen ist es gegeben, mit gleich offenem Wahrheitssinne Alles anzunehmen, was die menschliche Natur entzückt und wovor sie zittert, und, wenn sie sich freuen und wenn sie bittere Thränen vergießen, zu glauben:

Gott ist die Liebe.

Die Einen denken sich in die unsichtbare Gotteswelt hinein; ihre Religion ist mehr Heitere des Verstandes, ihr Gott ist mehr Abstraktion: So Wolf und seine Schüler.

Die Andern imaginiren sich mehr in die Gottheit und ihr unsichtbares Reich hinein; sie denken und empfinden durch die Imagination. So die Herrnhuter.

Noch Andere wollen sich weder hineindenken, noch hineinimaginiren; sie wollen sich bloß hineinfühlen, hineinschlummern. So viele Mystiker.

Wer ist es, der mit allen Kräften, allen Sinnen ins unsichtbare Gottesreich strebe und hindurchkämpfe?

Harte kämpfen sich hinein.

Weiche singen und weinen sich hinein.

Bewegliche feste kämpfen, singen, weinen, leiden, handeln sich hinein.

Ein jeder Religiöse tingirt sich, denkt sich, ohne daß er es weiß, seine Gottheit nach seinem Charakter, der Kältere kälter, wärmer der Warme; daher sprach Petrus so ernstlich, Johannes so zärtlich von ihm, Einem und Ebendemselben. Jedem religiösen Sinne ist Gott das Höchste und Liebste, Jedem theilt er sich mit zu seiner Beseligung, aber Jedem auf andere Weise.

Vierundzwanzigstes Fragment.

Johann Jakob Heß.

Einer der gelesensten und lesenswürdigsten religiösen Schriftsteller unsers Jahrhunderts, in der Hauptform des Gesichts mehr, als in einzelnen Zügen ähnlich. Auch ist die Bearbeitung oder der Styl hart, widrig, geschmacklos; doch haben wir noch so viel Wahrheit in diesem Bilde vor uns, daß wir von dem allbekannten Charakter dieses vortrefflichen Mannes wohl die Hauptzüge neben dasselbe aufstellen dürfen.

Sehr hell und sehr tief sehender, langsam prüfender, auf alle Seiten wendender Verstand; eine unbestechlich gesunde Urtheilskraft; Ruhe und Bedächtlichkeit in allen seinen Unternehmungen, Reden, Handlungen; Klugheit, Festhaltung des Hauptzweckes, stille Sanftheit und Bestimmtheit bei allen seinen Meditationen und Ausarbeitungen; selten hervorbrechender, aber dann äußerst treffender Witz; nicht eine sehr reiche, aber helle und wahrzeichnende Einbildungskraft; ein gesundes, getreues Gedächtniß. Seht da den wahren, kaltgezeichneten Charakter seines Geistes, den jedes Auge, das den Mann kennt, sei es des Freundes oder Feindes, gewiß so sehen muß. — Des Feindes? Ich glaube nicht, daß der Mann einen einzigen Feind haben könne; — seiner äußersten, oft vielleicht bis zur Schüchternheit gehenden Bescheidenheit, seiner Ruhe, Gutherzigkeit, Geduld, Billigkeit und Anmaßungslosigkeit wegen. Alle diese Züge sind in allen seinen Reden, Thaten, Schriften auffallend. Nie scheint er sich zu verleugnen, nie zu widersprechen; immer in seiner einfachen Stille sanft und fest fortgehend, nur in seiner Bibel lebend und webend, das neue Testament sein tägliches Brod und Trank, Hülle und Fülle. Viel von diesem Charakter, aber nicht Alles, hat das Gesicht, das wir vor uns haben; nicht den ganzen Geist, viel weniger die seltene Bescheidenheit, am wenigsten das Religiöse des Originals. Diese Stirn, wie sie da ist, ist offenbar verstand- und geistreich; aber vorzüglicher ist die Natur, oben breiter und im Profil etwas schärfer. Zarte Augenbraunen hat das Original, ungefähr wie sie hier ausgedrückt sind, und dieß ist beinahe immer ein Zeichen einer feinen, empfindlichen, sanften Bildung, so wie starke, vollgedrängte, auswüchsige Augenbraunen Ueberfluß von Cholera und Stolz anzeigen.

Das Auge ist besonders merkwürdig, obgleich das äußerst Gütige und, wenn ich so sagen darf, ohne von irgend einem wortklaubenden Kunstrichter wieder einen Peitschenschlag dafür zu bekommen, die Salbung fehlt. Die Oberlippe des Auges ist nicht so breit und

Borromæus.

ſchärfer. Der an den Augapfel grenzende Umriß hat in der Natur mehr Schweifung und wird dadurch beſtimmterer Ausdruck von Schüchternheit und Beſcheidenheit von einem Religionsgeiſte, der ſich in Gottes Reich ſanft hineindenkt, nicht hineinſtürmt, nicht hineinfliegt.

Das Wahrſte iſt der Umriß der Naſe, die jedoch in der Natur an der Spitze noch zarter, feiner, ſchärfer iſt. Sowohl der Winkel unter der Naſe, als der geſchloſſene (obgleich von der Ernſthaftigkeit und dem Salze der Natur abweichende) Mund, wie auch zum Theil das Kinn, ſind wahrer, entſcheidender Ausdruck von Weisheit und Klugheit. Viel zarter und geiſtreicher iſt in der Natur der Umriß vom feinen, zarten, Eindruck empfänglichen Ohr herab bis zum Kinn. Ob das zarte, ſchwarze Haar überhaupt Ausdruck von kälterer Komplexion ſei, iſt mir noch nicht vollkommen entſchieden.

Von dieſem Geſichte, wie es da liegt, noch mehr aber von dem viel geiſtigern Urbilde, läßt ſich mit Gewißheit ſagen, daß es Alles in der Welt eher werden wird und kann, als ein Religionsfeind und — ein Herrnhuter.

Fünfundvierzigſtes Fragment.

Karl Borromäus.

Ein Mann, wie der, ſoll alſo ſo ein Geſicht haben?

Und da dieß Geſicht ſehr ähnlich, ſein Charakter ſehr bekannt iſt, ſo iſt es Luſt, hier zu phyſiognomiſiren.

Daß es ein religiöſes Geſicht iſt, iſt, wie mich däucht, auffallend.

Form und Miene ſtimmen zuſammen.

So alſo ſieht ein Mann aus, der in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre Erzbiſchof und Kardinal wurde und es zu werden verdiente;

der mit einer kaum begreiflichen Wirksamkeit alle Punkte seines unermeßlichen Berufes auszufüllen schien; so der Stifter so mancher großer, weitwirkender, dauernder Anstalten; ein unermüdeter Lehrer und ein immer gleich hellleuchtendes Beispiel der Religion und Tugend, der seine natürlichen und positiven Kräfte mit so edler Einfalt, so ruhiger Leichtigkeit beiden, und beiden allein aufopferte. So mit Geist gesalbt ist ein Gesicht, das eine Seele belebt, die lauter Glaube, Hoffnung und Liebe zu sein scheint. So blickt das Auge des Menschenforschers und Menschenkenners, der Jedem das Geschäft aufträgt, das ihm zukommt, das Auge des Physiognomen; nicht das Auge des scharfen, Glied an Glied reihenden Philosophen, aber das Auge des schnellen und doch ruhigen Festhalters und Beobachters aller ihm begegnenden, seinen Zwecken so dienlichen Gestalten. Und dann, welche Demuth in diesem Gesichte, in diesem Charakter! Planmachend, planausführend, aber nichts weniger als erstürmend ist dieser Blick, diese Form des Auges, dieser Stirnbogen. Von diesem letztern möchte ich Religionslinie abstrahiren, aber Religionslinie, die eben so leicht zur Aengstlichkeit herab, als zur stillen Gottesfreude und Himmelshoffnung hinaufstimmen kann.

Durchscheinend däucht mir das härmliche Kasteien, Fasten, Abhärten, durchscheinend der bei aller weit verbreiteten Geschäftigkeit stille, in sich gegenwärtige Geist.

Auf dem Munde schwebt innere Festigkeit, Klugheit, Keuschheit, Bescheidenheit; und die Nase, von welch' entscheidendem Charakter ist diese!

So wahr diese Nase nicht unähnlich ist, nicht unähnlich sein kann, und so wahr Borromäus kein gemeiner, unbedeutender Mann war, so eine Nase wirst du nicht an einem einzigen gemeinen, unwirksamen, drang- und thatenlosen Menschen finden. Weniger religiös und noch zehn Mal kraftreicher, ständiger, erhabener, aber dann auch bis zur Fruchtbarkeit und Erdrückung erhaben, wäre diese

Phyſiognomie, wenn die höchſte Wölbung der Naſe nicht beinahe auf die Mitte, ſondern höher hinauf käme, oder wenn vom höchſten Punkte dieſer Wölbung die Linie des Umriſſes beinahe ohne Höhlung fortginge, welches aber bei dieſer gebogenen, zart gewölbten, ſcharf ſich rundenden Stirn nicht möglich wäre. Das Ohr will ich mir wohl merken. Dieſe ſchöne Beſtimmtheit, dieſe ſchlanke Schweifung dieſe Freiheit!

Auch iſt ſichtbar in dieſem großen und herrlichen Geſichte das italieniſche Nationale, wie überdämmert mit der redlichſten, aber nicht lichthellſten Religion!

Sechsundvierzigſtes Fragment.

Jeſuiten.

Vielleicht iſt unter allen religiöſen Phyſiognomien keine leichter erkennbar, als die jeſuitiſche. Jeſuiten-Augen ſind zum Sprichwort geworden. Und in der That, ich getraute mir faſt Umriſſe jeſuitiſcher Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, ſondern auch beinahe der Form des Kopfes. Ein Jeſuit möchte beinahe in welchem Kleide er wollte erſcheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blicke für den gemeinen, in dem Umriſſe ſeines Kopfes für den geübten Phyſiognomen. Zu dieſem Umriſſe gehören denn vornehmlich drei Stücke: die Stirn, die Naſe und das Kinn. Beinahe immer ſtark gewölbte, vielfaſſende, ſelten ſcharfe, feſte, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meiſt gebogene und vorn ſcharf knorpelige Naſen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorſtehende Kinne; immer faſt etwas zuſinkende Augen, beſtimmt gezeichnete Lippen. Merkwürdig, daß unter allen ſo gelehrten Jeſuiten ſo wenig Beiſpiele ſind, vielleicht nicht Ein entſcheidendes iſt von einem wahrhaft philoſophiſchen Kopfe. Mathematiker,

Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Uebungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere eben dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen; wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affektation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen niemals, in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt; aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist.

Ignatius Loyola.

Erst Kriegsmann, dann Ordensstifter. Eines der merkwürdigsten Phänomenen, Klippe und Charybdis unserer philosophischen Historiker.

Von dem Kriegerischen ist noch Ausdruck genug übrig in diesem Gesichte; wo? In der Feste des Ganzen, dann im Munde und Kinn; aber der Umriß der Stirn ist nicht des kühnen, vordringenden Kriegers. Ueberschwenglich aber ist der frömmelnde, planmachende Jesuitismus über dieß Gesicht ausgegossen. Nur der Mund, wie er hier, ich vermuthe fehlerhaft, erscheint, hat in der Unterlippe vieles Schwache; aber Stirn und Nase, besonders das Auge, dieß zusinkende Auge, dieser durchblickende Blick, zeigen den Mann von Kraft, still zu dulden und still zu wirken, und weit und tief zu wirken

Ignatius Loyola.

Spinoza.

durch Stille. Die Stirn hat geraumen Sitz für tausend sich kreuzende, verworfene und wieder ergriffene Anschläge. Der Mann kann nicht müßig sein, er muß wirken und herrschen. Die Nase scheint Alles von fern zu riechen, was für ihn und wider ihn ist; doch oben her, in diesem Bilde wenigstens, fehlt ihr viel von Größe.

So selten man frei offene, kühn bogige Augen finden wird, die der Schwärmerei ergeben sind, so selten solche Augen wie diese, die nicht in Schwärmerei versinken. Nicht, daß sie es müssen; aber unter gewissen Umständen, bei gewissen Veranlassungen ist es höchst wahrscheinlich, daß sie es werden. Und diese Umstände und Veranlassungen können wiederum natürliche Folgen gerade dieser Bildung und des Geistes dieser Bildung sein.

Siebenundvierzigstes Fragment.

Kontraste.

Sechs Köpfe in Ovalen; vier männliche, zwei weibliche.

1) Spener. 2) Spinoza. 3) Bourignon. 4) Güyon. 5) La Mettrie. 6) Zinzendorf.

Unaussprechlich viel religiöser und irreligiöser Ausdruck auf diesen verschiedenen Gesichtern.

1) Spener. Sollte dieß Gesicht in den muthwilligen Spott des fünften, je in die sinnlich liebesfüße Religion des sechsten, in die geistlichen Verliebtheiten des dritten und vierten sich formen können? In der gedehnten, durchfurchten Stirn Bedächtlichkeit, Fleiß, Treue. Keine Festigkeit, Kühnheit, Poesie; keine, weder im Blicke, noch in den Augenbraunen; aber Frömmigkeit, anhaltende Treue, Gewissenhaftigkeit, Ernst und Weisheit, Ruhe und Salz, und Vatergüte im Munde. Diese Gestalt scheint zum Eigensinn der Schwäche (denn es gibt auch einen Eigensinn der Kraft) gebildet.

2) Nicht das beſte Bild, das ich ſchon von Spinoza geſehen; nicht darin die ſtarken Augenbraunen des tiefen Denkers, nicht im untern Umriſſe der Naſe die unkindiſche Spürerei, nicht im Munde die Mäßigkeit und Melancholie des Urbildes; aber ſo, wie es da iſt, welch' ein ſprechender Kopf! Wie ſteht der Mann in ſich allein und auf ſich allein! wie wandelt er eigenen Pfades, ohne Rückblick auf Schmäher oder Nachfolge! Wie bildete, wurzelte der ſich in tiefer Stille! Welche ſtille Feſtigkeit in der Stirn! Was liegt nicht für erſtaunlicher Verſtand zwiſchen den Augenbraunen bis zur Naſenwurzel! Wie viel und tiefbemerkend der Blick! Wie aufſpürend alle lockeren Stellen jedes ihm begegnenden Syſtems! Wie ermüdet von Denken, Forſchen, Zweifeln! In dem, obgleich gewiß nur halb wahren, Munde wie viel Weisheit und ſtiller Adel, Laune und Salz!

Das ganze Geſicht ein liebliches Gemiſch von Trübſinn, Kampf mit Zweifeln und philoſophiſcher Behaglichkeit, die geglaubtes Gefundenhaben der Wahrheit erzeugt. Die Miene lächelt den Voltaire'ſchen Vers:

J'ai des plats écoliers et des mauvais critiques.

Man vergleiche dieſen Kopf mit dem fünften und entſcheide, oder entſcheide und richte nicht vor der Zeit, bis Gott den Rath der Herzen offenbaren und einem Jeden vergelten wird nach ſeinem Denken und Thun.

3) Bourrignon. Der Kopf iſt ſchlecht gezeichnet. Beſonders viel zu kleinlich und unbeſtimmt der Mund. Im Ganzen eine große Form von dem entſcheidendſten Charakter der Ideenempfänglichkeit und Produktivität. Eine Morgenröthe, die ſich aus der Nacht erhebt.

Ein Profil von dieſem Geſichte müßte ganz herrlich ſprechend ſein. Ich kann mir ganz vorſtellen, und doch auch nicht vorſtellen, wie viel dieß Geſicht in dieſem Bilde verloren haben muß. Ich ſchließe von den Trümmern, die übrig ſind, (denn wahrlich, es ſind nur

Trümmer,) auf das majeſtätiſche Gebäude, und bei dieſen Trümmern ſage ich: Hier gräbt ſich nicht mühſame Zweifelei Durchgänge durch Felſen, auch wird hier gewiß kein liebloſes Religionsſyſtem ausgeboren. Aber hier ſehe ich holdes, ſanftes Schweben in unſichtbaren Welten des Lichtes, unwegraiſonnirbares Feſthalten an erfahrener, tief empfundener Wahrheit; ihrer ſcheint die Welt nicht werth, und ſie ſchwebt leiſe und erhaben über ſie hin in Taubeneinfalt. Ich kann nicht ausſprechen, wie erhaben, wolkenlos, lichtvoll, ideenreich ich mir das Original dieſer Stirn denken kann. Und im Auge, welch' ſanft durchſchauender, möchte ſagen, einfältig durchliebender Blick!

Unausſprechlich fatal das linke Naſenloch, gewiß nur durch Schuld der Zeichnung.

Im Munde jungfräulich andächtige Unſchuld, »qui, pour alimenter son ame, ne veut prendre autre chose, qui le lait de la divine sapience; lequel découle continuellement de la mamelle de la bonté de Dieu.« [1]

4) »Non mali quidem animi,« ſagt der ſammelnde, aus begrenztem Blick und von der Höhe ſeines Kredits und der Alles begießenden Beredſamkeit wie viel entſcheidende Mosheim, »vitæque emendatæ, sed mobilis ingenii, et ex sensu suo, quo nihil est fallacius, religionis naturam definiens.«

„So ſeid ihr Menſchen mit einander,
An Muth iſt keiner Alexander,
An Thorheit geh'n ihm tauſend vor."

Nun an unſere Güyon. Nicht den erhabenen Schwung und Reichthum, nicht die Pracht der Kühnheit erblicke ich in ihrem Geſichte, wie in der Bourrignon. Aber dann, wie viel gedrängter, durch Einſamkeit und Leiden ſtärker und prüfender, erleſender, ſcheidender! Ein allerliebſtes Geſicht, ſo geſalbt, ſo rein auffaſſend, ſo

1 Le nouveau ciel et la nouvelle terre. P. I. p. 113.

rein und lieb und treu zurückgebend! Die Stirn scheint reiner, wie Alles, aber nicht so groß, als der Bourrignon. Die Imagination dieser Stirn, dieser Nase, dieses Mundes reiner, aber ja im Blicke schwebt die andächtige, edle, fromme Schwärmerei.

Aber der Mund ist Kopie eines Engelmundes von Reinheit, Treue und Güte. Im Ganzen wieder diese stille, tiefe, unerschütterliche, von dem Wirbel der Welt unabhängige, in sich zusammengekräftigte Ruhe, an unsichtbaren Pfeilern sich festhaltend.

5) Laßt uns da nicht lange weilen. Spottgeist, Witzmuthwille, krasse, triefende Sinnlichkeit möchte ich sagen. Das Gesicht steht da, wie Satan unter den Kindern Gottes vor dem Herrn. Welche Viehheit, gefangen in den Stricken des Lügners und Mörders vom Anfang! Der untere Theil des Gesichts hat den letzten Tropfen von Religionsgefühl für Wollust hingegeben.

6) Das edelste Portrait, das ich von Zinzendorf gesehen. Zinzendorf, wieder welch' seltenes und vom kalten Vernünftler wie tief zertretenes Religionsgenie! Wie viel besser und größer und geistiger dieß Gesicht, als das auf dem Titel dieses Abschnitts! So muß Zinzendorf in seinen frömmsten, heiligsten Stunden ausgesehen haben, wo er nicht betete, aber betende Brüder und Schwestern erblickte, oder eine Seele in Jesusliebe schmelzen sah. Dieses Angesicht ist nicht Angesicht eines Betrügers. Wie mußte dieß Gesicht anziehen und bezaubern! wie mußte es Innigkeit in Wort und That und Lied und Schrift ergießen! Wir haben schon an einem andern Orte von der Länglichkeit mystischer Köpfe gesprochen. Zinzendorf war der größte Mystiker und Antimystiker. Misticismus war das Innere, und Sinnlichkeit das Gewand seiner Religion; reiner Verstand, wie unaussprechlich wenig in diesem abgerundeten Gesichte und in seinen oft so kühnen, oft so zügellosen, oft so demüthigen, oft so süßlichen Liebesworten!

Zinzendorf.

Achtundvierzigstes Fragment.

Beide Zinzendorfe auf diesem Blatte haben das mit einander gemein, was alle Brüder ohne Ausnahme mit einander gemein haben. So viel ich deren immer lebend und im Bilde gesehen habe, nicht ein einziger physiognomischer Zug reinen, philosophirenden Verstandes. Um aller Liebe willen, übersetzt das nicht in „keinen verständigen mährischen Bruder!“ Ich habe äußerst verständige Genies von Klugheit und Wohlanstelligkeit unter ihnen gesehen, aber philosophische Köpfe nicht Einen. Spangenbergen sah ich nicht; wenn's Einer wäre, wäre es der vielleicht. Und doch ist es auch der nicht, so viel edle Weisheit ihm auch eigen sein mag. Und ich wollte fast sagen dürfen: „denselben Tag will ich mich der Gemeine einverleiben, wenn ich Einen kennen lerne.“ Aber ich glaube, es ließen sich ohne alle Zauber- und Wahrsagerkunst eine unzählige Menge von Gesichtern zeichnen, die niemals, unter keinen Umständen, aufrichtig und ganz Gemeinglieder werden können, und wenigstens auch ein halb Dutzend Gesichter, die es gewiß werden, wenn sie Veranlassung dazu haben. Sei dieß dem Bande der physiognomischen Linien aufbehalten.

Ueberhaupt sind alle redliche Brüder und Schwestern fein- und leichtfühlend, nicht allgemeinfühlend; was sie fühlen, ganz fühlend, nur fühlend; sehr beschränkt, und dann ganz in dem beschränkten Kreise; heiter, ruhig, zufrieden, nur in ihrer Gemeine und dem Zauber ihrer einfältigen Heilandsliebe leicht auf- und niederschwebend; Bienlein, nicht schwärmend von Blume zu Blume, nur auf Einer, der Passionsblume, wohnend, von da aus-, dahin zurückfliegend.

Neunundvierzigſtes Fragment.

Männliches und weibliches Geſchlecht.

Ueberhaupt, (ich ſage nichts, und kann und will nichts ſagen, als das Bekannteſte,) überhaupt, wie viel reiner, zarter, feiner, reizbarer, empfindlicher, bildſamer, leitſamer, zum Leiden gebildeter iſt das weibliche Geſchlecht, als das männliche!

Der erſte, innerſte Grundſtoff ihres Weſens ſcheint weicher, reizbarer, elaſtiſcher zu ſein, als der männliche.

Geſchaffen ſind ſie zu mütterlicher Milde und Zärtlichkeit; alle ihre Organe zart, biegſam, leicht verletzlich, ſinnlich und empfänglich.

Unter tauſend weiblichen Geſchöpfen kaum Eins ohne das Ordenszeichen der Weiblichkeit, Weichheit, Rundheit, Reizbarkeit.

Sie ſind Nachlaut der Mannheit, vom Manne genommen, dem Manne unterthan zu ſein; zu tröſten ihn mit Engelstroſt, zu leichtern ſeine Sorgen; ſelig durch Kindergebären und Kinderziehen zum Glauben, zur Hoffnung, zur Liebe.

Dieſe Zartheit, dieſe empfindſame Beweglichkeit, dieß leichte Gewebe ihrer Fibern und Organe, dieß Schwebende ihres Gefühls macht ſie ſo leitſam, ſo führbar und verführbar, ſo leicht unterliegend dem wagendern, kräftigern Mannsgeſchlechte, durch ihre Reize aber doch verführender, als der Mann durch ſeine Kraft. Der Mann iſt nicht zum erſten verführt worden, ſondern das Weib, darnach auch der Mann durch das Weib.

Aber nicht nur äußerſt verführbar, auch bildſam zur allerreinſten, edelſten, engelſchönſten Tugend, zu Allem, was Lob und Lieblichkeit heißen mag.

Aeußerſt empfindlich für Reinheit, Schönheit und Ebenmaß aller Dinge, ohne alle Mal an inneres Leben, innern Tod, innere Verweslichkeit zu denken. Das Weib ſchaute an, daß der Baum gut war, davon zu eſſen, und lieblich anzu-

sehen; daß er auch ein anmuthiger Baum wäre, dieweil er klug machte, und nahm von desselben Frucht.

Sie denken nicht viel, die weiblichen Seelen; Denken ist Kraft der Mannheit.

Sie empfinden mehr. Empfindung ist Kraft der Weiblichkeit.

Sie herrschen oft tiefer, kräftiger, als die Männer, aber nicht mit Zorn und Donnerwort, (thun sie es, Weiber sind sie nicht mehr, sind Mißgeburten, insofern sie so herrschen,) herrschen mit diesem Blicke, dieser Thräne, diesem Seufzer.

Sie sind der reinsten Empfindsamkeit, der tiefsten, unaussprechlichsten Gefühle, der allvergessendsten Demuth, der unnennbarsten Innigkeit fähig.

Auf ihrem Antlitze schwebt ein Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, das jeder fühlende Mann ehrt. Dieses Zeichen bewirkt oft ovidische Verwandlungen.

Sie können, dahin gewendet, leicht durch die Reizbarkeit ihrer Nerven, durch die Unfähigkeit, zu denken, zu vernünfteln und zu scheiden, durch das Uebergewicht von Empfindung die hochfliegendsten, unwiederbringlichsten Schwärmer werden.

Ihre Liebe, so innig und tief sie ist, ist sehr wandelbar. Ihr Haß ist beinahe unheilbar, nur durch Uebergewicht schmeichelnder Liebe langsam zu vertilgen. Männer wirken mehr in die Tiefe, Weiber mehr in die Höhe.

Männer umfassen mehr das Ganze; Weiber bemerken mehr das Einzelne, belustigen sich mehr am Detail und Auseinanderlesen der Ingredienzen zum Ganzen. Der Mann trinkt mit offenem Blicke einen grauenvollen Gewitterhimmel und fühlt sich froh und ernst, wenn die Majestät der furchtbaren Wolken ihn überströmt.

Das Weib zittert dem Blitz und dem kommenden Donner ent-

gegen, und verſchließt ſich bebend in ſich ſelber, oder in den Arm des Mannes.

Wo Männer Einen Sonnenſtrahl ſehen, da ergötzen ſich die Weiber am ſiebenfarbigen Regenbogen. Das Weib ſieht ihn auf Einer Stelle, den Bogen des Friedens, der Mann verfolgt ſeine Millionen Strahlen durch den ganzen Halbzirkel, in dem ſie ſich ſpiegeln.

Das Weib lächelt, wo der Mann lacht; und weint, wo der Mann ſchweigt; und jammert, wo der Mann weint; und verzweifelt, wo der Mann jammert; und hat doch oft mehr Glauben, als der Mann.

Ein Mann ohne Religion iſt ein kränkelndes Weſen, das ſich bereden will, geſund zu ſein und keines Arztes zu bedürfen. Aber ein Weib ohne Religion iſt ein wüthendes, abſcheuliches Geſchöpf.

Ein Weib mit einem Bart iſt nicht ſo widrig, als ein Weib, das den Freigeiſt ſpielt. Sie ſind zur Andacht und Religion gebildet, die weiblichen Geſchöpfe. Ihnen erſcheint der Auferſtandene zuerſt; aber ſie muß er auch abhalten, ihn nicht zu früh und zu brünſtig zu umarmen: Rühre mich nicht an. Alles Neue, Ungewohnte ergreift ſie ſchnell, führt ſie weit weg.

Sie vergeſſen Alles im Gefühle, in der Nähe deſſen, was ſie lieben.

Sie verſinken in die unheilbarſte Melancholie, ſo wie ſie zur unerfliegbarſten Himmelswonne hinaufſliegen.

Männergefühl iſt mehr Imagination, Weibergefühl mehr Herz.

Wenn ſie offen ſind, ſo ſind ſie offener, als die Männer; wenn verſchloſſen, verſchloſſener.

Ueberhaupt duldender, langmüthiger, glaubender, gutthätiger und — ſchamhafter.

Friedrich II.

Sie sind nicht Fundament, worauf gebaut wird, sondern Gold, Silber, Edelgestein, Holz, Heu, Stoppeln, was auf das männliche Fundament sich bauen läßt; Sauerteig des männlichen Charakters, oder noch besser: Oel zum Essig der Mannheit.

Die zweite Seite auf dem Blatte der Menschheit.

Mann allein nur halb Mann, wenigstens nur halb Mensch, König ohne Reich. Nur durch den Mann ist es stehend und gehend das Weib, das seine Weiblichkeit fühlt; aber auch nur durch das Weib ist der Mann das, was er sein kann und soll. Daher nicht gut, daß der Mensch allein sei. Er verläßt Vater und Mutter und hängt an seinem Weibe, und die Zwei sind Ein Fleisch.

Fünfzigstes Fragment.

Friedrich, der König von Preußen, zu Pferde.

Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Portraite von ihm in Eins zusammengeschmolzen standen vor mir bis auf den Moment, wo der Große, Er selber, vorbeiritt, ungefähr so, wie wir ihn hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auf einmal alle Bilder von ihm! O, wie ein ganz anderer Er stand vor mir! Damals wußte ich noch nicht, was Physiognomie war; aber den Schauder vergesse ich nicht, der durch mich herabfuhr, als ich ihn selber sah. So war er, wie er da vor uns sitzt, (sofern es Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag,) und nicht, wie Wille ihn herrlich metallisirte, Kilian verblaßte, Nilson ver—nürnbergerte, Reklam verteufelte, Hedlinger vergötterte. Nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische

Maler ihn idealiſiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht ſchön; aber dennoch von der Natur, von ſeines Weſens erſtem Anſchuß an, zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menſchengeſichtern iſt noch keines vor mein Auge gekommen, das ſo ganz eigentlich zum Königsgeſichte geſchaffen zu ſein ſchien. Alle Neider, — doch ein König iſt zu hoch, um Neider zu haben, als — ſeine Neben-Erdenkönige? — Alle Neider und alle Antiphyſiognomiſten müſſen beim Anblicke dieſes Mannes, wo nicht ſagen, doch empfinden: „Ein großer Mann!“

Ich rede jetzt nur von der Hauptform des Geſichts, wovon uns leider das Beſte durch den Hut bedeckt, doch aus dem ſichtbaren Profile der Naſe leicht vermuthbar iſt. Aus dieſer Knochenform, was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen ſind allberühmt. Bald heißt es:

Der Gnad' und Huld im ſcharfen Blick
Der großen Augen trägt.

Gleim.

Bald: „Leute, die es verſtehen, ſagen, daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge, des Königs aber in ſeinen Geſichtszügen, trage.“ Lichtenberg.

Ich habe dieſes Auge lange und nahe angeſehen. Mehr treffend, als blendend! durchdringend als blitzend! ſo wie es in unſerm Bilde iſt, nicht ganz wahr. Man ſieht mehr vom Weißen; der Stern ſcheint daher ſo groß nicht, dafür concentrirter. Gewiß kann ſo eine Form keinen ſchlechten Blick haben! Uebrigens habe ich dieſen berühmten Blick, wenn ich ſo ſagen darf, nicht in ſeinem Brennpunkte geſehen.

Aber man decke das Auge, man verbinde dem Phyſiognomiſten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußerſten Fingerſpitze von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Naſe ſanft herabzuglitſchen, Neuntauſend neunhundert neunundneunzig vor ihm

werden ihm vorgeführt, Friedrich ſei der Zehntauſendſte, und der Phyſiognomiſt wird niederfallen und ausrufen: „Ein prädeſtinirter König oder Welterſchütterer! Ohne Thaten lebt der nicht, ſo wenig als ohne Odem! Vordrang, hohes Selbſtgefühl, das in Menſchenverachtung ausarten muß, weil es ſeines Gleichen nicht finden kann und die Nächſten bei ihm vielleicht gerade die Kleinſten ſind.“

Ja, Menſchenverachtung! Siehe, aus dieſer mit der Naſe Lineal, gerade fortgehenden Stirn muß ſie auf Wange und Lippen fließen.

Faltenreich und kleingeadert iſt des Königs Geſicht, voller Entwürfe und durch einander ſich furchender Anſchläge.

Eine genaue Silhouette von dieſem in ſeiner Klaſſe einzigen Individuum würde das Auge ſehr wenig von dieſer Verachtung ſehen und den Verſtand ſehr viel davon vermuthen laſſen; daher in der Natur und zum Theil auch in dieſem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmuthigkeit, daher die Möglichkeit, daß die Einen in dieſem Geſichte den Himmel, die Andern die Hölle zu ſehen glaubten.

Die Stellung iſt nicht des muthigen Helden; Laſten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen ſcheinen auf ſeiner Schulter zu liegen. Ich glaube, die Taille iſt etwas zu lang, und dieſe Länge kontraſtirt mit der, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam eiſernen Gedrängtheit des Geſichts.

Der ſpornloſe Stiefel iſt inſofern phyſiognomiſch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung anſehen kann; wenigſtens harmonirt er mit der Nonchalance des Ganzen.

Das Pferd hat eine Königsphyſiognomie, obgleich der Hals obenher um etwas zu dick iſt. Der Tritt des Pferdes iſt ſtolz-ſanft, mit gehaltenem Muthe.

Einundfünfzigstes Fragment.

Phyſiognomik und Pathognomik.

Phyſiognomik, im eingeſchränkteren Sinne des Wortes, iſt Kraftdeutung, oder Wiſſenſchaft der Zeichen der Kräfte.

Pathognomik, Leidenſchaftsdeutung, oder Wiſſenſchaft der Zeichen der Leidenſchaften. Jene zeigt den ſtehenden, dieſe den bewegten Charakter.

Der ſtehende Charakter liegt in der Form der feſten und in der Ruhe der beweglichen Theile, der leidenſchaftliche in der Bewegung der beweglichen. Die Bewegung iſt wie die bewegende Kraft. Die Leidenſchaft hat ein beſtimmtes Verhältniß zu der Leidenſchaftlichkeit oder Elaſticität des Menſchen.

Phyſiognomik zeigt die Summe der Kapitalkraft, Pathognomik das Intereſſe, das jene abwirft; jene, was der Menſch überhaupt iſt, dieſe, was er in dem gegenwärtigen Moment iſt; jene, was er werden und nicht werden, ſein und nicht ſein kann, dieſe, was er ſein will und nicht ſein will.

Die erſtere iſt die Wurzel und der Stamm der andern, der Boden, worauf die andere gepflanzt iſt. Wer die letztere ohne die erſtere glaubt, glaubt Früchte ohne Stamm, Getreide ohne Boden.

Phyſiognomik iſt der Spiegel der Naturforſcher und Weiſen, Pathognomik der Spiegel der Hof- und Weltleute. Alle Welt lieſet pathognomiſch, ſehr Wenige leſen phyſiognomiſch.

Pathognomik hat mit der Verſtellungskunſt zu kämpfen, nicht ſo die Phyſiognomik.

Phyſiognomik warnt uns, einen Menſchen, der fünfzig Prozent gibt, nicht für reich, und einen, der nicht ein Prozent geben kann, nicht für arm zu halten; das heißt, pathognomiſch kann Einer reich ſcheinen, der arm iſt; phyſiognomiſch iſt uns nur der reich, der es iſt, ob er gleich gerade jetzt arm ſcheint.

Für den Freund der Wahrheit ſind beide Wiſſenſchaften unzertrennlich; er ſtudirt beide und gelangt dazu, die Phyſiognomie der feſten und unbewegten Theile in den weichen und bewegten, und die Weichheit und Beweglichkeit der weichen und beweglichen in den feſten zu ſehen; er beſtimmt jedem Stirnbogen ſeinen leidenſchaftlichen Spielraum, und jeder Leidenſchaft den Stirnbogen ihrer Reſidenz, oder die Potenz, aus der ſie ſich ergießt, ihre Wurzel, ihren Kapitalfond. Durch alle Bände, und beinahe auf allen Seiten dieſes Werkes habe ich mich bemüht, meinen Leſern mehr Phyſiognomik als Pathognomik zu geben, weil die letztere viel bearbeiteter iſt, als die erſtere.

Zweiundfünfzigſtes Fragment.

Homogenität, Gleichartigkeit, Harmonie, Einfachheit der menſchlichen Bildung.

Die Natur wirkt in allen ihren Organiſationen immer von innen heraus, aus einem Mittelpunkte auf den ganzen Umkreis. Dieſelbe Lebenskraft, die das Herz ſchlagen macht, bewegt den Finger; dieſelbe Kraft wölbt den Schädel und den Nagel an der kleinſten Zehe. Die Kunſt flickt zuſammen, die Natur nicht; ſie bildet Alles aus Einem zu Einem; aus dem Haupte den Rücken, aus den Schultern die Arme, aus den Armen die Hände, aus den Händen die Finger; Alles aus Wurzel in Stamm, aus Stamm in Aeſte, aus Aeſten in Zweige, aus Zweigen in Blüthen und Früchte. Eins hängt am Andern, als an ſeiner Wurzel; Eins hat die Natur des Andern; Jedes iſt dem Andern gleichartig. Mit allen ſeinen Beſtimmungen kann kein Apfel des Zweiges a Apfel des Zweiges b ſein, geſchweige Apfel eines andern Baumes. Er iſt ein beſtimmter Effekt einer beſtimmten Kraft. So Alles in der Natur. Jede beſtimmte Kraft

bringt nur ſo und ſo beſtimmte Wirkungen hervor. Daher paßt kein Menſchenfinger genau an eines Andern Hand. Jeder Theil eines organiſchen Ganzen iſt Bild des Ganzen, hat den Charakter des Ganzen. Das Blut in der Fingerſpitze hat denſelben Charakter des Blutes im Herzen. So die Nerven, ſo die Knochen; in allen lebt Ein Geiſt. So wie jeder Theil des Körpers ſein Verhältniß hat zu dem Körper, von dem er einen Theil ausmacht, ſo wie aus der Länge des kleinſten Gliedes, des kleinſten Gelenkes an einem Finger die Proportion des Ganzen, die Länge und Breite des Körpers gefunden und beſtimmt werden kann, ſo auch die Form des Ganzen aus der Form jedes einzelnen Theiles. Alles iſt länglich, wenn es der Kopf iſt; Alles rund, wenn der rund iſt; Alles geviert, wenn der geviert iſt. Alles hat Eine Form, Einen Geiſt, Eine Wurzel. Daher iſt jeder organiſche Körper ſo Ein Ganzes, daß ohne Disharmonie, Zerrüttung oder Verunſtaltung nichts weggeſchnitten, nichts angeflickt werden kann. Alles fließt am Menſchen aus Einem in Eins, Alles iſt an ihm homogen, Bildung, Statur, Farbe, Haar, Haut, Adern, Nerven, Knochen, Stimme, Gang, Handlungsweiſe, Styl, Leidenſchaft, Liebe, Haß. Immer in Allem zeigt ſich Ein und Ebenderſelbe. Er hat nur einen gewiſſen Spielraum, in dem ſich alle ſeine Kräfte und Empfindungen regen. In dieſem kann er frei wirken, aber über denſelben nicht hinausgehen. Jedes Geſicht verändert ſich, wenn man will, obgleich unmerklich, auch in ſeinen feſten Theilen alle Augenblicke. Aber jede Veränderung des Geſichts iſt dem Geſichte angemeſſen, jedes hat ein beſonderes Maß und eine beſondere, ihm eigenthümliche Art von Veränderlichkeit; es kann ſich nur auf eine gewiſſe Weiſe verändern. Selbſt das Affektirte, Angenommene, Nachgeahmte, Heterogene hat wieder ſeine Individualität und Eigenthümlichkeit, die abermals aus der Natur des Ganzen entſpringt und ſo beſtimmt nur in dieſem und keinem andern Weſen möglich iſt.

Beinahe ſchäme ich mich, meinem Zeitalter das noch ſagen zu müſſen. Nachkommen! was werdet ihr von uns denken, daß ich noch beweiſen mußte und ſo oft ſo manchem ſein wollenden Weiſen umſonſt bewies: Die Natur flickt nicht; die Natur arbeitet aus Einem auf Alles; ihre Organiſationen ſind nicht pièces de rapport, nicht muſaiſche Arbeit. Je muſaiſcher eine Arbeit des Künſtlers, des Dichters, des Redners iſt, deſto unnatürlicher; je weniger von innen heraus, je weniger ſich ergießend aus Einem Quell, Einem Stamme forttreibend in die äußerſten Aeſte. Je mehr Entwicklung aus Einem zu Einem, deſto mehr Wahrheit, Kraft, Natur; deſto herrlicher, ausgebreiteter, allgemeiner, dauernder die Wirkung. Die Entwürfe der Natur ſind Entwürfe Eines Moments. Ein Gedanke, Ein Geiſt ergießt ſich durch alle Zweige nachheriger Entwickelung. So ſchafft die Natur die niedrigſte Pflanze und den erhabendſten Menſchen. Ich habe nichts geleiſtet durch meine phyſiognomiſchen Bemühungen, wenn ich nicht wegzuräumen im Stande war das abgeſchmackte, unſers Zeitalters unwürdige, aller geſunden Philoſophie und aller Erfahrung trotzende Vorurtheil: Die Natur flickt Geſichtstheile von verſchiedenen Geſichtern zuſammen. Und belohnt bin ich für meine Arbeiten alle, wenn die Homogenität, Zuſammenſtimmung, Einerleiheit der menſchlichen Organiſation ſo fühlbar geworden iſt, daß der die Sonne am Mittag zu leugnen geachtet wird, der dieſe leugnet.

Ein Gewächs iſt der menſchliche Körper; jeder Theil hat den Charakter des Stammes. Laßt mich's ohne Ende wiederholen, weil dem evidenteſten aller Sätze ohne Ende widerſprochen wird, widerſprochen von allen Arten von Menſchen, widerſprochen durch Worte und Thaten, Schriften und Kunſtwerke.

In den Köpfen der größten Meiſter finde ich hierin die auffallendſten Inkongruenzen; ich kenne keinen, von dem ich ſagen könnte:

der hat die Harmonie des menschlichen Umrisses durchaus studirt; selbst Poussin, selbst Raphael nicht. Man klassificire nur ihre Gesichtsformen, und analogische Gesichtsformen der Natur, das heißt: man zeichne sich zum Beispiel die Umrisse ihrer Stirnen und suche sich ähnliche in der Natur aus und vergleiche die Fortsetzungen von beiden, und man wird mehr Inkongruenz finden, als man von so großen Meistern erwartete.

Wenn man das zu Längliche, Gedehnte wegrechnet, so hat vielleicht Chodowiecki am meisten Gefühl fürs Homogene in der Karikatur, das heißt, für die Zusammenschicklichkeit verzerrter, possirlicher, oder sonst charakteristischer Glieder und Züge. Denn wie es in den schönen Figuren eine Homogenität und Gleichartigkeit gibt, so auch in den schlechten. Ein jeder Krüppel hat seine ihm eigene Art von Krüppelhaftigkeit, die sich durch alle Theile seines Körpers verbreitet, so wie alle bösen Handlungen eines bösen und alle guten eines guten Menschen denselben Charakter, wenigstens alle eine Tinktur desselben Charakters haben. Obgleich dieß von Dichtern und Malern so wenig beherzigt wird, scheint es dennoch wie angeborner Grundsatz aller dichtenden und bildenden Künste zu sein; und wo man das Zusammengeflickte bemerkt, hat alle Bewunderung ein Ende. Warum ließ es sich noch kein Maler einfallen, ein blaues Auge neben ein braunes zu setzen? Und eben so ungereimt, als dieses wäre, ist die tausend Mal vorliegende, einem feinen physiognomischen Auge gerade so unausstehliche Ungereimtheit, eine Nase von einer Venus an einen Madonnakopf anzuflicken. Ein Weltmann versicherte mich, bloß durch ein Nasenfutter auf der Maskerade allen seinen Bekanntesten unkenntlich geworden zu sein. So sehr resquirt die Natur alles Fremde.

Um die Sache außer allen Zweifel zu setzen, nehme man zum Beispiel tausend genau gezeichnete Silhouetten, klassificire allervörderst bloß die Stirnen, (wie wir an seinem Orte zeigen werden, daß

alle wirklichen und möglichen Menschenstirnen sich unter bestimmte klassische Zeichen fassen lassen, und daß es nicht unzählige Klassen gibt,) man klassificire, sage ich, bloß die Stirnen allein, dann die Nasen allein, dann das Kinn, und lege die klassischen Zeichen von Nasen und Stirnen zusammen, und man wird finden, daß gewisse Nasen sich nie bei gewissen Stirnen, und bei gewissen Stirnen sich allemal eine gewisse Art von Nasen finden werden; und so würde es bei allen übrigen Gesichtstheilen zu erweisen sein, wenn die beweglichen Theile nicht so viel Unständiges, Angenommenes hätten, das nicht Werk ist der ersten Bildungs- und Produktivkraft der Natur, sondern Werk der Kunst, der Gesetze, des Zwanges.

Wer Physiognomik studiren will, studire die Zusammenschicklichkeit der konstituirenden Gesichtstheile; wer die nicht studirt, hat nichts studirt.

Der, und der allein ist ächter Physiognomist, hat wahren Geist der Physignomik, der Sinn und Gefühl und inneres Maß hat für die Homogenität und Harmonie der Natur, und Sinn und Auge und Gefühl für alles Angeflickte der Kunst und des Zwanges. Weg mit dem von aller Physiognomik, der zweifelt an der Einfachheit und Harmonie der Natur, als Natur, dem dieser allgemeine physignomische Grundsinn fehlt! Weg von aller Physiognomik, wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Worte zusammensetzt! der sich die organischen Werke der Natur zusammengeflickt denken kann, wie ein Harlequinskleid! Nicht eine Flohhaut ist auf diese Weise zusammengeflickt, geschweige die schönste Organisation der Erde, der Mensch. Nie vom Hauche der Weisheit jemals angeweht ist der, der die unmittelbare Fortsetzung, Continuität, Einfachheit der organischen Naturprodukte einen Augenblick bezweifeln kann; ihm fehlt der allgemeine Sinn für die Natur, mithin auch für die Kunst, die Nachahmerin der Natur. Verzeiht mir, Leser, daß ich mit wärmerer

Heftigkeit ſpreche; ich muß, die Sache greift gar zu tief ein, verbreitet ſich zu ſehr über Alles. Den Schlüſſel aller Wahrheit hat der, der dieß Gefühl für die Homogenität der Natur, mithin auch der menſchlichen Bildung hat.

Alle Stümperei in allen Kunſtwerken, Geiſtesprodukten, moraliſchen Handlungen, und alle Stümperei in Beurtheilung dieſes alles rührt einzig und allein von dem Mangel dieſer Erkenntniß und dieſes Gefühls her. Alle Zweifelei, aller Unglaube, alle Religionsſpötterei kommt daher. Wer dieß Gefühl hat, muß an Gott und an Chriſtus glauben, muß in dem, was wir Natur und in dem, was wir Offenbarung oder Gnade nennen, muß in Chriſtus, muß in den Apoſteln Chriſti, muß in ihren Schriften, gerade ſo, wie in jeglicher Menſchengeſtalt, dieſen Einen, Alles durchwebenden, einfachen Geiſt erkennen und fühlen, und dieſelbe Unmöglichkeit des ruhigen oder ſtürmiſchen Zuſammenflickens. Ueber alle Zweifel gegen die Gottheit und gegen Chriſtus hinaus fliegt der, der dieſen Sinn hat, und dieſe Homogenität erkennt, und über alle Zweifel gegen die Wahrheit und Göttlichkeit der Menſchenphyſiognomie fliegt der hinaus, der dieſe Homogenität in der Menſchengeſtalt durch und durch erkennt und auf den erſten Blick fühlt, und fühlt den einzig vom Mangel dieſer Homogenität herrührenden großen Abſtand aller Kunſtwerke von den Naturwerken.

Mit dieſem Sinne, dieſem Gefühle, oder wie ihr's nennen wollt, werdet ihr jeder Phyſiognomie nur das und nichts anders geben, als was ſie faſſen mag, werdet ihr auf jede nach ihrer Art wirken, werdet ihr einem Charakter ſo wenig Heterogenes aufzuflicken ſuchen, als eine fremde Naſe einem Geſichte. Ihr werdet nur entwickeln, wie die Natur entwickelt; nur geben, was die Natur empfangen kann; nur wegſchneiden, was die Natur auszuſtoßen ſcheint. Ihr werdet es an eurem Kinde, eurem Zöglinge, eurem Freunde, eurer Gattin ſogleich bemerken, wenn ein Zug aus ſeiner Harmonie heraustritt,

und bloß durch Wirkung auf die Harmonie, die noch vorhanden ist, durch gute Stimmung der noch unverdorbenen Kapitalkräfte die ursprüngliche Homogenität, das Gleichgewicht der Züge und der Triebe wieder herzustellen suchen. Ihr werdet überhaupt jede Sünde, jedes Laster als eine Störung dieser Harmonie erkennen, und empfinden, wie sehr jede Abweichung von der Wahrheit in eurer Gestalt, wenigstens für schärfere Augen, als die menschlichen sind, offenbar werden, euch mißbilden, euch eurem Urheber mißfällig, euch seinem Ebenbilde unähnlicher machen muß. Und wer wird richtiger, wer billiger von den Thaten und Arbeiten der Menschen urtheilen können? wer weniger beleidigen und beleidigt werden? wer mehr Alles erklären können, als der Physiognomist, voll dieser Erkenntniß und dieses Gefühls?

Dreiundfünfzigstes Fragment.

Vom Einflusse der Physiognomien auf Physiognomien.

So wie die Geberden unserer Freunde und Hausgenossen oft in unsere eigenen Geberden übergehen, so auch die Mienen Alles, was wir lieben, vereinigen wir gewissermaßen mit uns selbst, und was uns, im Kreise unserer Geliebtheit, nicht in sich verwandelt, das verwandeln wir, so viel möglich, in uns selbst.

Alles außer uns wirkt auf uns, und wir wirken auf Alles. Aber nichts wirkt auf uns, wie das, was wir lieben, und unter allem Geliebten nichts, wie das Angesicht eines Menschen. Eben das, was es uns liebenswürdig erscheinen läßt, ist seine Konvenienz mit dem unsrigen. Wie könnte es auf uns wirken, wie uns anziehen ohne Anziehungspunkte, die mit gewissen erkennbaren oder unerkennbaren Formen und Zügen unsers Gesichts ähnlich, wenigstens gleichartig sind?

Ohne jedoch weiter in das undurchdringliche Geheimniß eindringen, oder das unerforschliche wie bestimmen zu wollen, das Faktum ist gewiß: Gesichter ziehen Gesichter an, so wie Gesichter Gesichter zurückstoßen. Das Faktum ist gewiß: Die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zweier sich sympathisch liebenden Menschen schreitet mit der Entwickelung und wechselseitigen Mittheilung ihrer eigensten, individuellsten Empfindungen fort. Auf unserm Angesichte bleibt, wenn ich so sagen darf, der Wiederschein von dem holden Angesichte des Geliebten.

Oft beruht die Aehnlichkeit nur auf Einem Punkte, im Charakter der Seele und in der Physiognomie.

Aehnlichkeit des Knochenbaues setzt auch Aehnlichkeit der Nerven und Muskeln voraus.

Ungleiche Erziehung kann auf die letztern so wirken, daß für unphysiognomische Augen die Anziehungspunkte verloren gehen. Laßt sie sich nähern, diese zwei ähnlichen Grundformen, zurückstoßen und anziehen werden sie sich wechselsweise. Bald aber, wenn keine fremden Gegenstände sich zwischen sie drängen, wird die Natur siegen; sie werden einander erkennen und sich freuen des Fleisches von ihrem Fleische und des Gebeins von ihren Gebeinen, und mit schnellen Schritten wird ihre Verähnlichung fortschreiten. Aber auch solche Gesichter, deren Grundformen von einander sehr verschieden sind, können sich lieben, sich mittheilen, sich anziehen, sich einander verähnlichen; ja oft kann ihre Aehnlichkeit noch auffallender werden, als jener, wenn sie von weicher, empfänglicher und empfindlicher Art sind.

Diese Verähnlichung der Gesichter durch wechselseitige Anziehung der Liebe ist indessen immer Resultat der innern Natur und Organisation, mithin auch des Charakters der Menschen; sie hat immer ihren Grund in einer vorhergehenden, vielleicht unbemerkbaren Aehnlichkeit, die vielleicht nie belebt, nie hervorgerufen, nie vermuthet

worden wäre, wenn sie sich nicht bei der Erscheinung des sympathischen Wesens geregt hätte.

Es wäre von erstaunlicher Wichtigkeit, Charakter derjenigen Gesichter anzugeben, die leicht andere sich, oder sich andern verähnlichen. Man muß ohne mein Erinnern wissen, daß es Gesichter gibt, die alle andern anziehen, und solche, die alle andern zurückstoßen, und solche, die alle andern gleichgültig lassen. Die alle zurückstoßenden verunedeln alle unedle Gesichter, auf die sie lange gebieterisch wirken; die gleichgültigen verändern nicht; die Alles anziehenden sind entweder bloß nehmend, oder gebend, oder wechselsweise, oder zugleich gebend und nehmend. Die ersten verändern ein wenig, die zweiten mehr, am meisten die dritten; ces ames, von denen Hemsterhuys der Jüngere sagt, ces ames, qui heureusement, ou malheureusement joignent le tact le plus fin et le plus exquis à cette énorme élasticité interne, qui les fait aimer et désirer avec fureur et sentir avec excés, c'est-à-dire, ces ames qui sont ou modifiées, ou placées de telle façon, que leur force attractive trouve le moins d'obstacles dans sa tendance vers leur but. [1]

Von der äußersten Wichtigkeit wäre es, diese Einflüsse einer Physiognomie auf die andere, dieß Uebergehen eines Geistes in den andern zu studiren. Ich habe die Verähnlichung am auffallendsten gefunden, wenn ein reich gebendes und ein ganz empfangendes Genie, aus Liebe oder aus Bedürfniß, abzuladen und aufzunehmen, eine Zeitlang ohne fremde Dazwischenkunften mit einander lebten. Hatte der Gebende ausgegeben, und ausempfangen der Empfänger, so hatte auch die Verähnlichung ihrer Physiognomie, wenn ich so sagen darf, das Punctum saturationis erreicht.

Und nun noch ein Wort an dich, beweglicher und reizbarer

1 Sur les désirs, p. 14.

Jüngling! O, halte an dich und harre, und eile nicht zu schnell hin in die Arme des Ungeprüften! Leicht kann dich ein Schimmer von Sympathie und Aehnlichkeit trügen. Jemand ist da für dich, der am nächsten an deine Seele grenzt; harre, du wirst ihn finden zur bestimmten Stunde; und hast du ihn gefunden, er wird dich tragen und heben, wird dir nehmen und geben, was du nehmen und geben kannst. Seiner Augen Feuer wird dem deinigen Nahrung sein, und seine sanfte Stimme deine schnellere im Zaume halten. Seine Liebe wird sich über dein Angesicht ausgießen und er wird in dir geahnet werden. Du wirst werden, was er ist, und dennoch bleiben, was du bist. Die Liebe macht dir an ihm sichtbar, was nie einem unliebenden Auge erscheinen kann. Diese Fähigkeit, das Göttliche in ihm zu bemerken, zu fühlen, diese selbst ist es, die dein Gesicht nach und nach dem seinigen verähnlicht.

Vierundfünfzigstes Fragment.

Fortsetzung. Wirkungen der Einbildungskraft auf die menschliche Bildung.

Muttermäler. Mißgeburten.

Daß es Zeichen gebe an Kindern, herrührend von tiefen Eindrücken der Einbildungskraft, während ihre Mütter mit ihnen schwanger gingen, daß es Muttermäler gebe, ist wohl eben so unleugbar, als unbegreiflich. Bilder, Züge, Farben von Thieren oder Früchten, oder andern Dingen am Leibe des Kindes, Spuren der Hand auf dem nämlichen Theile, den die Schwangere plötzlich berührte, Abscheu vor der nämlichen Sache, die der Schwangern Entsetzen verursachte, ja sogar lebenslängliche Mundfäule des Kindes, dessen Mutter durch den plötzlichen Anblick eines verwesenden Thieres erschreckt ward, kurz, Zeichen am Leibe des Kindes, die nicht von

erdichteten, sondern wirklichen Vorfallenheiten herrührten, zwingen uns, etwas für wahr zu halten, das uns schlechterdings unbegreiflich ist. Die Einbildung der Mutter wirkt also auf ihre Leibesfrucht.

Hier noch ein paar besondere Beispiele aus unzähligen.

Eine schwangere Frau spielte in einer Gesellschaft mit Karten und ihr mangelte zu einem großen Gewinn ein Pique-Aß, oder wie das Ding heißen mag. Die Karten wurden das letzte Mal ausgetheilt und sie bekam die gewünschte Karte. Die Freude schnitt sich gleichsam in ihre Imagination ein, und das von ihr geborne Kind hatte in dem Sterne des Auges ein solches Aß, und dennoch ein scharfes Gesicht.

Noch erstaunenswürdiger ist folgende zuverlässig wahre Geschichte:

Eine vornehme Frau im Rheinthale hatte während ihrer Schwangerschaft Lust, einer Execution zuzusehen eines Mannes, der verurtheilt war, daß ihm vor der Enthauptung die rechte Hand abgehauen werden sollte. Die Frau sah den Hieb und die abgehauene Hand, und wandte sich schnell, ohne der folgenden Execution zuzusehen, und eilte nach Hause. Sie gebar eine Tochter, die jetzt noch am Leben ist, welche nur Eine Hand hatte. Gleich nach der Geburt kam die rechte Hand auch noch nach.

Aber nicht nur physische, auch moralische Muttermäler sind vielleicht möglich. Man erzählte mir von einem Arzte, der den Tag über aus allen Zimmern, wo er hinkam, etwas raubte und es hernach vergaß, und dessen Frau ihm am Abend die Rocktaschen leerte und Schlüssel, Dosen, Nadelbüchsen, Scheren, Fingerhüte, Brillen, Schnallen, Eßlöffel und so weiter darin fand und dem Eigenthümer wieder sandte. Ein ähnliches Beispiel wird mir von einem Jünglinge erzählt, der als zweijähriges Bettelkind von einer adeligen Familie aufgenommen und auf das Beste erzogen worden, und wirklich in allen Dingen einen vortrefflichen Charakter zeigte, nur — das Stehlen schlechterdings nicht lassen konnte. Die Mütter dieser beiden

seltsamen Diebe hatten während ihrer Schwangerschaften unüberwindliche Diebsgelüste. Es versteht sich doch wohl von selbst, daß, so unleidlich solche Menschen in der menschlichen Gesellschaft sind, man sie eher für unglücklich, als böse halten muß; ihre Handlungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach so unwillkürlich, so mechanisch, und vor Gott vielleicht so wenig strafbar, als unsere gewöhnlichen Fingerbewegungen, Zerreißung kleiner Papierstücke, Wachskneten, die unser tiefstes Nachdenken begleiten und deren wir uns durchaus nicht bewußt sind. Nur die Absicht bestimmt den moralischen, so wie nur der Erfolg auf die Gesellschaft den politischen Werth der Handlung. So wenig das Pique-Aß, wenn die Geschichte wahr ist, dem Gesichte des Kindes Schaden thut, so wenig vielleicht diese Diebssucht dem Herzen. Ein solcher Mann hat gewiß auch kein Diebsgesicht, keinen habsüchtigen, böswilligen, schleichenden, täuschenden Diebsblick, wie der, der es ganz mit Leib und Seele ist. Ich habe noch keine Menschen von diesem seltsamen Charakter gesehen und kann also nicht aus Erfahrung von ihrer Physiognomie urtheilen; dafür aber ließe sich wohl zum Voraus gut stehen, daß diese sonderbaren Menschen in ihren Gesichtern irgendwo ein Merkmal dieser Sonderbarkeit haben müssen, das sie unterscheidet.

Beilage.

Ein sechs- bis siebenjähriges Mädchen, das sich zur Schau herumführen ließ und hin und wieder mit Rehhaaren bewachsen, besonders aber durch schwammichte Auswüchse am Rücken, die ebenfalls dünn behaart und rehfarbig waren, merkwürdig war. Ihre Mutter soll sich während der Schwangerschaft mit ihr über einen Hirsch mit einer Nachbarin gezankt haben. Aber ich stehe hier an einem Abgrunde, wo ich keinen Schritt vorwagen darf.

Gewiß ist, daß diese Auswüchse da waren, an denen sich freilich keine Aehnlichkeit mit etwas Hirschartigem bemerken ließ, es sei denn,

daß man der Aussage des Vaters glauben wolle, der geschundene Hirsch habe ungefähr so ausgesehen. Gewisser ist, daß die Haare die Hirsch- oder Rehfarbe hatten und daß besonders die Lage, der Gang der Haare offenbar hirschartig war. So war auch die aus der Stirn und an den Armen und Beinen herauswachsende Locke von anderer Haarart, als die Hauptlocken. Gewiß also war einige Aehnlichkeit mit Hirschhaar da, und gewiß ist dieß Phänomen ganz außerordentlich. Einfluß der Einbildungskraft auf die Bildung oder Mißbildung scheint mir in diesem Beispiele schlechterdings unleugbar.

Laßt uns mit dem, daß es ist, uns begnügen, und nicht zu schnell zum wie möglich? voreilen.

Ist aber dieß Phänomen gewiß, und viele hundert Menschen haben es gesehen, so ist kein Wort gegen die Möglichkeit einzuwenden, daß der Mutter Einbildungskraft auf die Physiognomie des Kindes wirken könne. Sehr zweifle ich indessen, ob hiedurch sofort eine neue, sehr fruchtbare Quelle schönerer und besserer Gesichtszüge, mithin auch des Charakters, zu entdecken sein dürfte, ob sich Regeln angeben lassen, wie Mallebranche, wo ich nicht irre, dazu Vorschläge gethan, wie sich die schwangern Mütter zu verhalten, womit zu beschäftigen haben, womit nicht, um auf die Geistes- und Herzensfähigkeiten des Embryons den besten und heilsamsten Einfluß zu haben? Regeln wohl, die auf einen gewissen Grad wirken, Gesundheit und Proportion befördern, vielleicht auch gute moralische Bildung erleichtern und vorbereiten können; ob aber Regeln zur ersten Bildung, oder zur unerklärbaren Mißbildung während der Schwangerschaft, darüber haben wir in einem früheren Fragmente schon unsere Gedanken geäußert.

Noch soll angemerkt werden, daß gegenwärtiges Kind von außerordentlicher Leibesstärke war und schnelle Bemerkungsgabe hatte. Wuchs, Fülle, Drang, Gestalt, Fleisch, Bildung, Geberdung, Stellung, Alles zeigte eine künftige Männin von Wirksamkeit und Fruchtbarkeit.

Fünfundfünfzigstes Fragment.

Vom Einfluſſe der Einbildungskraft auf die menſchliche Bildung.

Fortſetzung. Rieſen und Zwerge.

Vielleicht gehören auch die ſeltſamen, ungewöhnlich großen und ungewöhnlich kleinen Geſtalten, die wir Rieſen und Zwerge[1] nennen, unter die Effekte getroffener und treffender Einbildungskraft.

Denn obgleich wenige Rieſen und Zwerge verhältnißweiſe als ſolche geboren werden, ſo iſt dennoch zwar unbegreiflich, aber möglich, daß ſich erſt in einem gewiſſen Alter die Natur gleichſam plötzlich erweitere, oder zuſammenziehe. Die Einbildungskraft (man hat Beiſpiele davon) ſcheint nicht nur auf die Gegenwart, ſondern auch auf die Abweſenheit, Entfernung und Zukunft wirken zu können. Vielleicht gehören die Erſcheinungen Sterbender und Geſtorbener zu dieſer Art von Wirkungen. Die Fakta, wie es unzweifelhaft eine Menge gibt, als wahr vorausgeſetzt, und nicht nur die von wirklich Verſtorbenen, ſondern auch die vollkommen analogiſchen von noch Lebenden, die entfernten Freunden erſchienen, dieſen an die Seite geſetzt, und dieſe hinwiederum mit allen wahrhaften Anekdoten aus der Ahnungsgeſchichte wohl gereihet, wird es wohl viele philoſophiſche Vermuthungen geben, die an Wahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung gleich kommen?

Die Einbildungskraft, durch Schmachten und Sehnen der Liebe bewegt, oder durch innigſt erregte Leidenſchaft geſpannt, wirkt auf entfernte Oerter und Zeiten.

---

1 Man heißt den einen Rieſen, der über ſechs Fuß hoch, und einen Zwerg den ausgewachſenen Mann, der nicht vier Fuß hoch iſt.

Ein Kranker oder Sterbender zum Beispiel sehnt sich nach einem entfernten Freunde, der nichts von seiner Krankheit weiß, nicht an ihn denkt. Der Sterbende, schmachtet sich in seiner Imagination gleichsam durch Wände und Mauern hindurch und erscheint in seiner Gestalt, oder gibt Merkmale seiner Gegenwart, die denen ähnlich sind, die seine wirkliche Gegenwart gibt. Ist da wirkliche körperliche Erscheinung? Nein! der Kranke, der Sterbende schmachtet in seinem Bett und ist keinen Augenblick abwesend gewesen; also keine wirkliche Erscheinung dessen, dessen Gestalt erscheint. Wer schafft denn diese Erscheinung? wer wirkt da in die Entfernung auf des Andern Sinne oder Imagination? Die Imagination, aber Imagination im Brennpunkte der Leidenschaft. Das Wie ist unerklärlich; aber die Fakta leugnen, wer darf es, der nicht allem historischen Glauben Hohn spricht?

Könnte es nicht solche Augenblicke der Seele geben, wo die Einbildungskraft auf eine ähnliche, eben so unbegreifliche Weise auf künftige Kinder wirkte? Die Unbegreiflichkeit hat etwas Empörendes, ich fühle es ganz; aber hat sie nicht eben das in den vorigen Beispielen? in allen Beispielen dieser Art? Wie sie Krüppel bilden kann, die es erst einige Jahre nach der Geburt werden, — und dieß ist tägliche Erfahrung, — kann sie nicht auf dieselbe unbegreifliche Weise, wenn ich so sagen darf, den Samen der Riesenheit und der Zwergheit in die Frucht hinein imaginiren, der sich erst nach Jahren im geborenen Menschen entwickelt?

Könnte eine Frau ein genaues Verzeichniß führen von den kraftvollen Imaginationsmomenten, die während ihrer Schwangerschaft ihre Seele durchschneiden, sie könnte vielleicht die Hauptepochen von dem philosophischen, moralischen, intellektuellen, physiognomischen Schicksale ihres Kindes zum Voraus erkennen. Die durch Sehnsucht, Liebe, Haß der innersten Menschheit bewegte Einbildungskraft kann mit blitzschneller Eile tödten und lebendig machen, vergrößern,

verkleinern, den Keim von Vergrößerung und Verkleinerung, Weisheit und Thorheit, Tod und Leben, der sich erst zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen entwickeln soll, dem organischen Fötus einpregniren. Diese noch unerforschte, aber bisweilen entscheidend sich offenbarende Verwandlungs- und Schöpfungskraft der Seele ist sehr wahrscheinlich dem Wesentlichen, der Wurzel nach Eins mit dem sogenannten Wunderglauben, der wohl durch äußere Veranlassungen entwickelt und genährt werden kann, wo er ist, aber nicht dozirt oder eingegossen werden, wo er nicht ist. Die nähere Beleuchtung dieser hier hingeworfenen Vermuthungen und Ahnungen, die auch für weiter nichts, als das, gehalten wissen will, führte vielleicht zu den tiefsten Geheimnissen der Physiognomik. **Sed manum de tabula.**

Melchior Thut, ein Riese.

Ohne alle Rücksicht auf unsere oben angeführte Hypothese, rücken wir hier das Bild eines Riesen ein.

Ein kenntliches Portrait eines fünfunddreißigjährigen Glarners von Linthal, wohnend an einem sehr einsamen Orte, der in seinem sechszehnten Jahre unter zwölf bis achtzehn Knaben seines Alters der kleinste war, so klein war, daß man ihn zum Nachtmahl zu lassen Bedenken trug. Im siebenzehnten Jahre fing er an zu schwellen, und zwar zuerst auf der rechten Seite, wo es sich hernach auch wieder verlor. Es war eine Art von Wassersucht; doch ließ er sich nie abzapfen, obschon aus jedem Gliede, wenn er es auflegte, Wasser lief. Dieß hielt etwa sechs Wochen an; auch war das Gesicht ganz verschwollen. Auf ein glänzendes Pulver, wie er sagt, (vermuthlich Queckſilber) wurde es besser. Nach der Krankheit blieb er noch zwei Jahre zu Hause und wuchs in jedem Jahre vier Zoll. Jetzt hat er sieben Fuß und sechs Zoll, noch einen Bruder und zwei verheirathete

Melchior Thut.

Schweſtern von gemeiner Größe. Sein Vater und ſeine Mutter ſind eher klein, als groß. Von 1765 bis 1777 war er, nach einer Reiſe in England und Holland, am würtembergiſchen Hofe, in welcher Zeit er keine beſondere Krankheit, doch ſieben Jahre nach einander das Fieber gehabt hatte. Zu Hauſe hatte er ſich wenig Bewegung gegeben, oft ein Vierteljahr lang kein Brod gegeſſen. Milch und Käſe und Mehlſpeiſen waren ſeine einzige Nahrung. Er iſt ſehr mäßig und trinkt wenig Wein. Mit ſeinem ſchnellen Wachsthum verloren ſich überall die Gliederſchmerzen ſeiner frühern Jahre. Seine Breite und Dicke iſt ſeiner Höhe proportionirt. Sein Knochenſyſtem wuchs in gleichem Schritte mit dem Fleiſche. Der ſichtbare Hauptcharakter der Stärke liegt auf dem in der Natur noch breiter hervordringenden Backenknochen und im Kinn. Weit und frei und ſehr beſtimmt gezeichnet ſtehen die Ohren in der Natur vom Kopfe ab. Auf der Breite der hautigen Stirn iſt ein Lineament, das ich noch ſelten geſehen, ungefähr .

So ſpitz und fein iſt die Naſe in der Natur nicht, als in der Zeichnung, ſie iſt gröber und fleiſchiger. Bräunlich iſt die Farbe des Körpers.

Der Charakter dieſes Mannes iſt zuverläſſig gut, wahrhaftig fromm und Stille ſuchend, zarten, feinen Gewiſſens und voll Güte, jedoch ohne Zärtlichkeit, dienſtfertig und treu liebend. Er war lange Zeit ſogenannter Hoftürke oder Kammerdiener zu Ludwigsburg, und baut nun, wenn ihn nicht irgend ein frommer Fürſt an einen ſtillen Hof beruft, ſein Land.

Sechsundfünfzigstes Fragment.

Genie.

Was ist Genie? Wer's nicht ist, kann nicht, und wer's ist, wird nicht antworten. [1] Vielleicht kann es und darf's einigermaßen, wer dann und wann gleichsam in der Mitte schwebt und dem es wenigstens bisweilen gegeben ist, in die Höhe über sich und in die Tiefe unter sich hinzublicken.

Was ist Genie? was ist es nicht? Ist es bloß Gabe ausnehmender Deutlichkeit in seinen Vorstellungen und Begriffen? Ist es bloß anschauende Erkenntniß? Ist es bloß richtig sehen und urtheilen, viel wirken, ordnen, geben, verbreiten? Ist es bloß ungewöhnliche Leichtigkeit, zu lernen, zu sehen, zu vergleichen? Ist's bloß Talent?

Genie ist Genius.

Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, singt, schafft, vergleicht, sondert, vereinigt, folgert, ahnet, gibt, nimmt, als wenn es ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art diktirt oder angegeben hätte, der hat Genie, als wenn er selbst ein Wesen höherer Art wäre, ist Genie.

Einen reichen oder weisen Freund haben, der uns in jeder Verlegenheit räth, in jeder Noth hilft, und selbst reich sein und Andern in jeder Noth helfen, selbst weise, Andern in jeder Verlegenheit rathen zu können, siehe da den Unterschied zwischen Genie sein und Genie haben.

* * *

---

1 »Ne cherchez point, jeune artiste, ce que c'est que le génie. En as-tu: tu le sens en toi-même. N'en as-tu pas: tu ne le connaitras jamais.« Rousseau Diction. de musique p. 360.

Wo Wirkung, Kraft, That, Gedanke, Empfindung iſt, die von Menſchen nicht gelernt und nicht gelehrt werden kann, da iſt Genie, Genie, das allererkennbarſte und unbeſchreiblichſte Ding, fühlbar, wo es iſt, und unausſprechlich, wie die Liebe.

Der Charakter des Genies und aller Werke und Wirkungen des Genies iſt, meines Erachtens, Apparition. Wie Engelserſcheinung nicht kommt, ſondern da ſteht, nicht weg geht, ſondern weg iſt, wie Engelserſcheinung ins innerſte Mark trifft, unſterblich ins Unſterbliche der Menſchheit wirkt und verſchwindet, und fortwirkt nach dem Verſchwinden und ſüße Schauer und Schreckenthränen und Freudenbläſſe zurückläßt, ſo Werk und Wirkung des Genies.

Genie, propior Deus ...

Oder nenn' es, beſchreib' es, wie du willſt; nenn's Fruchtbarkeit des Geiſtes, Unerſchöpflichkeit, Quellgeiſt; nenn's Kraft ohne ihres Gleichen, Urkraft, kraftvolle Liebe; nenn's Elaſticität der Seele, oder der Sinne und des Nervenſyſtems, die leicht Eindrücke annimmt und mit einem ſchnell ingerirten Zuſatze lebendiger Individualität zurückſchnellt; nenn's unentlehnte, natürliche, innerliche Energie der Seele; nenn's Schöpfungskraft; nenn's Menge in- und extenſiver Seelenkräfte, Sammlung, Koncentrirung aller Naturkräfte; nenn's lebendige Darſtellungskunſt; nenn's Meiſterſchaft über ſich ſelbſt; nenn's Herrſchaft über die Gemüther; nenn's Wirkſamkeit, die immer trifft, nie fehlt in allem ihrem Wirken, Leiden, Laſſen, Schweigen, Sprechen; nenn's Innigkeit, Herzlichkeit, mit Kraft ſie fühlbar zu machen; nenn's Zentralgeiſt, Zentralfeuer, dem nichts widerſteht; nenn's lebendigen und lebendig machenden Geiſt, der ſein Leben fühlt und leicht und vollkräftig mittheilt, ſich in Alles hineinwirft mit Lebensfülle, mit Blitzeskraft; nenn's Uebermacht über Alles, wo

es hintritt; nenn's Ahnung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Zukünftigen im Gegenwärtigen; nenn's tiefes, erregtes Bedürfniß mit Ahnung innerer Kraft, die das Bedürfniß stillt und sättigt; nenn's ungewöhnliche Wirksamkeit, durch ungewöhnliches Bedürfniß erregt und unterhalten; nenn's ungewöhnliche Schnelligkeit des Geistes, entfernte Verhältnisse mit glücklicher Ueberspringung der Mittelverhältnisse zusammen zu lassen, oder Aehnlichkeiten, die sich nicht herausforschen lassen, im eilenden Vorbeifluge zu ergreifen; nenn's Vernunft im schnellsten Flammenstrome der Empfindung und Thätigkeit; nenn's Glaube, Liebe, Hoffnung, die sich nicht geben, nicht nachäffen läßt, oder nenn's schlechtweg nur Erfindungsgabe oder Instinkt; nenn's und beschreib's, wie du willst und kannst, alle Mal bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie, hieß bei allen Nationen, zu allen Zeiten Genie, und wird es heißen, so lange Menschen denken und empfinden und reden. Genie blitzt, Genie schafft, veranstaltet nicht, schafft, so wie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist. Genie vereinigt, was Niemand vereinigen, trennt, was Niemand trennen kann; sieht und hört und fühlt, und gibt und nimmt auf eine Weise, deren Unnachahmlichkeit jeder Andere sogleich innerlich anerkennen muß. Unnachahmlich und über allen Schein von Nachahmlichkeit erhaben ist das Werk des reinen Genius. Unsterblich ist alles Werk des Genies, wie der Funke Gottes, aus dem es fließt. Ueber kurz oder lang wird's erkannt, wird seine Unsterblichkeit gesichert; über kurz oder lang Alles herabgewürdigt, was schwachen Köpfen Genie schien und nicht war; nur Talent, nur gelernt, nur nachgeahmt, nur Faktize war; nicht Geist war aus Geist, nicht quoll aus unlernbarem Drange der Seele,

nicht war Kind der Liebe, Abdruck des innern Menschen, Ausgeburt und Ebenbild der verborgensten Kraft. Lauf' alle Reihen der Menschen durch, die ganze Nationen und Jahrhunderte mit Einer Stimme Genie nannten, oder deren Werke und Wirkungen unsterblich sind, und fortleben von Geschlecht zu Geschlecht, und nie zu verkennen, nie auszulöschen sind, wenn noch so viele, noch so stürmende Stürme über sie brausen; nenne unter Allen Einen, der nicht gerade um deßwillen Genie hieß und war, weil er Ungelerntes und Unlernbares empfand, sprach, dichtete, gab, schuf. Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies und seiner Wirkungen, wie aller Werke und Wirkungen Gottes; Unnachahmlichkeit, Momentaneität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahnt, aber nicht gewollt, nicht begehrt werden kann. Oder was hat man im Augenblicke des Wollens und Begehrens, ohne zu wissen, wie? Was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott, oder vom Satan.

* * *

Millionen Gegenstände der Natur sind, die uns afficiren, unsere Kräfte regen, unsere Liebe anziehen, unserm Glauben Kraft, unserer Hoffnung Flügel geben; Millionen Gegenstände, an denen sich die menschliche Schöpfungskraft üben, in die sich der menschliche Geist hineinwurzeln kann; und so gibt's auch unzählige Arten von Genies. Jeder Gegenstand der sichtbaren oder unsichtbaren Welt ist ein Element, worin ein Genie als in seiner Welt, seinem Reiche weben und schweben, walten und herrschen kann; eine Welt voll Erscheinungen für das Genie, dem die äußern und innern Sinne zu seiner unmittelbaren Erkennung und Berührung geöffnet sind. Von was Art aber immer ein Genie sein möge, aller Genies Wesen und Natur ist Uebernatur, Ueberkunst, Uebergelehrsamkeit Uebertalent, Selbstleben; sein Weg ist immer Weg des Blitzes, oder des Sturmwindes, oder des Adlers; man staunt seinem

wehenden Schweben nach, hört ſein Brauſen, ſieht ſeine Herrlichkeit; aber wohin und woher weiß man nicht, und ſeine Fußſtapfen findet man nicht.

Genie! tauſend Mal, und wann mehr als in unſerer After-Genie-Zeit weggeworfenes Wort! aber der Name bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg, jedes kleine Talentmännchen nennt ein noch kleineres Genie, damit dasſelbe hinwiederum zu kleinern herabrufe: Seht an die Höhe hinan!

Der Cherub eilt mit vollen Flügeln
Und überfliegt dich, Libanon!

Aber Flieger, Rufer und Stauner, die ſich einander wechſelweiſe hinauf- und herabräucherten und vergenieten, die Sonne geht auf, und wenn ſie untergegangen iſt, wo ſeid ihr? Genies! Lichter der Welt! Salz der Erde! Subſtantive in der Grammatik der Menſchheit! „Ebenbilder der Gottheit, an Ordnung, Schönheit und unſichtbaren Schöpferskräften! Schätze eures Zeitalters! Sterne im Dunkeln, die durch ihr Weſen erleuchten und ſcheinen, ſo viel es die Finſterniß aufnimmt!“ Menſchengötter! Schöpfer! Zerſtörer! Offenbarer der Geheimniſſe Gottes und der Menſchen! Dolmetſcher der Natur! Ausſprecher unausſprechlicher Dinge! Propheten! Prieſter! Könige der Welt, die die Gottheit organiſirt und gebildet hat, zu offenbaren durch ſie ſich ſelbſt und ihre Schöpfungskraft und Weisheit und Huld! Offenbarer der Majeſtät aller Dinge, und ihres Verhältniſſes zum ewigen Quell und Ziel aller Dinge: Genies! von euch reden wir, euch fragen wir: Hat euch die Gottheit bezeichnet, und wie? wie hat ſie euch bezeichnet? eure Geſtalt, eure Züge, eure Miene, Geberde? Was iſt es, das euch auszeichnet vor allen Sterblichen, die an eurer Rechten und Linken vorbeigehen? Bezeichnet ſeid ihr, ſo wahr ihr ſeid, wo nur immer das Zeichen Gottes zu finden ſein möge.

Der Mann mit Mondſtrahl im Geſicht
Wird's ſuchen und wird's finden.

Natur verſteht die Natur, und Genie ahnet das Genie. Blick des Künſtlers faßt den Künſtlerblick, wie Schwärmer den Schwärmer anzieht. Vor aller Vergleichung, vor allem Raiſonnement, aller Ueberlegung fühlt das Genie die Nähe des Genies; ſie erkennen ſich, ſobald ſie ſich ſehen, entweder durch kräftige Anziehung, oder mächtige Zurückſtoßung. Dieß gehört zur Natur des Genies, was zur Natur des Magnets gehört, mit dem einen Pol anzuziehen, mit dem andern zurückzuſtoßen. Dennoch gibt es beſtimmte und unbeſtimmbare, lehr- und lernbare Kennzeichen von verſchiedenen Hauptklaſſen von Genies.

Alles, was eigentlich ins Gebiet des Genies gehört, iſt ſchlechterdings unbegreiflich. Der Effekt iſt da, iſt gewiß, iſt ſpürbar; aber unerkennbar, undenkbar die Urſache. So wenig Religion, die als ſolche nichts als Genie iſt, gottesgeiſtig, ſich lernen oder lehren läßt, — ich ſpreche von unmittelbarem Gottesgefühl, nicht von Theologie; vom weltüberwindenden Glauben an die Zukunft, nicht von einem ſymboliſchen, auswendig gelernten Glaubensbekenntniſſe, — ſo wenig irgend etwas wahrhaft Göttliches ſich lernen oder lehren läßt, ohne daß der innere Sinn der Empfänglichkeit dazu vorhanden ſei, ſo wenig es ſich begreiflich machen, vertheidigen, vordemonſtriren läßt, ſo unbegreiflich und unvertheidiglich iſt alles eigenthümliche, reine Weſen des Genies. Sich über Sachen des Genies vertheidigen, ihre Genialität darthun, begreiflich machen wollen, heißt: demonſtriren wollen, daß man iſt. Die Göttlichkeit aller göttlichen Dinge muß gefühlt werden. Wie die Göttlichkeit einer Phyſiognomie durch keine Zergliederung dem fühlbar gemacht werden kann, der ſie nicht vor der Zergliederung fühlte: Wer Genie vertheidigt, iſt gewiß kein Genie, und wer Vertheidigung fordert, gewiß ein ſchwacher Kopf.

Der Genius Sokrates hielt ihn ab, ſich vor dem Blutgerichte zu vertheidigen. Die Dunſen, die die Meſſiade in Empfang nahmen, vermochten mit allem ihrem Geſchrei Klopſtock nicht, mit Einem Worte ſich zu vertheidigen. Die Schreier haben ſich verlaufen und die Meſſiade ſteht. Alle Inſektenheere von Regelmännern, die an Milton und Shakeſpeare nagten, haben ſie ein Haar von ihrer Genialität abnagen können?

„Magiſter Duns, mit welcher Wonne
Des Neides krittelt er Genie!
Sieht jedes Fleckchen an der Sonne
Und ſieht die Sonne ſelber nie!“

Unbegreiflich iſt jede Empfindung des Genies dem Ungenie, wie das Licht dem Blinden; und ſo iſt's auch ſeine Phyſiognomie. Das, was ſie als Genie charakteriſirt, ich meine dem Gefühle, iſt ein anziehender und zurückſtoßender Geiſt, der von ſeinem Geſichte, beſonders von ſeinen Augen auszugehen ſcheint, etwas Schwebendes, Fliegendes, Unerhaſchbares, das jeden Pinſel toll macht.

Siebenundfünfzigſtes Fragment.

Einige phyſiognomiſche Anekdoten.

1.

Nichts, ſagte ein Vater zu ſeinem unſchuldsvollen Sohne, als er ihm beim Antritte ſeiner Reiſe den Abſchiedskuß gab, nichts, mein Sohn, als: „Bring' mir dieß dein Geſicht wieder zurück!“

2.

Ein edles, frommes, unſchuldiges, größtentheils auf dem Lande erzogenes Fräulein traf mit ihrem Geſichte auf den Spiegel, als ſie eben von ihrem Abendgebete aufſtand, ihre Bibel auf die Seite legte

und das Licht wegnahm. Mit der edelsten Bescheidenheit schlug sie, vor ihrem eigenen Bilde erröthend, die Augen nieder. Sie brachte den Winter in der Stadt zu; umringt von Anbetern, zerrissen von Zerstreuungen, hineingelacht in fades Gelächter, vergaß sie Bibel und Andacht. Im Anfange des Frühlings kam sie auf ihr Landhaus zurück, zurück in ihre Kammer, zurück zum Tische, wo ihre Bibel lag, hatte das Licht in der Hand und sah sich wieder im Spiegel und erblaßte vor sich selber, stellte das Licht hin, warf sich aufs Sopha, warf sich auf ihre Kniee nieder: „O Gott! ich kenne mich nicht mehr! wie bin ich gesunken! Meines Leichtsinns Thorheiten alle, sie sind auf mein Gesicht geschrieben. O Gott! warum waren sie mir unleserlich und unmerklich bis jetzt! lösche sie aus, lösche sie wieder aus, einfältige, fromme Stille, süße Andacht, milde Sorgfalt wohlthätiger Liebe!“

3.

„Ihr seid kein Christ!“ sagte ein Geistlicher zu einem Unbekannten, der mit guten Empfehlungsschreiben, die viel von seiner Frömmigkeit sprachen, in sein Zimmer trat, nachdem er dieses Schreiben kaum gelesen hatte. „Und warum kein Christ? ich? fragte der Fremdling. „Weil ihr so schweinisch aussieht!“ war des Geistlichen Antwort; und des Fremdlings Erwiederung: „Das war ich mir wohl nicht von Ihnen vermuthend!“ „So wenig ohne Zweifel“, antwortete der Geistliche, „als ich von einem Christen vermuthen kann, er kenne die Würde der menschlichen Natur und Gestalt so wenig, daß er ihr nicht Rath und Ehre anthun mag. Reinlichkeit ist freilich kein Beweis von Christenthum, aber selbstverschuldete Unreinlichkeit ist ein sicherer Beweis von Unchristenthum. Reinlichkeit eines Gemäldes ist kein Beweis, daß der Maler oder Besitzer Kenner sei; aber ein gewisser Beweis, daß er es nicht ist, wenn er ein Meisterstück bestauben und von Feuchtigkeit verderben läßt.“

4.

„Ich will des Todes sein," sagte Bruder Tacitus zum Bruder Titus von einem Geistlichen, den er auf seinen Reisen sah, „ich will des Todes sein, wenn der nicht ein Erzschurke ist; drei Mal sah ich ihn auf der Kanzel weinen und schluchzen, wo gar nichts zu weinen war, und zehn Mal mit einem unverhehlbaren Lächeln sich auf die Seite wenden, wenn von einem Unglück die Rede war."

5

„Wie viel Thaler ist mein Gesicht werth?" fragte ein Unbekannter einen Physiognomisten. Der antwortete, wie natürlich, „das wäre schwer zu bestimmen." „Fünfzehnhundert," sagte der Frager, „denn so viel lieh mir Jemand, dem ich gänzlich unbekannt war, auf mein bloßes Gesicht."

6.

Ein noch lebender großer Maler in England, von feinem physiognomischem Sinn und wunderlichem Charakter, sollte eine sehr vornehme, ihm gänzlich unbekannte Dame, die einen herzlich schlechten Charakter hatte, malen. Die Dame wußte, wie schwer es war, sich von ihm malen zu lassen. Große Leute und große Anerbietungen sollten also den Maler dazu bereden. Man sprach von drei-, vier-, fünfhundert Guineen. „Ich will erst das Gesicht sehen," sagte er, „ehe ich Ja sage." Dem Maler ward Gelegenheit verschafft, die Dame zu sehen, die nicht ermangelte, ihn auf alle Weise zu dieser Arbeit anzuschmeicheln. „Nein, Madame, nicht um hundert, nicht um fünfhundert Guineen halte ich es zwei Stunden bei einem so lasterhaften Gesichte aus!" und lief weg.

Achtundfünfzigstes Fragment.

Eine Fabel.

Mit unbeschreiblichem Genie malte ein Maler einen herrlichen Kopf, die Unschuld. Mit unbeschreiblicher Freude sah ihm unter der Arbeit sein Sohn zu. Ganz erfaßte er die Seele des Gemäldes. Als es aufs fleißigste vollendet war, schenkte es ihm der Vater. Mit königlicher Lust setzte es der Sohn in sein großes Kabinet, und wer es sah, rief aus: „Es ist die Krone der Sammlung."

Ein fremder durchreisender Maler hatte viel von dem Maler, seiner Gallerie und diesem Gemälde gehört, und war sehr begierig, selbst den Augenschein davon zu nehmen. Er suchte also mit seinen drei Söhnen, die alle Maler waren, wo möglich in Abwesenheit des Sohnes, auf diese Gallerie zu kommen, und es gelang ihm, denn er kam gekleidet wie der Prinz, mit der Miene des Kenners und der verbindlichsten Höflichkeit. Kaum trat er in den Saal, so eilte er mit seinen Begleitern auf das Himmelsgesicht zu, und todtblaß vor Neid bebte er vor diesem Meisterstück aller Meisterstücke zurück. Blitzschlag war jeder Zug des Genies auf sein Herz, doch verbarg er seines Neides tobende Wuth unter sanft lächelnden Falten. „Ist das nicht ein schönes Stück?" fragte ihn ein Aufwärter. „Ein unnachahmliches Meisterstück!" erwiederte der Maler, „nur, wenn ich frei reden darf, schade, daß es hier etwas hart und steif gezeichnet ist, und dem wäre mit so Wenigem abzuhelfen. Nur ein Wenig adoucirt hier, meinst du nicht, (wandte er sich zu einem seiner Söhne,) meinst du nicht, Sohn? mit wenigen Zügen ließe es sich unendlich verschönern." „O ja, sagte der Sohn, „es ist um einen Messerrücken zu hager. O, hätte ich Pinsel und Farbe hier, nur ein kleiner Zusatz von Fleisch würde ihm unendlich wohl thun; sonst muß man gestehen, es ist ein Meisterstück." „Und wenn ich meine Meinung sagen darf, Papa, (sagte sein Bruder, der neben ihm stand,) in den

Augen iſt doch nicht Feuer, nicht Erhabenheit genug. Sie haben mich das Erhabene ſtudiren gelehrt; es thut mir wehe, es hier zu vermiſſen; es wäre um Weniges zu thun, ſo wäre auch da geholfen. O, es brennt mir unter den Füßen, daß ich Pinſel und Palette nicht hier habe, das herrliche Stück auch von dieſer Unvollkommenheit zu reinigen. Sonſt muß ich geſtehen, ich habe ſeines Gleichen nicht geſehen; nur, nur noch ein wenig mehr Erhabenheit, und das Stück wäre nicht zu bezahlen." Der Vater klopfte Beiden auf die Achſeln und war entzückt über die Urtheile ſeiner Söhne, wandte ſich an den dritten: „Und was ſagſt du dazu?" „Ich habe nichts weiter zu ſagen, es iſt ein himmliſches Meiſterſtück; aber das wundert mich, daß es keinen Firniß hat; der erſt gäbe ihm Harmonie und Anmuth, und es verdient's doch, denn ſeines Gleichen iſt wohl in allen Gallerien der Welt nicht." „O vortrefflich!" ſagte der alte Schurke leiſe zu ihnen, indem der Aufwärter in einer andern Ecke des Zimmers ſtand, „ihr ſprecht mir aus dem Herzen. Laßt uns nur ſehen, daß wir hier Zutritt haben; wir geben dem Aufwärter dort gute Worte, und wenn es mehr bedarf; und morgen kommen wir wieder, und du, ſchöner Junge, nimmſt Pinſel und Farbe mit und machſt es ein wenig fleiſchiger, und du Stolznäschen dort, bringſt mit ein paar Zügen deine Erhabenheit an, und du kleiner Schelm beſchmierſt es mit deinem Kopalfirniß. Ihr verſteht mich, das Ding muß unſer, oder der Beſitzer und Maler müſſen krank darüber werden."

Sie verabſchiedeten ſich alſo beim Aufwärter und baten ſich die Erlaubniß aus, morgen wiederkommen zu dürfen, das unvergleichliche Stück, an dem man ſich nicht ſatt ſehen könne, wieder zu ſehen. „Meine Herren! ſo oft ſie wollen, nur daß Sie an dem Gemälde nichts verderben!" „O, dafür ſei Ihm nicht bange!" ſagten die Schurken, und der alte Schalk ging morgen mit ſeinen Söhnen wieder auf die Gallerie, ſuchte den Aufwärter auf die Seite oder in ein

Nebenzimmer wegzulenken, und geſchwind ward Pinſel und Farbe hervorgelangt, der Kopf etwas fetter geſchmiert und garſtige Schönfärbereien darüber hingeklecht, und alſo feucht der Firniß darüber gepinſelt. Das Stück war ſo hell und gleißend geworden daß man es kaum mehr kannte. Bald genug ward Alles wieder eingeſteckt, dem Vater ein Wink gegeben, der ſich des wohlgelungenen Streiches herzinniglich freute, dem aber doch in der Gallerie keinen Augenblick mehr wohl war.

Verloren gegangen war die edle Einfalt des Geſichtes, der Ausdruck naiver Empfindſamkeit war in ſinnliche Luſt, die größte Kraft in hoch ſich aufblähenden Stolz, und das ganze Farbenſpiel unter einen gelben Firniß verſunken,

Nur wie die Sonne durch Wolken ſcheint, ſchien hin und wieder noch ein Zug des erſten Geſichtes durch.

Dem Vater ward die Nachricht gebracht, daß etwas an ſeinem Lieblingsſtücke verändert und verdorben worden ſei. Hin eilte der wieder gegenwärtige Sohn, der es an des Vaters Seite vernahm, in ſein Kabinet, das er ſein Heiligthum nannte, und ſah und ſtand, und ſah und weinte: „Das hat ein feindlicher Menſch gethan!“ O Unſchuld! Unſchuld! du biſt Laſter geworden! So ſollte meines Vaters Arbeit ausſehen? Und wenn ich mein Leben darüber verlieren und mich blind arbeiten müßte — ſo ſoll's mein Vater nicht wieder ſehen! — Verruchter, der das that und meines Vaters Meiſterſtück ſo verdarb — aus Neid und Eigennutz! Nein! ſterben wollt' ich, ehe du es haben ſollſt, ſterben, ehe es alſo bleiben ſoll! Der edle Sohn, voll vom Genie ſeines Vaters, hatte das Geheimniß, den Firniß aufzulöſen und den aufgeklecken Quark von Farben wieder wegzubringen. Allein man kann denken, wie viel vom erſten Originale ſich mit wegriß. Doch der Wuſt ward weggearbeitet, traurig ſtand der Sohn vor der verwüſteten Unſchuld; aber im Vollgefühl ſeines Schmerzes und ſeines Genies nahm er Pinſel und Farbe und

arbeitete mit unbeschreiblicher Begeisterung neue Kraft, neues Leben ins Ganze hinein. Die ersten Grundzüge waren ihm immer noch sichtbar, waren ihm heilig; er schwitzte bei der Arbeit — Unschuld, Unschuld, du bist nicht mehr zurückzubringen; aber ich will thun, was ich kann. Und es gelang ihm, daß er sich königlich freute seiner Arbeit. Unwiederbringlich war die Unschuld; aber rein weg war das Laster, und das Gesicht war zur erhabensten Tugend geworden. Wie den geretteten Bruder ein Bruder zum ängstlich harrenden Vater zurückführt, so brachte der Sohn das Gemälde seinem Vater wieder. Freude weinte der Vater, und es ward dem Vater und dem Sohne lieber als vorher, und sie ließen es nun keinen Augenblick mehr aus dem Gesichte.

Ist Erklärung nöthig, Leser? Es ist deine Geschichte, die Geschichte aller Menschengesichter, die Gott unschuldig schuf, Leidenschaften mit Zügen des Lasters verteufeln, Christus zur Tugend und Schönheit erneuert!

Neunundfünfzigstes Fragment.

Ueber Freiheit und Nichtfreiheit des Menschen.

„Ordnung und Empfindung der Muskeln" (sagt der scharfsinnige und edel freidenkende Verfasser der „physiognomischen Gedanken" im Deutschen Museum 1778), „Ordnung und Empfindung der Muskeln" (und hiemit auch nach seinem Sinne: Form des Ganzen) „bestimmt die Denk- und Empfindungsart eines Menschen. Gerade so, wie der Pflug tief oder flach ans Land oder vom Lande geht, nachdem sein Kringel lang oder kurz, hoch oder niedrig gesteckt ist; oder wie der Klang der Geige sich darnach verändert, ob der Steg mit der Stimme gleich steht, oder nicht: so hängt unsere Denk- und Empfindungsart von der Bildung und Ordnung der Muskeln

ab. Wir ſind in der Hand des Schöpfers nichts Anderes, als ein Werkzeug: Wie er unſere Wirbel ſtellt, ſo klingen wir ihm, und wie er unſere Muskeln bildet und ordnet, ſo denken und empfinden wir."

* * *

Ueber dieſen äußerſt wichtigen und tiefeingreifenden Punkt denke ich ſo: Der Menſch iſt frei wie der Vogel im Käfig. Er hat ſeinen beſtimmten, unüberſchreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen beſondern Umriß ſeines Körpers, ſo einen beſtimmten, unveränderlichen Spielraum. Es gehört zu Helvetius unverzeihlichen Sünden wider die Vernunft und Erfahrung, die Erziehung zum einzigen Mittel der allgemeinſten Bildung und Umbildung angegeben zu haben. Revoltanteres hat vielleicht dieß Jahrhundert kein philoſophiſcher Kopf der Welt aufgedrungen. Wer kann's läugnen, daß gewiſſe Köpfe, gewiſſe Bildungen gewiſſer Empfindungen, Talente, Wirkſamkeiten von Natur fähig, von Natur unfähig ſind?

Einen Menſchen zwingen wollen, daß er denke und empfinde, wie ich, heißt, ihm meine Stirn und Naſe aufdringen wollen, heißt, dem Adler Langſamkeit der Schnecke, der Schnecke Schnelligkeit des Adlers gebieten wollen. Siehe da die Philoſophie unſerer luzianiſchen Geiſter! Wie der Soldat unter dem Prügel des Offiziers ſeine Individualität verlieren und nur präſentiren ſoll, was ſein Nachbar oder ſein Vormann präſentirt, ſo ſoll man unter ihrer Peitſche gravitätiſch Schritt für Schritt einherheucheln! Wahre Kenntniß des Menſchen, phyſiognomiſches Studium allein macht ſolche Tyranneien ohne ihres Gleichen unmöglich. Jeder Menſch kann nur, was er kann, und iſt, was er iſt. Er kann nur auf einen gewiſſen Grad ſteigen, und weiter nicht, und wenn man ihn mit der Unbarmherzigkeit eines ergrimmten Scharfrichters auf den Tod geißelte. Jeder Menſch ſoll nach ſich ſelbſt gemeſſen werden: Was kann er als er? Er in den Umſtänden, in denen er iſt? Nicht: was könnte

ich in seiner Lage? O Menschen! Brüder! Eines Vaters Kinder, wann wollt ihr einander billig beurtheilen? wann aufhören, vom Empfinder Abstraktionen des kalten Denkers, vom kalten Denker warme Empfindungen zu fordern, zu erzwingen? Wann vom Apfelbaum keine Birnen, vom Weinstock keine Aepfel mehr verlangen? Der Mensch ist Mensch, und kann nicht Engel sein, wenn er es auch wünscht. Und so ist jeder Mensch ein eigen Ich und Selbst, und kann so wenig ein anderes Selbst werden, als ein Engel. Z. B.: ich kann nie zu dem unerschrockenen Muth eines Karls des XII., nie zur planmachenden Weisheit eines Heideggers, nie zur algebraischen Fazilität eines Eulers, nie zum klassifizirenden Genie eines Linnäus gebildet werden, so lange meine Stirn und Nase so lustig, locker, unknöchern und so umrissen ist, wie sie ist. In meinem Bezirke bin ich frei. In meinem Kreise kann ich wirken, wie ich will. Wenn ich ein Pfund empfangen habe, so kann ich nicht wirken wie der, so zwei empfangen hat. Aber dieß Eine kann ich gut oder übel anwenden. Ein gewisses Maß von Kraft ist mir gegeben, das ich gebrauchen und durch den Gebrauch vermehren, durch Nichtgebrauch vermindern, durch Mißbrauch verlieren kann; aber nie kann ich mit diesem bestimmten Maß von Kraft das ausrichten, was sich mit einem doppelten, eben so angewandten Maße ausrichten ließe. Fleiß kann dem Talente, das nicht fleißig ist, und Talent dem Genie, das keine Gelegenheit und Uebung hat, sich zu entwickeln, sehr nahe kommen oder vielmehr nahe zu kommen scheinen; aber nie kann Fleiß Untalent zum Talent oder Genie machen. Jeder muß bleiben, wer er ist. Er kann sich nur auf einen gewissen Grad vervollkommnen, ausbreiten, entwickeln. Jeder ist Fürst und Souverän, aber nur in seinem großen und kleinen Fürstenthum. Er kann es anbauen, daß es so viel Ertrag gibt, als ein noch einmal so großes, das nicht angebaut wird. Aber sein Fürstenthum kann er nicht erweitern, bis der Herr ihm seines Nachbars unangebautes

Fürſtenthum ſchenkt, wenn das ſeinige ganz angebaut iſt. Dieſer Glaube an dieſe Freiheit und Nichtfreiheit des Menſchen iſt's, der Jeden demüthig und muthig, beſcheiden und wirkſam machen kann. Bis hieher und nicht weiter, aber ſo weit! ruft Gottes Stimme Wahrheit, Phyſiognomik jedem Menſchen zu, der Ohren hat zu hören: Sei, was du biſt, und werde, was du kannſt.

Jedes Menſchen Phyſiognomie und Charakter kann ſich erſtaunlich verändern; aber doch nur auf eine ſo und ſo beſtimmte Weiſe. Jeder hat einen großen Spielraum; der Kleinſte ein gutes großes Stück Feld, auf welches er mancherlei, nach des Bodens Art, ſäen kann. Aber er kann nur den Samen ſäen, den er empfing, und nur den Boden bauen, auf den er hingeſtellt iſt. In dem großen Hauſe Gottes ſind zur Ehre des Hausherrn goldene, ſilberne und hölzerne Gefäße, alle tauglich, alle nützlich, alle gottesempfänglich; alle Werkzeuge der Gottheit, alles Gedanken, Offenbarungen von ihm! Alles Worte ſeiner Kraft und Weisheit. Aber das Hölzerne bleibt hölzern, das Silberne ſilbern, das Goldene golden. Das Goldene kann ungebraucht veraltern, aber es bleibt golden. Das Hölzerne kann nützlicher werden, als das Goldene, aber es bleibt hölzern. Keine Erziehung, keine Anſtrengung, kein Aufſtreben der Imagination ohne tiefe, innere Ahnung und Gefühl der Kraft, kann uns eine andere Natur geben. Laß jeden Menſchen das ſein, was er iſt, und ſei du das, und nichts anders, als was du biſt, ſo biſt du Gott und Menſchen und dir ſelber gut genug. — Biſt du Violin, willſt du Flötenton aus dir erzwingen? Biſt du Trompete, willſt du ſchallen lernen, wie die Trommel? Aber dieſelbe Violin, ſo oder ſo geſpannt, ſo oder ſo gehalten, ſo oder ſo geſtrichen, wie unendlich mannigfaltige Töne kann ſie von ſich geben, nur keinen Flötenton, ſo wenig die Trommel trompeten kann! Aber wie unendlich verſchieden kann die Trommel gerührt werden!

Mit einer schlechten Feder kann ich nicht schön schreiben; aber schön und schlecht mit einer schönen. Ich kann nicht Weisheit reden, wenn ich dumm bin; aber dumm reden, wenn ich weise bin. Nicht geben, wenn ich nicht habe; aber wenn ich habe, geben oder behalten, brauchen oder nicht brauchen. Mit tausend Gulden kann ich nicht Alles kaufen, was ich will, aber dennoch steht es mir frei, unter unzähligen Dingen, deren Werth diese Summe nicht übersteigt, auszulesen. Also bin ich frei und nicht frei; von meiner innern und äußern Organisation hängt die Summe meiner Kräfte, der Grad meiner Aktivität und Passivität ab. Von den äußern Umständen, Erweckungen, Veranlassungen, Menschen, Büchern, Schicksalen, der Gebrauch, den ich von dem bestimmten Maße meiner Kräfte machen kann. Nicht an Jemandes Wollen oder Laufen liegt's, wie Einer ist, sondern an Gottes Erbarmen. Auch darf kein Gefäß zum Töpfer sagen: Warum hast du mich also gemacht? — Aber der Herr, der Gerechte, schneidet auch nicht, wo er nicht säete, und sammelt nicht, wo er nichts hinlegte. Aber er fordert mit Recht von dem, der fünf Talente empfing, fünf andere damit gewonnen; zwei gewonnen von dem, der zwei empfing, und eines von dem, der eines empfing.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Vorwort	3
Vorwort zur Phyſiognomik	7
Phyſiognomik. Einleitung. Würde der menſchlichen Natur	11
Erſtes Fragment. Von der Geringheit meiner phyſiognomiſchen Kenntniſſe	14
Zweites Fragment. Von der Phyſiognomik	21
Erſte Zugabe	24
Zweite Zugabe	25
Drittes Fragment. Einige Gründe der Verachtung und Verſpottung der Phyſiognomik	26
Zugabe	31
Viertes Fragment. Ueber die menſchliche Natur	33
Fünftes Fragment. Ueber die menſchliche Natur. Grundlage der Phyſiognomik	39
Sechstes Fragment. Von dem Bemerken der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten überhaupt	45
Siebentes Fragment. Von der Wahrheit der Phyſiognomie	52
Achtes Fragment. Die Phyſiognomik, eine Wiſſenſchaft	61
Neuntes Fragment. Von der Harmonie der moraliſchen und körperlichen Schönheit	66
Judas, nach Holbein	90
Demokrit, nach Rubens	95
Ueber die Adieux de Calas, von Chodowiecki	99
Zehntes Fragment. Von den oft nur ſcheinbaren Fehlſchlüſſen des Phyſiognomiſten	101

Seite

Zugabe 106
Eilftes Fragment. Von einigen Schwierigkeiten bei der Phyſiognomik 108
Zugabe 114
Zwölftes Fragment. Von der Leichtigkeit der Phyſiognomik . 118
Dreizehntes Fragment. Vom Nutzen der Phyſiognomik . . 122
Vierzehntes Fragment. Vom Schaden der Phyſiognomik . . 130
Fünfzehntes Fragment. Der Phyſiognomiſt 138
Sechszehntes Fragment. Von einigen Phyſiognomiſten . . 149
Siebenzehntes Fragment. Giorgione oder Georgius Barbarelli 155
Michel Schüppach 156
Kleinjogg 157
Homer, nach einem in Konſtantinopel gefundenen Bruchſtücke . 163
Anſon 165
Achtzehntes Fragment. Vermiſchtes 166
Neunzehntes Fragment. Seltenheit des phyſiognomiſchen Beobachtungsgeiſtes 171
Einige Beobachtungen über Neugeborne, Sterbende und Todte 174
Zwanzigſtes Fragment. Beantwortung einiger vermiſchter beſonderer Einwendungen gegen die Phyſiognomik 176
Einundzwanzigſtes Fragment. Sokrates, nach einem alten Marmor von Rubens 183
Zweiundzwanzigſtes Fragment. Ueber die Portraitmalerei . 191
Dreiundzwanzigſtes Fragment. Rüdgerodt 200
Vierundzwanzigſtes Fragment. Helden der Vorzeit 201
Scipio 201
Titus 201
Tiberius 202
Brutus 203
Cäſar 205
Denker. I. Zwingli 205
II. Carteſius 206

Seite

III. Plato 209
IV. Hamann 210
Fünfundzwanzigſtes Fragment. Ueber Ideale der Alten, ſchöne Natur, Nachahmung 212
Sechsundzwanzigſtes Fragment. Demoſthenes 221
Siebenundzwanzigſtes Fragment. Raphael 222
Achtundzwanzigſtes Fragment. Etwas über Pferde. Hiob . 226
Neunundzwanzigſtes Fragment. Erklärung eines Oldenburgiſchen Gelehrten über die Phyſiognomik 230
Dreißigſtes Fragment. Ueber die Hände 240
Les mains 244
Einunddreißigſtes Fragment. Von dem Charakter der Handſchriften 244
Zweiunddreißigſtes Fragment. Ueber den menſchlichen Mund. Ein Wort aus der Fülle des Herzens 250
Dreiunddreißigſtes Fragment. Ueber jugendliche Phyſiognomien. Zimmermann in Haller's Leben 252
Vierunddreißigſtes Fragment. Allgemeine Betrachtungen . . 255
Fünfunddreißigſtes Fragment. Carolus von Hedlinger . . 259
Sechsunddreißigſtes Fragment. Michelangelo Buonarroti . . 262
Siebenunddreißigſtes Fragment. Allgemeine Betrachtungen . 263
Achtunddreißigſtes Fragment. Niklas Jomelli 265
Neununddreißigſtes Fragment. Emanuel Bach 266
Vierzigſtes Fragment. Allgemeine Betrachtungen 268
Einundvierzigſtes Fragment. Göthe 273
Zweiundvierzigſtes Fragment. Rückſicht oder Beſchluß . . . 275
Dreiundvierzigſtes Fragment. Allgemeine Betrachtungen über Religion und religiöſe Phyſiognomie 276
Vierundvierzigſtes Fragment. Johann Jakob Heß 289
Fünfundvierzigſtes Fragment. Karl Borromäus 291
Sechsundvierzigſtes Fragment. Jeſuiten 293
Ignatius Loyola 294

Seite

Siebenundvierzigſtes Fragment. Kontraſte. 1) Spener. 2) Spinoza. 3) Bourrignon. 4) Guyon. 5) La Mettrie. 6) Zinzendorf 295

Achtundvierzigſtes Fragment 299

Neunundvierzigſtes Fragment. Männliches und weibliches Geſchlecht 300

Fünfzigſtes Fragment. Friedrich, der König von Preußen, zu Pferde 303

Einundfünfzigſtes Fragment. Phyſiognomik und Pathognomik 306

Zweiundfünfzigſtes Fragment. Homogenität, Gleichartigkeit, Harmonie, Einfachheit der menſchlichen Bildung 307

Dreiundfünfzigſtes Fragment. Vom Einfluſſe der Phyſiognomien auf Phyſiognomien 313

Vierundfünfzigſtes Fragment. Fortſetzung. Wirkungen der Einbildungskraft auf die menſchliche Bildung. Muttermäler. Mißgeburten 316

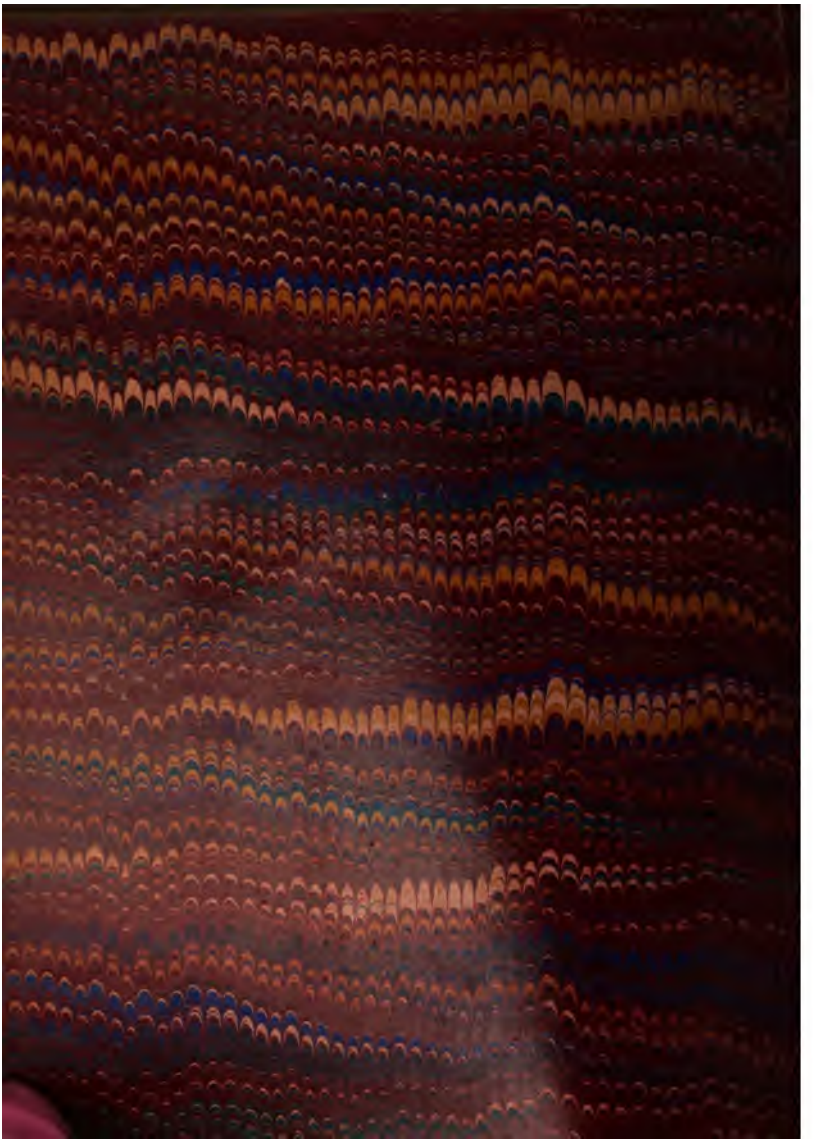
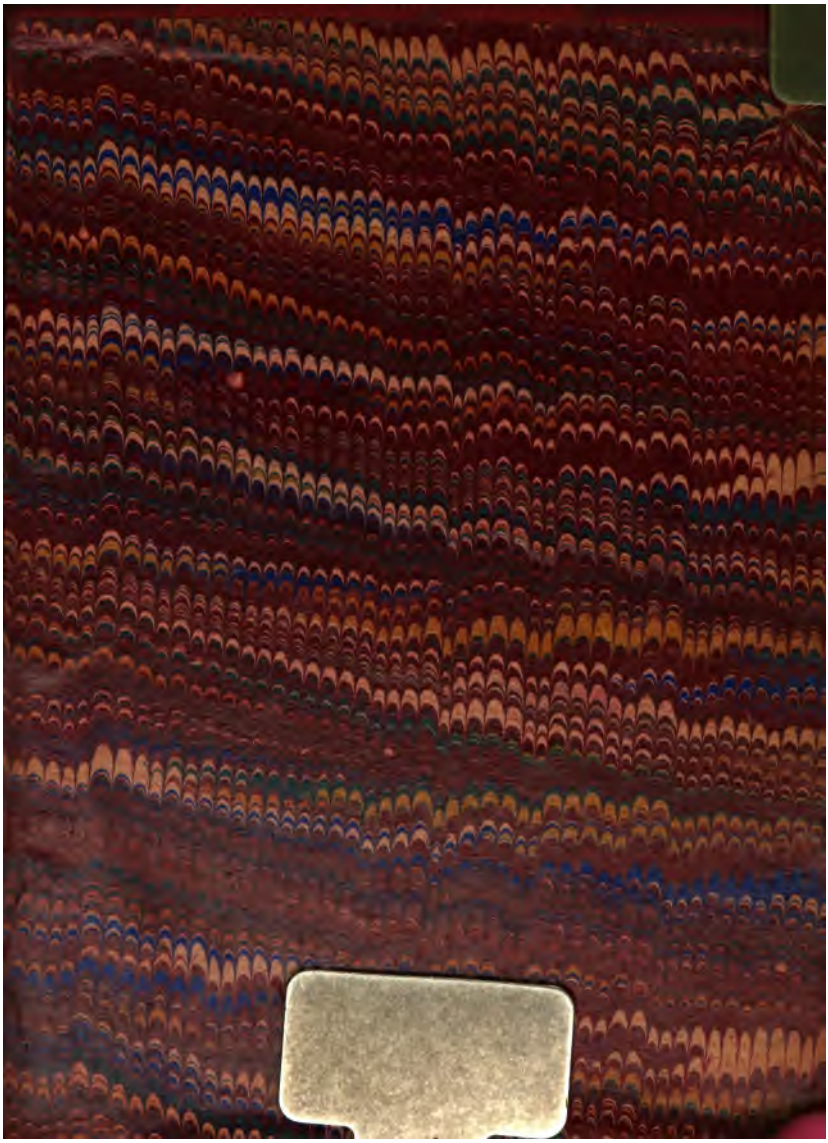
Beilage 318

Fünfundfünfzigſtes Fragment. Vom Einfluſſe der Einbildungskraft auf die menſchliche Bildung. Fortſetzung. Rieſen und Zwerge 320

Melchior Thut, ein Rieſe 322

Sechsundfünfzigſtes Fragment. Genie 324

Siebenundfünfzigſtes Fragment. Einige phyſiognomiſche Anekdoten 330

Achtundfünfzigſtes Fragment. Eine Fabel 333

Neunundfünfzigſtes Fragment. Ueber Freiheit und Nichtfreiheit des Menſchen 336